

398.2
E12
v. 8

DR. LUTZ MACKENSEN

Niederfächliche
Sagen



НБ

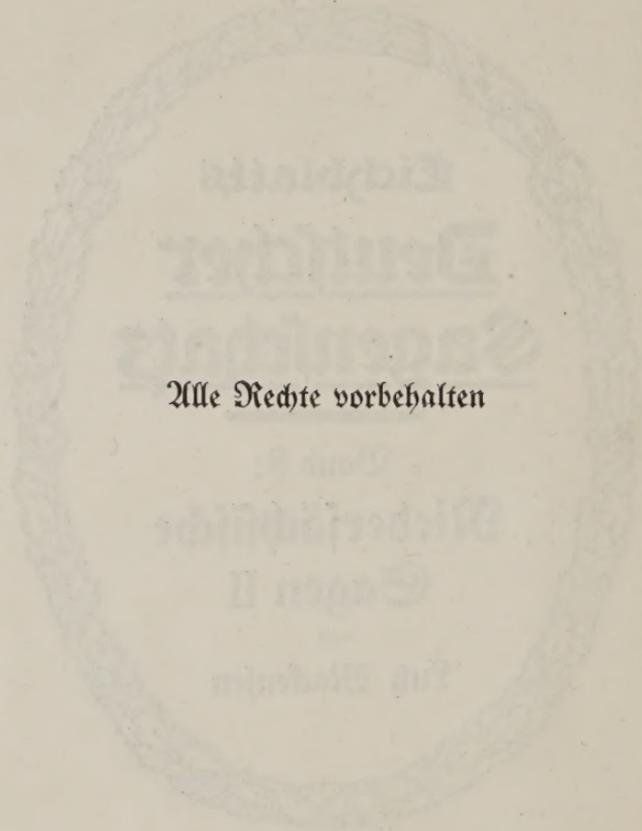
**THE UNIVERSITY
OF ILLINOIS
LIBRARY**

398.2
Ei2
v. 8



Eichblatts
Deutscher
Sagenschatz

Band 8:
Niedersächsische
Sagen II
von
Lutz Mackensen



Alle Rechte vorbehalten



THE UNIVERSITY
OF ILLINOIS
CHAMPAIGN

Digitized by the Internet Archive
in 2022 with funding from
University of Illinois Urbana-Champaign



Der Huckup in Hildesheim
(S. 59)

Niedersächsische Sagen

Teil 2:

Hannover=Oldenburg

Herausgegeben und eingeleitet

von

Luz Mackensen

Mit 6 Bildtafeln



Hermann Eichblatt Verlag Leipzig=Gohlis

1925

Meinem Vater,
Herrn Oberstudiendirektor Dr. L. Mackensen,
in dankbarer Treue.

Einleitung.

„Am alles menschlichen Sinnen Ungewöhnliche, was die Natur eines Landstriches besitzt, oder wessen ihn die Geschichte gemahnt, sammelt sich ein Duft von Sage und Lied, wie sich die Ferne des Himmels blau anläßt und zarter, feiner Staub um Obst und Blumen setzt Auf solche Weise verstehen wir das Wesen und die Tugend der deutschen Volksfage, welche Angst und Warnung vor dem Bösen und Freude an dem Guten mit gleichen Händen austheilt.“

Mit diesen Sätzen versuchten die Brüder Grimm den Inhalt der deutschen Sage zu ergreifen¹⁾, und schwerlich wird man die Mannigfaltigkeit und Buntheit des Sagengutes besser und feiner beschreiben können. Alles, was es bewegte, die Fragen, die eine Antwort verlangen, die Schrecknisse der Natur und der Landschaft, die sonderbaren Erlebnisse der Menge und des Einzelnen, die Erinnerung an gewesene Leiden und Freuden und die Träume von Glanz und Erlösung, alles hat das Volk in seinen Sagen zusammengefaßt; düsterer Ernst und heiterste Fröhlichkeit stehen dicht beieinander: unentwirrbar scheinen die Fäden, die hier zusammenlaufen. Und es war die zarte Scheu, das große Gewebe zu zerstören, die die Brüder abhielt, ihrer Sammlung eine straffe, feste Einteilung zu geben: „Bei Anordnung der einzelnen Sagen haben wir am liebsten der Spur der Natur folgen wollen, die nirgends steife und offenliegende Grenzen absteckt Daher uns bei weitem diejenige Anreihung der Sagen am natürlichsten und vorteilhaftesten geschienen hat, welche, überall mit nötiger Feinheit und ohne viel herumzuziehen, unvermerkt auf einige solcher geheim und seltsam waltenden Übergänge führt.“²⁾ So verzichteten sie auf jede zeitliche oder örtliche Einteilung und ließen sich bei der Anordnung allein von dem feinen poetischen Takt, der sie immer besetzte, leiten.

Die spätere Forschung folgte ihnen hierin nicht. Und mit Recht. Das Bild des Ganzen drohte bei solcher Anordnung unklar zu werden; man ahnte wohl die Buntheit des Teppichs,

¹⁾ Am Schluß des ersten Vorwortes zu den „Deutschen Sagen“.

²⁾ Erstes Vorwort zu den „Deutschen Sagen“, Abschnitt IV.

aber die einzelnen Linien der Zeichnung waren nicht zu erkennen. Zudem wurde auf diese Weise der gesammelte Schatz unübersichtlich und bei fehlendem Register oft nur mit Mühe für den Forscher auffindbar. So entschloß man sich zu strengerer Einteilung; anfangs wurde die bequemere und für die Volkspsychologie vielleicht wertvollere lokale Anordnung bevorzugt, die von Dorf zu Dorf schreitend das Sagengut der einzelnen Landstriche ausbreitete und zur besseren Übersicht das Ganze vielleicht noch in Provinzen oder Kreise zusammenfaßte; später, als man den Wert des Sagenschatzes für die einzelnen Forschungsgebiete, für Volkskunde und Mythologie, Kultur- und Rechtsgeschichte erkannte, ging man zu sachlichen Einteilungen über, indem man gleichstoffliche Gruppen zusammenfaßte und aneinander reihte; Meiches sächsische, Kühnau's schlesische Sagensammlung haben diesem Prinzip endgültige Anerkennung verschafft. Diese neuen Anordnungen waren notwendig, nicht nur um die einzelnen Sammlungen handlich und übersichtlich zu gestalten, sondern auch, um tiefer in Art und Wesen der Sage hineinzuleuchten; freilich zeigte sich in dem Augenblicke, wo sie zur Einteilung der Volkssage schlechthin verwertet wurden, auch, daß sie wohl eine gewisse Ordnung in das Wirrsal bringen, aber zur Erklärung des Sagenwesens nicht immer ausreichen¹⁾. So versuchte Follers in eingehender und scharfsichtiger Prüfung des Materials eine Einteilung nach inneren, stilistischen Gesetzen²⁾; er unterschied zwischen aitiologischen und demonstrierenden Sagen und gab damit der Forschung neue Gesichtspunkte und manche richtige Erkenntnisse; da aber sich die beiden Kreise überschneiden und die Stoffe wiederum getrennt werden müßten, lassen sich keine Anregungen für praktische Sammlungen schwer verwenden; dasselbe gilt von den Grundätzen, die Dähnhardt aufgestellt hat³⁾. Schon um die Benutzung durch den Fachgelehrten zu erleichtern, schon um dem Leser ein möglichst klares Bild der Sagengruppen zu ermöglichen, wird man an der stofflichen Einteilung für Sammlungen festhalten müssen, aber darüber hinaus muß versucht werden, durch Aufbau und Anordnung dem inneren Wesen und Leben der Sagen, ihren Voraussetzungen, ihrem Entstehen gerecht zu werden. Mit andern Worten: das Verhältnis der einzelnen Stoffgruppen, die nicht nur äußerlich, sondern auch innerlich aneinander gebunden sind, zueinander muß abgewogen und festgestellt, eine Chronologie des Sagengutes versucht werden. Dabei kann es sich nicht um eine äußerliche Zeitensfolge handeln, daß man es nun etwa unternehmen möchte, diese Sage der Kreuzzugszeit, jene der Reformation, wieder eine

¹⁾ Das zeigt z. B. die Aufzählung der Sagenarten, die M. Haberlandt in seiner „Einführung in die Volkskunde“ (Wien 1924, S. 66) gibt.

²⁾ J. Follers, Zur Stilkritik der Deutschen Volkssage. Phil. Diss. Kiel 1910, S. 31 ff.

³⁾ In der Zeitschrift des Vereins für Volkskunde XVII 142, wo aitiologische und willkürlich aitiologische (d. h. mit entlehnten Stoffen arbeitende) Sagen unterschieden werden.

andere dem Dreißigjährigen Kriege zuzuweisen. Selbst abgesehen davon, daß nur die wenigsten Sagen uns Anhaltspunkte über die Zeit ihrer Entstehung geben — hier könnten Münzennamen wie Krummstert (in Sage I) oder hannoverscher Taler (19), moderne Wörter wie Schauspielerin (14), Forscher (62) den Weg dürftig weisen —, würde eine solche Teilung doch nie zu einer Erkenntnis des eigentlichen Sagen-gutes führen: eine Sage, die von der Franzosenzeit erzählt und ihrem äußeren Gebaren nach ihr zuzuweisen ist, wird in vielen, ja den meisten Fällen nur eine neu erzählte, modernisierte Fassung älterer Motive sein, die weit über jene Zeit hinaufreichen. Dabei darf nicht vergessen werden, daß Zeitbestimmungen wie „im Dreißigjährigen Kriege“, „zur Franzosenzeit“ im Munde des Volkes kaum mehr bedeuten als „damals, als der Feind im Lande war“, mithin willkürlich gegriffen sind. So gesehen, verstehen sich die energischen Ablehnungen einer chronologischen Sageneinteilung, wie sie seit den Tagen der Brüder Grimm immer erneut wiederholt wurden, versteht sich, weshalb auch Ranke, der Schöpfer der für das Sagenwesen verständnisvollsten Sammlung, eine solche abgelehnt hat¹⁾.

Eine chronologische Sagenteilung muß vielmehr die Sagen-motive zueinander in ein stufenförmiges Verhältnis zu bringen suchen, muß entwicklungs-geschichtlich aufgebaut sein. Es kann sich also nur um eine relative Chronologie handeln. Elard Hugo Meyer hat eine solche schon einmal gegeben²⁾, und in den großen Hauptzügen schließt sich die vorliegende Sammlung an ihn an, wenn sie im Einzelnen auch andere Wege geht. Indem er die „mythischen heidnischen Sagen“ an den Anfang der Sagenese stellt und diese über die „christliche Sage“ bis zur „historischen Sage“ als der letzten sagen-bildenden Stufe fortverfolgt, erkennt er den großen Dreirhythmus der Entwicklung, den auch unsere Sammlung zur Grundlage ihrer Einteilung nimmt.

Die eigentliche Quelle der Sagenbildung ist der Mythos, und die „mythologischen Sagen“ stehen darum am Eingang der Entwicklung. Nicht als ob diese Sagen Unterbegriffe des Mythos wären, als ob sie sich aus ihm entwickelt hätten! Aber in ihnen hat er sich manifestiert, hat er in der Form von Deutungs- oder Beispielgeschichten Leben gefunden. Das Übersinnliche, der Mythos, der Zauber ist untrennbar von diesen Sagen; er gehört organisch zu ihnen, wechselt von Sage zu Sage mannigfaltig, lebt, wird geglaubt, ist „ein Stück Religion“³⁾ und zwar eines, das über die Zeiten andern Glaubens hinwegdauert trotz aller Angriffe seit den frühesten Tagen des Christentums, trotz seiner Brand-

¹⁾ Die Deutschen Volksagen. v. d. Leyens Deutsches Sagenbuch IV. 1910. S. 256.

²⁾ Deutsche Volkskunde. 1921. S. 341 ff.

³⁾ Grundzüge der Deutschen Volkskunde von H. Raumann S. 148.

markung als „Aberglaube“ und „Anglaube“; im tiefsten Wesen unchristlich, lebt er bis in unsere Tage hinein und wird immer wieder in neuen Varianten abgewandelt. Die Forschung will allenthalben das Absterben der Sagen beobachten, und sie selbst haben solche Klagen geradezu zu formelhaften Schlußwendungen gestaltet: „Die Welt ist aber heutiges Tages gar zu klug und glaubt gar nichts mehr“ (3), oder: „Die Kinder unserer Zeit haben soviel anders zu denken und zu tun und finden nicht die Zeit, zum Born in der Heide zu gehen und seine Wunderwirkung zu prüfen“ (107). Aber dennoch wird die alte Erlösungsgeschichte von der Endschlacht zu Beginn des Weltkrieges neu belebt, wird der Ubootheld Weddigen zum Führer des Gespensterschiffes, das Tag und Nacht ohne Aufhören um England kreist (137). So können mythologische Sagen noch in unsern Tagen entstehen und geglaubt werden. Dabei ist es für uns von nebensächlicher Bedeutung, ob solche neuzeitlichen mythologischen Sagen dem Raufcherlebnis oder krankhaften Veranlagungen der ersten Erzähler entstammen; die Menge, die sie aufnimmt und fortpflanzt, glaubt ihnen so gut wie frühere Zeiten älteren Sagen glaubten¹⁾.

Es handelt sich zunächst und in der Hauptsache um Motive der sog. niederen Mythologie, die hier ihre Verkörperung finden. Die Frage nach dem Fortleben der Seelen, vielleicht mit ein Ausgangspunkt aller Religionen, hat auf die Sagenbildung am fruchtbarsten gewirkt. So wird von dem Dasein der Seelen im Jenseits erzählt, ihre Überfahrt zum witten Mand (1; vgl. dazu die Geschichten von der Zwergenüberfahrt 95), ihrem Leben im Totenberge (2)²⁾, dem Treiben der ungetauft verstorbenen Kinder (3), den Totenversammlungen in der mittlernächtlichen Kirche (4); die wenigen christlichen Elemente in ihnen sind nur Überpinselungen, die den Kern nicht berühren. Reich ist die Zahl der Sagen, die von Gespenstern in Menschengestalt berichten (5 bis 28): die Deutung, daß wir es hier mit Seelen zu tun haben, wird von den Sagen selbst meist nicht gegeben; geschieht es doch einmal (wie in 23, 24), so wird die Erklärung kurz und formelhaft in einem Satze abgetan: Hauptsache bleibt die Darstellung des wunderlichen Gespenstes und seiner Taten. Weiße Geister, die in der Gestalt der weißen Frau³⁾ ihre verbreitetste Verkörperung finden, sind die

¹⁾ Vgl. zu dem Begriff „mythologische Sagen“: Neuschel, Volkstümliche Streifzüge (1903) S. 199, Wehrhan, Die Sage (Handbücher zur Volkskunde I 1908) S. 27. Es sind die Sagen, die das beste Material für die niedere Mythologie abgeben; so nimmt Andree in seiner Braunschweiger Volkskunde (S. 371 ff.) sie als einzige Quelle für sein Kapitel „Geisterwelt und mythische Erscheinungen“. Die „Kultsage“ von Folkers (Stilkritik der Deutschen Volksfage S. 94) bezieht sich nicht mit dem Begriff unserer „mythologischen Sage“.

²⁾ Unsere No. 2 erinnert in manchen Zügen an den Besuch des Orpheus in der Unterwelt.

³⁾ E. S. Meyer (Deutsche Volkskunde S. 347 ff.) wollte in der weißen Frau die alte Hauptgöttin sehen.

häufigsten; nur ganz selten begegnet einmal ein schwarzes Fräulein. Oft auch hindert der Schrecken, den sie dem Begegner einflößen, sie näher zu beschreiben: Jungfrauen, die verderblichen Trunk darbieten oder denen ein Wagehals den goldenen Becher rauben kann, stöhnende Männer, glühende Gespenster, eine nicht näher erklärte Hinrichtung, die sich allnächtlich wiederholt: alles in menschlicher Gestalt, undämonisch, aber auch unerklärt, Erscheinungen aus einer dem Lebenden verschlossenen Welt.

Ein ganz ähnliches Bild zeigen die Sagen, die von Tiergespenstern handeln (29 bis 41). Daß sie wirklich zu der eben besprochenen Gruppe gehören, beweist am einfachsten die Tatsache, daß sich zuweilen in einer Sage Motive aus beiden Gruppen vergesellschaftet finden, daß Verwandlungen herüber und hinüber stattfinden: die weiße Gans, das weiße Kaninchen wird zum Weib, „auch nackte Jungfrauen hat man oft dort tanzen sehen“ (29). Zuweilen wird auch geradezu gesagt, daß in dem gespenstischen Tier eine verlorene Menschenseele spukt: Vogel Unrecht ist der unselige Geist eines Mörders (32), der Schulte von Nortrup muß als schwarzer Hund spuken (39, vgl. 40, 41), „das Reh möchte wohl ein verwandelter Mensch sein“ (35). Von hier aus finden die andern Sagen, die ohne solche Hinweise erzählt werden, ihre Erklärung, der eiserne Rabe, der Welthund, das Kalb in der Marsch und ihresgleichen: nichts berechtigt uns, sie etwa als Dämonen aufzufassen; sie sind Spukgestalten ohne eine andere Bedeutung, als sie allen Seelensagen eignet.

Ihr letztes Entwicklungsglied finden die Seelensagen in den Geschichten vom lebenden Leichnam (42 bis 66). Hier wird es immer wieder ausdrücklich betont, daß es verwunschene, tote Menschen sind, die den Spuk verursachen. Und zum Unterschied von allen bisher erzählten Sagen wird in ihnen das Schwergewicht auf die Motive des Spuks, die Ereignisse des Lebens, die Charaktereigenschaften oder Besonderheiten des einstigen Menschen gelegt; die Tatsache des Spuks, das übernatürliche wird ihnen formelhaft und kurz angehängt, wie umgekehrt den Sagen von den Gespenstern in Menschengestalt das Motiv des Spuks zuweilen angehängt wurde. So sind in dieser Gruppe am häufigsten jene Sagen vertreten, aus denen man gerne auf das ethische Gefühl des Volkes günstige Schlüsse zieht, während sie doch nur dem Erklärungsdrang, der zur Deutung unverständlicher Dinge Geschichten in Schwarz-Weißzeichnung erfindet, entspringen: übermäßige Gier, Vergehen gegen das göttliche und menschliche Gesetz, das sind die Frevel, derentwegen der Sünder im Tode umgehen muß. In der Sage vom übermütigen Gang an den Sarg um Mitternacht, der dem Tollkühnen den Tod bringt (66), ist das Bewußtsein des Übernatürlichen durch eine rationalistische Ausdeutung schon fast ganz verwischt;

ihre Zugehörigkeit zu dieser Gruppe wird lediglich durch deutlichere Varianten von der Art erwiesen, wie sie etwa Ranke aus der Niederlausitz erzählt¹⁾.

Die Seelengeister sind in ihrem eigentlichen Wesen menschlich; in Form und Gebaren zwar unverständlich, erschrecken sie wohl gelegentlich die Lebenden, aber sie wirken nicht bestimmend auf ihr Leben ein, sie haben keine andere Gewalt über sie, als ihnen eben das Mittel des Schrecks verleiht. Anders die Dämonen, die ihrer ganzen Veranlagung nach übersinnlich und übermenschlich sind, die, außerhalb der menschlichen Welt stehend, verkörperte Probleme des primitiven Gehirns darstellen: Gestalten, die erfunden sind, unverständene Natur- und Persönlichkeitserlebnisse auszudeuten, und in denen die Keime zur Götterentwicklung verborgen sind (67 bis 88). Zu ihnen gehören die Walridersken, die auf Rähnen von England herüberfahren (67 I) oder auf Sieben daherkommen (67 IV), die, gefangen, auch Elbenehen mit Menschen schließen, ohne die Sehnsucht nach ihrem Heimatland zu verlieren („Wat klinget de Klocken in Eng-land!“ 67 III), in das sie bei erster Gelegenheit zurückfliehen. Später entstandene Hexengestalten haben manchen Zug von ihnen entlehnt²⁾; als Seelen dürfen sie kaum angesehen werden, wengleich manche Varianten das vermuten lassen³⁾. Ihnen wesenverwandt ist der Werwolf (69); Naturdämonen reihen sich an: Bergschmiede, die den Menschen gegen Entgelt Arbeiten verrichten (71), Wassereiben (72 bis 75, 77, 78, 80)⁴⁾, heilige Schlangen (82 bis 83), der Hufnagel (79), der Drache (85 bis 86), das schreiende Ding (87), die blaue Wolkengestalt der Pest (88); das alles sind Wesen, die über dem Menschen stehen und mit seiner Welt nichts gemein haben.

Eine besonders liebevolle Ausbildung hat die Sage den Zwergen gestalten und ihren Gegenspielern, den Riesen, geschenkt (98 bis 107); jene haben die alten elbischen Züge besser bewahrt als diese, die in der Darstellung des Volkes kaum noch ein anderes Ansehen haben als das von riesenhaft großen Urbewohnern. So könnte man mit gutem Recht die Riesensagen zu einer eigenen Gruppe „Vorgeschichtliche Sagen“ zusammenfassen, denn in ihnen spiegelt sich die Anschauung des Volkes von den frühesten vormenschlichen Zeiten wieder⁵⁾. Aber ihre inneren Beziehungen zu der elbischen Welt sind doch noch zu deutlich, als daß man sie von ihr

¹⁾ Die Deutschen Volksagen S. 67.

²⁾ Vgl. E. H. Meyer, Deutsche Volkskunde S. 343; auch Ranke, Die Deutschen Volksagen S. 14.

³⁾ Ranke S. 2 spricht Mahrenten und Truden als Seelen an.

⁴⁾ Zu No. 76 gibt es eine auf Herzog Karl und den wilden See bei Willbad bezogene schwäbische Variante, die W. Herz, Aus Dichtung und Sage (Stuttgart-Berlin 1907) S. 183 erzählt.

⁵⁾ Vgl. Müllenhoff, Sagen usw. der Herzogtümer Schleswig-Holstein und Lauenburg (Kiel 1845) S. II: „Vor dem Landbau weichen die Riesen“ und Wehrhan, Die Sage S. 14.

trennen könnte. Dem Zwergengeschlechte nah verwandt, wenn auch nicht wesensgleich mit ihm, sind die Hei~~n~~zelmännchen (108 bis 112)¹⁾ und ihre Vettern, die Klau~~b~~autermänner (119), die, wenn sie ihre Schiffe verlassen und an Land gehen, sich in nichts mehr von den Hei~~n~~zelmännchen unterscheiden (112 III).

Von vergessenen Göttern und vergessenem Glauben erzählt eine bescheidene Anzahl von Sagen (113 bis 125). Mit der früher so beliebten Deutung, die in allen möglichen Sagengestalten alte Germanengötter sehen wollte, kann nicht vorsichtig genug umgegangen werden, und wenn uns etwas davon abhielt, die Geschichten vom Schimmelreiter, vom wilden Jäger, vom Rattenfänger von Hameln und von der Frau Harke nicht in die Dämonensagen einzureihen, so war es allein die Erkenntnis, daß diese dämonischen Gestalten, als die wir sie letzten Endes doch wohl anzusehen haben²⁾, eine Ausprägung und eine Verbreitung gefunden haben, die sie aus der Masse jener entschieden heraushebt. Sie zeigen hervorragende Dämonen alten Volksglaubens auf einer Entwicklungsstufe, die nicht mehr allzu weit vom Gottkult entfernt ist; sie sind überdämonisch, wenn auch noch nicht göttlich. So mögen sie eine besondere Gruppe für sich beanspruchen. Einige Kultsagen reihen sich an (121 bis 123); ob der Gedanke der Götzenbilder, der in ihnen gelegentlich auftaucht, auf wendische Verhältnisse zurückgeht oder vielmehr vom Christentum, das alles Heidnische ablehnt, hineingetragen ist, wird kaum entschieden werden können. Eine Sage erzählt vom alten Glauben an die Baumseele (124)³⁾, eine andere von der Herkunft der Kinder (125); in beiden hat sich altes Glaubensgut erhalten.

Den dämonistischen Sagen schließen sich solche magischen Charakters an, die von Zauber und Fetischen erzählen (126 bis 135); Bannzauber, Fußspur- und Blitzzauber, Bausopfer und Dinge mit dämonischer Gewalt wie die Springwurzel, der Mraun, der Hechtaler und der Heckemann gehören hierher. An sie schließen sich zwei Sagen an, die ihrem äußeren Wesen nach zu den Dämonensagen passen würden (134, 135), die aber von denselben Dingen berichten wie die Fetischgeschichten und also hier ihren Platz fanden. Ein letztes Kapitel faßt endlich zusammen, was im Volke von Zukunftssträumen und Ahnungen seit alten Zeiten lebendig geblieben ist (136 bis 142): die zauberischen und dämonischen Motive in ihnen sind zu stark, als daß sie von den mythologischen Sagen getrennt werden können.

In allen diesen Sagen ist der Zauber das Wesentlichste der ganzen Erzählung; er gehört zu der Sage, die, nur feinet-

¹⁾ Vgl. L. Madensen, Hei~~n~~zelmännchen. Niederdeutsche Zeitschrift für Volkskunde II, 1. Heft.

²⁾ Maumann, Grundzüge der Volkskunde S. 150.

³⁾ Vgl. L. Madensen, Baumseele. Zeitschrift für Deutschkunde 1924, S. 1 ff.

wegen berichtet, ohne ihn undenkbar wird. Er ist ein gewachsener, lebendiger Bestandteil der mythologischen Sage, und so sehr er bei diesem oder jenem Motiv eine bestimmte, formelhafte Gestalt annehmen kann, so lebt er doch, solange nur das Motiv lebt, solange der Glaube an ihn festbleibt. Das wird in dem Augenblicke anders, in dem ein neuer Glaube auflebt; dadurch, daß das Christentum in Mythenbildung und Gesinnung dem alten Mythos entgegentritt, verliert er seine ursprüngliche Kraft. Die Sage der christlichen Zeit kann aber seiner nicht entraten; sie übernimmt ihn, wie sie ihn vorfindet, und preßt ihn als Formel der eigenen Schöpfung auf, weil sie weiß, daß er zum Wesen der Sage gehört. So gibt es eigentlich keine christliche Sage: auch die Volkslegende übernimmt die Formel des mythologischen Zaubers. Wir nennen diese Abtheilung christlich-bedingter Sagen „nachmythische Sagen“ und wollen damit andeuten, daß sich in ihnen christliche Sagenschöpfung mit dem aus dem Glauben der Vorzeit versteinert übernommenen Zaubergute vermischt¹⁾.

Bei den Geschichten vom Teufel wird die neue Technik des Sagenaufbaues besonders deutlich (143 bis 161). Seine Gestalt ist dem Volksglauben durch das Christentum vermittelt worden, und nun wird er zur Personifikation schlechterdings alles Übels, das früher in dämonischen Gestalten verkörpert worden war. Der Nachtmarder in Teufelsgestalt tritt die Nachfolge der Walridersten an (143), schwarze Raben werden als Teufel gedeutet (144), wie einst die Riesen verschleppt er Steine oder Wälder (158), wie Gespenster spuckt er in halbzersfallenen Türmen. Freilich wird man bei dieser Rückdeutung nicht zuweit gehen dürfen: daß er in der Sage vom Teufelsgelächter (147) die Stelle des einstigen Windgottes einnimmt, bleibt unbewiesen²⁾. Andererseits neigen die Teufelsagen stark nach der ganz unmythischen Seite zu, indem sie Schwankcharakter annehmen und so immer mehr vermenschlicht schließlich etwa denselben Charakter erhalten, den wir von den Ortsneckereien kennen. „So könnte der Teufel noch einmal den ganzen bunten Sagenteppich vor unsern Augen entrollen.“³⁾

Wie der Teufel, so sind die Gestalten der Hexen christlich bedingt⁴⁾, so oft sie auch an ältere Vorstellungen anknüpfen. Ihre männlichen Gegenspieler sind die Zauberer, in deren Wesen wir die gleiche Mischung von altem und neuem Vorstellungsgute beobachten (162 bis 178). Die Schatzsagen gehen vielleicht zuweilen auf mythische Ge-

¹⁾ „Die Sage hat kein Gefühl für Widersprüche und disperate Begriffe.“ Naumann, Volkskunde S. 151.

²⁾ W. Herz, Aus Dichtung und Sage S. 160.

³⁾ Nante, Volksagen S. 257.

⁴⁾ Naumann, Volkskunde S. 149, anders Nante, Volksagen S. 20.

danken zurück, haben diese aber meist so verwißt und ent-
 stellt, daß sie kaum noch zu den mythologischen Sagen ge-
 rechnet werden können (179 bis 192); so bieten sie ähnlich
 wie die Teufelsagen trotz ihrer gelegentlichen Beziehung zu
 weißen Jungfrauen und verwunschenen Seelen einer sagen-
 entrückten Auffassung leicht Gelegenheit zur rationalistischen
 Ausdeutung oder zur Anknüpfung von Schwankmotiven; alte
 mythologische Gestalten als Schatzhüter wechseln mit dem
 Teufel, der die Hebung vereitelt, ab. In den Legenden hat
 sich die Abkehr vom alten Glauben am stärksten vollzogen
 (193 bis 202), aber die Wunder, von denen sie erzählen,
 gehen nach der Formel alten Zaubers vor sich; sogar das
 Bauopfer findet sich in einer Legende und wird da zu einem
 Heiligen in Beziehung gesetzt (200). Ihnen wesensverwandt
 sind schließlich die Geschichten, die von Himmelsstrafen
 erzählen (203 bis 212), anders als jene „ethischen“ Spuk-
 sagen einer früheren Gruppe stellen sie den Bericht über das
 Vergehen, nun wirklich mit christlich-ethischer Einstellung, in
 den Mittelpunkt der Darstellung und lassen es durch eine oft
 als Wunder empfundene Gottesstrafe Sühnung finden; zu-
 weilen wird auch die Bekehrung des Sünders rühmend er-
 wähnt. Um es auf eine Formel zu bringen: es wird hier
 nicht erzählt, daß ein Gespenst umgeht, weil es im Leben
 schlimme Taten verübte, und nun dies oder das tut, sondern
 es heißt: Dort war eine Stadt voll schlechter Menschen, die
 verank, oder: Einer, der den Feiertag entheiligte, erlebte
 ein Wunder und besserte sich von da an.

War in diesen Sagen das Zauberiſche, der Kernpunkt der
 ursprünglichen Sage, zur Formel geworden, die der christlich
 bedingten und empfundenen Geschichte aufgedrückt wurde,
 ohne den sie aber nicht auskommen konnte und wollte, so
 löst es sich in der dritten Schicht des inneren Entwick-
 lungsganges ganz von der Sage ab. Eine neue Technik der Sagen-
 bildung setzt ein: anknüpfend an eine Person, eine lokale
 Besonderheit, ein Ereignis oder einen Brauch wird irgend
 eine Geschichte erzählt, die gelegentlich einmal Spuren von
 Zauber in sich aufnehmen kann, aber seiner zum Bestehen
 nicht mehr bedarf: so hat die Sagenentwicklung in den Kul-
 tursagen ihre letzte Stufe, ihre modernste Form erreicht.
 Hierher gehören zunächst die historischen Sagen (213
 bis 232), in denen sich das dürftige geschichtliche Bewußt-
 sein des Volkes erhalten hat: die Zeit Karls des Großen und
 die Religionskämpfe des 17. Jahrhunderts leben am stärksten
 in diesen Geschichten fort. An natürliche und künstliche
 (Stein)denkmäler knüpft sich manche Erzählung (233
 bis 253); hier findet sich noch am meisten Gelegenheit, zau-
 berische Erinnerungen zu verwerten. Außerlich betrachtet,
 würde auch die Rattenfängersage zu den Denkmalsagen ge-
 hören: sie knüpft an ein altes Fensterbild der Hamelner

Marktkirche an, das den Ausgang der jungen Mannschaft zum unglücklichen Kampf bei Sedemünde darstellte; aber sie hat diesen Zusammenhang, den erst die Forscherarbeit wieder aufgedeckt hat, völlig verwischt. In gewissem Sinne sind auch die *Glockensagen* (254 bis 265) solche Denkmalsagen, und für sie gilt gleiches wie für jene. Besonders gerne wird in unserer Gegend vom Glockenraub erzählt und wie er meist mißlingt; auch die berühmte Sage vom Glockengießer, der seinen tüchtigeren Lehrbuben erschlägt, ist recht verbreitet im Hannoverschen (261, 262). Zahlreich sind die Geschichten, die von *Räubern* berichten (266 bis 278); Raubritter und Seeräuber haben sich durch ihre schlimmen Taten unsterblich gemacht, und man erzählt sich gern von ihren Listen und Verbrechen. Ihre Gruppe leitet zu den eigentlichen *Rechtssagen* über (279 bis 295), deren Reichhaltigkeit und besonderes Gepräge wohl ein eigenes Kapitel verdient¹⁾. Sie erzählen von der Entstehung von Gerichtsbarkeiten und (vornehmlich gerne) von Abgaben: man sieht, wie diese das Denken des Volkes beschäftigt haben! Auch von alten Rechtsbräuchen und Strafen wird in ihnen berichtet, wie Maße und Münzen entstanden, welche Zauberkraft ein Scharfrichter besitzt. Erklärungen von *Namen* und *Wappen* (296 bis 314) sind zwar auch von rechtlichem Interesse, bieten aber in ihrer Mannigfaltigkeit auch so viel andere Züge, daß ihnen ein eigener Abschnitt gebührt; da sie vielleicht am stärksten von allen Kultursagen im Bewußtsein des Volkes, auch des modernen und aufgeklärten Volkes, leben, lassen sie sich nicht wohl aus den Sammlungen verdrängen, wie dies zuweilen geschah. Vom selben inneren Rhythmus sind die Geschichten, die *Nedensarten* und *Volksbräuche* deuten und auf bestimmte, erklärende Erlebnisse zurückzuführen bestrebt sind (315 bis 319), während schließlich in den *Schwanksagen* (320 bis 323) das letzte Glied der möglichen Entwicklung erreicht ist: hier ist der Zauber unmöglich geworden, die Grenze der Anekdote ist nicht nur erreicht, sondern sogar überschritten. So tritt die Kultursage neben die beiden andern Gruppen als das unverwüßlichste, längstlebige Sagen-*gut*: auch in mythologischer Zeit wird man sich von bedeutenden Persönlichkeiten, von Denkmälern der Natur und der Kunst, von Bräuchen und Namen jeglicher Art ernste oder heitere Geschichten erzählt haben, aber indem diese Geschichten dicht an das Gebiet des Schwankes oder der Anekdote grenzen, entfernen sie sich am weitesten vom eigentlichen Sagenstil. Alle drei Sagengattungen, die mythologischen, die nachmythischen und die Kultursagen, bestehen heute nebeneinander und erzeugen sich in immer neuen Abschattungen

¹⁾ Vgl. E. Feb. v. Künßberg, *Volkskunde und Rechtsgeschichte*. Jahrbuch für historische Volkskunde I (1924) S. 67 ff. G. Müller, *Recht und Staat in unserer Dichtung* (Hannover 1924) erwähnt die Sagen nicht. Vgl. auch Folkers, *Silbertritt der Deutschen Volksfrage* S. 38.

fort und fort; ihre Reihenfolge ist innerlich bedingt! die nachmythische Sage konnte erst entstehen, als ein neuer Glaube Bresche in den alten Glauben gelegt hatte, dessen Zaubergut er formelhaft übernahm, die Kultursage wurde erst möglich, als das Gefüge der mythischen Sage so weit gelockert war, daß unmythische Geschichten entstehen und fortleben konnten.

Die Einordnung der einzelnen Sagen in die verschiedenen Gruppen war nicht immer leicht. Ob z. B. der Bericht vom Liebeszauber im Steenhuus (57) dieses Motives wegen unter die Erzählungen von Zauber und Fetischen oder vielmehr, ihres Ausganges halber, unter die vom Lebenden Leichnam einzureihen sei, ob man die Geschichte von der gläsernen Kutsche (26) und dem falschen Eid (212) nicht als Rechtsagen ansehen müsse, war schwer zu entscheiden. Im allgemeinen gab das Hauptmotiv den Ausschlag: die Sage, in der Grenzrevel mit Spuken nach dem Tode bestraft wird (51, 55, 56), legt ihr Gewicht nicht so sehr auf die Erzählung des Grenzrevels als auf die Gespenstergeschichte, die nun ausführlich erzählt wird, ist also Seelen-, nicht Rechtsage, und die schwankhafte Ausgestaltung einer Teufels- oder Schatzsage rechtfertigt noch nicht ihre Zuweisung zu den Schwänken. Im einzelnen Grenzfall mußte das persönliche Gefühl entscheiden.

Bei der Auswahl der Sagen war ich besonders bemüht, zerstreutes oder im Buchhandel vergriffenes Material zu benutzen; auch Sagen, die mir wertvoll erschienen, aber bisher nur in wissenschaftlich unbrauchbarer Form gedruckt waren, glaubte ich durch kurze, der gewöhnlichen Sagenform besser angepasste Nacherzählungen, die sich natürlich mit peinlichster Genauigkeit an die überlieferten Tatsachen anschließen mußten, der Forschung erneuern zu sollen; so schenkte ich der konfuse Sammlung von H. Weichelt, die in romanhafter Form viel schönes Material enthält, besondere Aufmerksamkeit. Daneben war mein Interesse auf die Beibringung mündlicher, d. h. noch ungedruckter Sagen gerichtet; ich nenne hier dankbar die freundliche Hilfe der Herren Museumsdirektor Th. Benedek in Harburg, cand. med. vet. Entjer in Obhusener Hamrich, Schriftsteller Grimm in Deinstedt, Lyzeallehrer Krogel in Hannover, Lehrer Ottens in Silvese, Dr. Teske in Heidelberg, Lehrer Voigt in Wenden, Dr. H. Vorwahl in Elze, stud. phil. Warncke in Dudenzen, Lehrer Jobel in Salzgitter, die das von ihnen gesammelte Material kostenlos dem Heimatwerte zur Verfügung stellten. Besonderen Dank schulde ich Herrn Professor Dr. W. Stammeler in Greifswald, der mir seine wertvollen Notizen über verstreute Sagen zur Benutzung überließ. Um dem Leser einen Einblick in das Wesen der Sage zu vermitteln, habe ich gelegentlich Varianten desselben Motives nebeneinandergestellt (z. B. 263, 264); in der Erkenntnis, daß durch die Vermittlung von Schule und Lektüre

die romantische Sage ein gewisses Heimatrecht erlangt hat, ihre Form jedenfalls nicht mehr völlig unvollständig ist, habe ich einige wenige Beispiele auch dieser Gattung aufgenommen. Besonders habe ich Reichhaltigkeit der Motive angestrebt; die einzelnen Gebietsteile sind, so gut es ging, gleichmäßig berücksichtigt. Dabei wurden Hamburg und Bremen prinzipiell ausgeschlossen; ihr Sagengut soll, mit dem Lübeck's vereinigt, in einem besonderen Bande „Hanseatische Sagen“ später folgen.

Heidelberg.

Dr. Luz Mackensen.

Inhaltsverzeichnis.

A. Mythologische Sagen.

I. Seelensagen.

1. Vom Leben der Seelen.

	Seite
1. Die Seelenfahrt zum „witten Aaland“	1
2. Der Totenberg	2
3. Die armen Heidölmeken	3
4. Die Geisterkirche	3

2. Gespenster in Menschengestalt.

5. Das weiße Gespenst von Kleinmahner	4
6. Die weiße Frau des Garßenhofes	5
7. Die weiße Jungfrau am Riepen bei Hameln	6
8. Die weiße Frau vom Steierberg	6
9. Die Mühlenjungfrau in Hohenrode	7
10. Das schwarze Fräulein. I., II.	9
11. Das wit Rint. I., II.	9
12. Das mißglückte Ständchen in der Grenzlerburg	10
13. Der weiße Geist	11
14. Das weiße Gespenst	11
15. Der Mann mit der weißen Mütze	12
16. Der graue Mann bei Egestorff	12
17. Das Oldenburger Horn	13
18. Die Erscheinung bei Elveshausen	14
19. Der glühende Mann im Suttorfer Bruche	14
20. Das beherzte Mädchen von Großmahner	15
21. Der Jungfrauenbrunnen	16
22. Die Regelspieler in der Wöppstedter Ruine	16
23. De Buer ut Gassen	18
24. Guen Abend	19
25. Der Dweh	19
26. Die gläserne Rutsche	20
27. Der Ohnekopf im Eisenberg	20
28. Der Spuk am weißen Stein bei Rheden	21

3. Tiergespenster.

29. Der Spuk bei den drei Eichen	22
30. Dei witte Gaus	23
31. Dei Boß	24

	Seite
32. Vogel Unrecht	24
33. Die Erlösung des Rehs	25
34. Der Hühnerbusch bei Gellersen	25
35. Die Irrkäfer an der Grenzlerburg	26
36. Der eiserne Rabe	27
37. Der Welthund bei Engelbostel	27
38. Der Esel von Kirchwehren	27
39. Der Schulte von Nortrup	28
40. Die Gotteslästerung	28
41. Das Gottesgericht	28

4. Der lebende Leichnam.

42. Das Stöhrkreuz beim Heidenhof	29
43. Der alte Feldscher	30
44. Die Wiedergängerin	31
45. Störtebekers Geist	31
46. Sprengephyls Geist	32
47. Der weiße Ritter	32
48. Die Tränen der Mutter	33
49. Der Bauer im Violenbach	33
50. Der umgehende Bauer bei Bassum	33
51. Die feurige Mehrute	34
52. Der Geist auf dem Galgenberg	34
53. Der Prior von Loccum	34
54. Der strenge Pfarrer	35
55. Der Mann mit dem Grenzstein	35
56. Der nächtliche Pflüger	36
57. Das Steenhuus bei Bunde	36
58. Der Mann ohne Kopf	37
59. Die Verlathebrücke	38
60. Der Musikant im Langholter Meer	39
61. Der böse Geist Alte	39
62. Das taube Tal	41
63. Die Geisterschlacht. I., II.	44
64. Das Gespensterschiff	45
65. Der alte Turm zu Sehmünden	46
66. Der Gang an den Sarg um Mitternacht	46

II. D ä m o n e n.

67. Die Walriderste. I.—IV.	47
68. Der Ritt um Mitternacht	48
69. Der Werwolf. I., II.	50
70. Der Wolfsbaum	53
71. Der Schmied. I., II.	53
72. Die drei Enten	54
73. Das Rufen im Teich. I., II.	56
74. Dai grundlose Kolt	56
75. Der Seebulle	57
76. Der gespenstische Bulle	57

	Seite
77. Das Schloß im Bullensee	58
78. De Schimmel up de Momar-Brügge	58
79. Der Hucup. I.—III.	59
80. Das Kielkröbchen	61
81. Das harte Gelübde	61
82. Die Schlange mit der goldenen Krone	62
83. Der Snakenföng. I., II.	62
84. Kellerhahn	63
85. De Drake. I., II.	64
86. Stöpfe	64
87. Das schreiend Ding	65
88. Die Pest	66

III. Von Zwergen und Riesen.

89. Lehnort	66
90. Het Erdmännchen in'n Eefholte	67
91. Die Unterirdischen von Hoha	68
92. Die Unterirdischen bauen eine Kirche	69
93. Zwerge bei Seelze	69
94. Die Zwerge am Wohlenberge	70
95. Zwergüberfahrt	71
96. Die Ofenberger Zwerge	72
97. De Swarge von Jüne	72
98. Zwerge in den Schwefelhäuser Bergen. I., II.	73
99. Die Bergmännchen in Iburg	75
100. Die Zwergentaufe	75
101. Die Hebamme bei den Unnererdsken	76
102. Die Zwerghütchen	76
103. Der letzte Riese. I., II.	77
104. Die Hünenwürpe bei Letter	78
105. Der Gewekenstein. I., II.	79
106. Der Stein im Riesenstuh. I., II.	81
107. Vom Klinkeborn	82

IV. Heinzelmännchen und Hausgeister.

108. Hödeken. I., II.	82
109. Hünzelmann. I.—IV.	84
110. Stiefel	86
111. Der Puck	87
112. Der Ralsatermann. I.—III.	87

V. Vergessene Götter und vergessener Glaube.

113. Der Schimmelreiter. I.—III.	88
114. Der Roboluszwagen	89
115. Der Schimmelreiter vom „Dicken Hop“	90
116. Der Haselnberg. I., II.	91
117. Herodes jagt	93
118. Der wilde Jäger. I.—IV.	93
119. Die Harsenfichte	95

	Seite
120. Der Rattenfänger von Hameln	97
121. Der Heidenstein bei Lübbow	99
122. Die Opferstätte in Bentheim	99
123. Der Göke auf den Schwedhäuserbergen	99
124. Marenholz	100
125. Der Rinderbrunnen im Nesserland	101

VI. Von Zauber und Fetischen.

126. Poltergeist ins Haus gezaubert	101
127. Der Diebeszauber	102
128. Entsehen	103
129. Der Bau des Neustadter Walles	103
130. Die Springwurzel	104
131. Der gebannte Fuhrmann	104
132. Das Alruuntje. I., II.	105
133. Der Hefemann	106
134. Der Lork im Buttertopf	107
135. Der webende Hase	107

VII. Weissagungen und Ahnungen.

136. Der Kobbedisser Brunnen	107
137. Weltkriegsagen	108
138. Das Klageweib	108
139. Der Zaunhase	108
140. Die weiße Rose	109
141. Der Rabe von Merghausen	109
142. Spötenkiefen. I.—III.	110

B. Nachmythische Sagen.

I. Teufelsagen.

143. Der Teufel als Nachtmarder	112
144. Die schwarzen Raben von Rodewald	112
145. Der Teufel auf dem Ratskeller	113
146. Der Teufel als Doppelgänger	114
147. Des Teufels Gelächter	115
148. Der Riepenkerl und der Teufel	116
149. De Schaper unner de Egge	117
150. Der Teufel im Sumpfe. I., II.	117
151. De groote Warnefeld	119
152. Der Reherbruch	120
153. Das Schauteufelkreuz	121
154. De Bur un de Düfel	121
155. Zimmermanns Stiz	122
156. Das Weingartenloch bei Migen	122
157. Das Kartenspiel. I., II.	123
158. Der Rieselstein bei Melle	124
159. Wie ein Bauer den Teufel überlistete	125

	Seite
160. Der Teufelsknüppel	126
161. Das Teufelsohrkissen	126

II. Von Hexen und Zauberern.

162. Walpurgisnacht	126
163. Der Hexenritt	127
164. Spuk im Walde	128
165. Die Hexen von Bisquard	129
166. Die Ragen am heiligen Abend	129
167. Der Hexentrunk	129
168. Die Hexenbrücken	130
169. Heze Anneke	130
170. Das Kind als Heze	130
171. Der Iesteburger Hexenstein	131
172. Die Hexen von der Rumpeshorst	131
173. Dr. Faust im Wurstener Lande	132
174. Der Hühnerkönig von Hildesheim	132
175. Oberst Sprengel	135
176. Der wunderbare Fischfänger	136
177. Der Freischütz	136
178. Die Prophezeiung der Zigeuner	136

III. Schatzsagen.

179. Das Schatzfeuer	137
180. Der brennende Schatz von Hildesheim	137
181. Der Schatz am brennenden Busch	138
182. Die sieben Schatzgräber in der Grenzlerburg	139
183. Der Schatz in der Aue	140
184. De güllen Weege	141
185. Die goldene Wiege in dem Forst Haake	142
186. Die Schatzjungfrau von Celle	142
187. Der Strumpelsberg	143
188. Der Schatz in der Braupfanne	145
189. De lütke Warnefeld	146
190. Der Schatz im Brunnen der Holterburg	147
191. Das Geldloch bei Seelze	147
192. Die Schätze des Garßenhofes	148

IV. Legenden.

193. Kloster Mariensee	150
194. Der Brunnen im Kloster Rulle	150
195. Der tausendjährige Rosenstock von Hildesheim	150
196. Der Esel vom Kloster Lüne	152
197. Das Wandelkreuz	152
198. Der heilige Konrad	153
199. Der heilige Vitus in Hildesheim	153
200. Der Blexer Kirchbau	154
201. Die katholischen Pferde	155
202. Der Lämmchen- und der Kreuzbrunnen	155

V. Von Unrecht und Gottesstrafe.

203. Balf. I., II.	156
204. Der Untergang der sieben Kirchspiele	157
205. Wie Weene unterging	158
206. Der Seeburger See	159
207. Das Kloster im bösen Bruch	161
208. Christnachtspul. I., II.	161
209. Ernte am Feiertag. I., II.	163
210. Dei rode Hengst	164
211. Der offene Carg zu Dornum	164
212. Der falsche Eid	165

C. Kultursagen.

I. Historische Sagen.

213. Der Mohrenkönig im Meerbach	166
214. Kaiser Karl und die weise Frau	166
215. Das Blutbad am Halsebach	167
216. Wittegens Geburtsort	167
217. König Radbods Taufe	167
218. Von der Erbauung Lüneburgs	167
219. Die Lüneburger Salzlau	168
220. Der Dänentampf der Friesen	168
221. Wie die Sachsen das Land Hadeln gewannen	169
222. Das Jammerholz	169
223. Wie die Billunger Herzöge wurden	170
224. Die falsche Furt	171
225. De Schlicker Siel	171
226. Der Baderbusch bei Bisselhövede	172
227. Ulrich Behrs Flucht	172
228. Der Schwedenweg im Bokmer Holze	173
229. Die Tillyeichen bei Harpstedt	173
230. Wie Ehrhorn unterging	174
231. Die Gleichen bei Göttingen	174
232. Wissinghof bei Bentheim	174

II. Von Steinen und Denkmälern.

233. Hünenkönig Garbolds Grab	176
234. Der Karlsstein bei Haste	177
235. Die Karlssteine im Hone	177
236. Vom Bickelstein. I., II.	178
237. Der Elvertstein bei Behmke	180
238. Der Schäferstein von Hagenburg	180
239. Die sieben Trappen. I., II.	182
240. Der Brautstein bei Lüchow	183
241. Der Wolfstein bei Arzen	183
242. Die steinernen Ofen bei Chra	184
243. Der versteinerte Sonntagsschänder	185
244. Der Blichstein	185

	Seite
245. Der Abendroth'sche Sturm	186
246. Vom Dom zu Verden	186
247. Der versteinerte Junge	187
248. Die Menschenfigur am Schallloch	187
249. Der Stein an der Nicolaitkapelle zu Hannover	187
250. Die Bernwardskrone	188
251. Die weiße Dame im Schlosse zu Harburg	188
252. Der Bäcker von Lüneburg	189
253. Die Sonnenuhr beim Jägerhause	190

III. Glockensagen.

254. Der Glockenborn bei Freden	191
255. Die Glocke von Bisbek	191
256. Die Glocke von Debberode	192
257. Der Glockendiebstahl	192
258. Der Glockenraub der Wenden	192
259. Der Leerhafer Glockenraub	193
260. Die Glocke von Aurich	193
261. Der Glockenguß von Wittingen	194
262. Die Glockensteine	194
263. Die Rehrwiederglocke in Hildesheim	195
264. Das Neunläuten von Münden	198
265. Wie das Borkmer Holz an drei Gemeinden gekommen ist	198

IV. Räubersagen.

266. Der schwarze Roelf auf Borkum	199
267. Störtebekers Beute. I., II.	200
268. Gödecke Michels, der Seeräuber	201
269. Fritz von der Bergen	202
270. Der letzte Czarenhusen	203
271. Räuber Kemper	203
272. Die Raubritter von Heimbruch	204
273. Die Mordflamme	205
274. Die Räuber in den Karlssteinen	207
275. Die Räubergänge bei Neustadt	207
276. Das Räubernest im Friesenwärder Moore	207
277. Die Räuberbraut	208
278. Der Wölper Überfall	209

V. Rechtsagen.

279. Die Gerichtsbarkeit von Dreber	209
280. Die Totschlägerin auf der Kreuzfreiheit	210
281. Friedrich von Oldenburgs Gottesgericht	211
282. Das Halslöserätsel	211
283. Die Beme von Bentheim	212
284. Das Kreuz von Bentheim	212
285. Die Rache der Frauen von Dassel	212
286. Das Garnmaß von Hildesheim	213
287. Wie eine Münze zu einem Tiernamen kam	214

	Seite
288. Die Abgabe	214
289. Das Opfergeld	215
290. Wiedensahler Abgaben. I., II.	215
291. Der Rammelsburger Ruttenzins	216
292. Luffenzins in Fischbeck	216
293. Der „Spenneweih“ zu Uslar	217
294. Wie ein kluger Bauer Osnabrück rettete	217
295. Der Mord am eigenen Sohn	219

VI. Namen- und Wappensagen.

296. Achim	219
297. Ahlem	220
298. Barghorn	220
299. Bederkesa	221
300. Diepholz	221
301. Gilweise	221
302. Halzmühlen	222
303. Hildesheim	222
304. Hitzacker	223
305. Hollinde	223
306. Karrenzien	224
307. Die Klunderburg	224
308. Lüneburg	224
309. Münden	224
310. Der Wappenbär von Esens	225
311. Wie die Hardenbergs zu ihrem Namen kamen	226
312. Das Wappen derer von Hardenberg	226
313. Das Wappen der Grafen von Diepholz	227
314. Der Adler im Bauernwappen	227

VII. Redensarten und Bräuche.

315. De Jonker röppt	227
316. „Immer regas!“	228
317. „Hollen spöft“	229
318. Der Brautpfad	229
319. De Rinnerboom	230

VIII. Schwänke.

320. Die drei faulen Brüder	231
321. De kloke Geit	232
322. Die Gule in Peine	232
323. Culenspiegel. I.—IV.	234

Quellen, literarische Nachweise und Anmerkungen	241
Register: 1. Sachregister	253
2. Ortsregister	258



A. Mythologische Sagen.

I. Seelensagen.

1. Vom Leben der Seelen.

1. Die Seelenfahrt zum „witten Mand“.

Am Neßmersiel hat einmal ein armer Fischer einsam mit seinem Weib gewohnt, dem ist an einer Wintersonnenwende, just um die Mittagsstunde, etwas Seltsames widerfahren. Gerade als er zum Essen niedersitzt, tritt ein Fremder, einen Dreispitz auf dem Kopf, nach Art der alten Emdener Handelsherren gekleidet, in die Stube und fragt in fremd klingendem Tonfall: „Ben ick hier recht bei Vedder Fiskermann?“, und weiter, ohne eine Antwort abzuwarten: „Mag ick Ju up eenige Woorden an?“ Die Einladung zur Teilnahme am Essen überhört er, winkt den Fischer mit gemessener, fast würdevoller Bewegung zum Fenster und gibt sich ihm als Kommissionär zu erkennen, der den Auftrag habe, einen Fährmann zu mieten, der gewillt sei, so viel Seelen, als sein Schiff fasse, nach dem witten Mand überzusetzen. Der Fischer erschrickt anfangs, faßt sich aber; sie handeln miteinander um den Preis und werden endlich, die Seele für einen Krummstert, einig; dreitausend Seelen kann



des Fischers Schaluppe fassen. Der Fremde bezahlt sofort, prägt in befehlendem, scharfem Ton Ort, Zeit, Kurs und Ziel ein und verschwindet in plötzlicher, seltsamer Hast. Zur verabredeten Stunde ist der Fischer am Platz; sobald der Mond untergeht, fängt seine unbeladene Schaluppe langsam an zu sinken, als ob sie befrachtet würde, bis zuletzt nur noch eine Handbreit des Vordes über Wasser frei bleibt. Da vermutet der Fischer, daß er voll geladen sei, und stößt ab; von seiner Last sieht er anfangs nichts, bei genauem Zusehen bemerkt er einige sich hin und her bewegend, ineinanderfließende Nebelflecke; ein leises Flüstern und Knistern wird zuweilen vernehmbar. Endlich landet er am witten Mand; er sieht niemanden am Ufer, hört aber, wie die kreischende Stimme des Fremden eine endlos lange Namenliste verliest; dabei wird sein Schiff immer leichter. Als die Stimme schweigt, glaubt er, daß seine Passagiere alle gelandet sind, und fährt wieder heim.

Auf diese Weise wird die Reise der Seelen nach dem witten Mand jedes Mal bewerkstelligt. Dabei fiel es einmal einem Fährmann, der die Überfahrt besorgte, auf, wie die Stimme, die die Namenliste verlas, sich plötzlich unterbrach und kreischte: „Wo ist Pieter Jansen? Pieter Jansen ist nicht da!“ Da antwortete eine feine Stimme: „Ich bin Pieter Jansens Frau und habe mich unter dem Namen meines Mannes einschreiben lassen!“

2. Der Totenberg.

Einem Amtmann auf Mienover, der oft das Recht gebeugt hatte, wurde von seinen Verwandten nach seinem Tode ein Kreuzpfennig mit in den Sarg gegeben, damit er nicht wieder zu ihnen käme. Er ging deshalb zu seinem Knechte, trat nachts vor dessen Bett und bat ihn, dafür Sorge zu tragen, daß seine Verwandten sein Unrecht wieder gut machten. Zum Beweise, daß er gehorchen wolle, solle er seinem Herrn auf den Fuß treten. Der Knecht tat, wie ihm geheißен; da erhob sich der Geist mit ihm in die Luft und führte ihn zur Krukenburg. Der glühende Berg tat sich auf, und beide gingen hinein. Mitten im Berge saßen an einem langen Tisch eine Anzahl Männer; einer von ihnen sah auf und fragte den Knecht: „Welche



Zeit habt ihr dort oben auf der Erde?" Als der Knecht das Jahr nannte, riefen sie alle: „Gott, wie lange sitzen wir hier schon!“ — Beim Abschiede hat sich der Knecht von seinem Herren ein Zeichen aus, das er den Verwandten zum Beweise seiner Erlebnisse zeigen könne, und erhielt vom Amtmann dessen Hut und zugleich den Befehl, sich beim Herausgehen nicht umzusehen. Der Knecht tat es doch und war nach drei Tagen tot.

3. Die armen Heißlmeken.

Am Pagelskirchhof gingen lange vor der westfälischen Zeit drei Heißlmeken. Meine (?) selige Mutter, welche nachts oft aufs Waschen ging, hat sie mit eigenen Augen gesehen. Einmal lag eins im Wickelbunde dicht an der Kirchhofsmauer und schrie gottserbärmlich. Da dachte meine Mutter, es sei ein ausgelegtes Kind, und wollte es aufheben. Als sie aber danach greifen wollte, verwandelte sich das Wickelkind in ein Licht und hüpfte über die Mauer. — Es ist doch von Eltern nicht zu verantworten, wenn sie mit der Taufe säumen und so ein armes Wurm als Heißlmeken hinsterben lassen. Die Welt ist aber heutiges Tages gar zu Flug und glaubt nichts mehr.

4. Die Geisterkirche.

Auf dem Friedhose zu Oberdorf-Moringen steht, grau und düster, die Ruine einer der ältesten Kirchen Deutschlands, der alten St. Martinskirche. — Einstmals sollte in derselben die Weihnachtsfrühkirche abgehalten werden. Ein altes Mütterchen hörte es läuten und fuhr aus dem Schläfe. Daß es noch Mitternacht war, wußte sie nicht. Eiligst kleidete sie sich an und ging, ihre Heile (Mantel) fest um sich zusammenziehend, zur Kirche. Als sie hineintrat, ward sie zur großen Überraschung inne, daß schon alle Stölten besetzt waren. Doch kamen ihr die dazuhinenden Menschen ganz unbekannt und gar grauenhaft vor; auch der Prediger schien ihr so. Ein unsagbares Gefühl durchschauerte sie. Sie wollte umkehren, besann sich aber doch und schritt beherzt in die ihr zugehörige Stölte hinein, wo auch ein Plätzchen für sie übrig gelassen war. Als sie ein Weilchen dageessen, wandte sich die bleiche Nachbarin plötzlich nach ihr um und



flüsterte ihr zu: „Wenn du wieder fortgehst, so laß vor der Tür deine Heiße fallen!“ Da wußte die Alte, was die Glocke geschlagen. Sie sprang auf und davon. Schlotternd vor Angst und Grauen, vergaß sie jedoch nicht, zu tun, wie ihre Nachbarin sie geheißt. Kaum hatte sie aber die Heiße abgeworfen und die Tür aufgerissen, als dieselbe auch schon mit solch krachender Gewalt zurückgeschlagen wurde, daß die Arme um ein Haar dazwischen gefessen hätte. Doch nun war sie gerettet und dankte Gott! Als sie am andern Morgen nach ihrer Heiße sah, mußte sie dieselbe stückweise zusammensuchen, denn auf jedem Grabe lag ein Felsen.

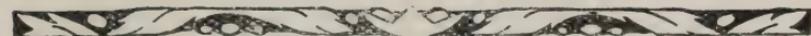
2. Gespenster in Menschengestalt.

5. Das weiße Gespenst von Kleinmahner.

In einem Hause des Dorfes Kleinmahner zeigte man noch vor Jahren einen Gehstock, in dem tief die Male von fünf Fingern eingebrannt waren. Die rührten von einem Manne her, der im Grabe keine Ruhe finden konnte und lange Jahre auf seinem Hofe umgehen mußte, so daß nicht Mensch noch Vieh dort bleiben konnten. Der hatte in einer schweren Stunde Gott und die Heiligen um Hilfe angerufen und der Kirche eine Kammer voll Glachs angelobt. Nachdem ihm aber geholfen war, hatte er sein Gelübde vergessen: denn nichts ist dem Menschenherzen saurer, denn danken müssen und Schätze missen. Als er aber gestorben war, mußte er darum in dunkler Nacht als weißes Gespenst umgehen, im Hause rumoren und mit dem Totenlaken alles Lebende scheuchen.

Kommt da einst ein junger Handwerksbursche, der von Salzgitter nach Braunschweig will. Als er von dem bösen Geist hört, erbietet er sich, in dem Hause zu wachen, er verstünde sich auf dergleichen Geschichten und würde den lästigen Unhold schon aus dem Hause bannen.

Als eben die Mitternachtsstunde geschlagen hat, beginnt der Geist auch richtig zu winseln und zu klagen. Da faßt sich der Geselle ein Herz, tritt ihm entgegen und fragt, warum er hier umgehe. Das Gespenst antwortet, es wolle ihm gern alles sagen, nur müsse er ihm versprechen, auch das zu tun, was er von ihm verlange. Denn das könne er

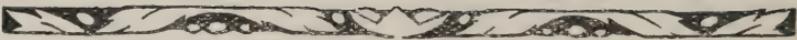


wohl, wenn er nur wolle. Das verspricht der Geselle, und nun erzählt ihm der Mann seine Sünde und seine Strafe. Als er geendet, sagt er: „Wenn man der Kirche den angebotenen Flachs gibt, so bin ich erlöst. Willst du dafür sorgen?“ Da antwortete der Geselle: „Das will ich tun, so wahr mir Gott helfe.“ Spricht das Gespenst: „Gib mir darauf deine rechte Hand!“ Der Geselle aber, der sich auf Spukgeschichten versteht, reicht ihm statt dessen seinen Gehstock. Der Mann greift fest zu, und zischend brennen sich seine fünf Finger tief in das Holz. Darauf verschwand das Gespenst und hat sich, da man sein Gelübde erfüllte, auch nicht wieder blicken lassen. Zur Erinnerung an diese wunderbare Begebenheit hat man aber lange Jahre den Stock mit den Brandmalen bewahrt. Heute ist er verschwunden, man weiß nicht wohin.

6. Die weiße Frau des Garßenhofes.

Als der Garßenhof noch Sitz derer v. Garßen war, schlich sich einst in dunkler Nacht um die elfte Stunde eine Frau in das Herrenhaus, um zu stehlen. Sie hatte auch schon allerlei Kostbarkeiten zusammengerafft, als sie durch ein Geräusch erschreckt wurde und flüchten wollte. Doch fand sie in ihrer Verwirrung nicht die Thür, gelangte aber schließlich doch durch ein Fenster in den Garten. Da die Nacht nach Sturm und Regen sehr dunkel war, konnte sie keinen Weg finden, und in ihrer Angst warf sie nach und nach alle gestohlenen Schätze fort. Erst nach langem Hin- und Herirren und nachdem der Hahn schon den Morgen verkündet, gewann sie einen Ausweg und kam ganz erschöpft und vor Angst zitternd zu Hause an.

Am anderen Morgen entdeckte man die Schätze und die Fußspuren, und dadurch wurden Tat und Täter offenbar. Als das unglückliche Weib von dem Fronvogt in das Roßhaus geworfen werden sollte, erhängte es sich vor Scham und Angst in dem Gebälk der Scheune. Ihrer ungesühnten Tat wegen fand die Frau jedoch keine Ruhe im Grabe. So irrt sie noch heute seufzend und klagend in dem Herrenhause umher und wird in mitternächtlicher Stunde als weiße Frau sichtbar. Manchmal erscheint sie aber auch in sonderbarer



Kleidung mit blauem Rock, rotem Hute, grünen Schuhen und mit einer großen Kute. Wenn sie so kommt, geschieht jedesmal ein großes Unglück.

7. Die weiße Jungfrau am Riepen bei Hameln.

Am Riepen bei Hameln läßt sich eine weiße Jungfrau sehen. Der Riepen liegt von Hameln aus jenseits der Weser, ein mächtig Gebirge, hoch und waldig emporragend. Das Volk hat die weiße Jungfrau im Walde des Riepen oft gesehen und erzählt, daß sie herrliche Schätze aufbewahre. Sie ist oft mit einem Bund Schlüssel in der Hand langsam und mit trauriger Miene durch den Wald gewandert nach einer Einsenkung, die das Bürener Loch genannt wird. An jener Einsenkung pflegt sie sich aufzuhalten: da sitzt sie im Rasen, bleich und schön, mit Augen voll Trauer, hält die Schlüssel, sinnt und seufzt. Wenn dann der Mond den verfallenden Münster von Hameln beleuchtet, streckt sie sehnsüchtig die Arme nach dem Münster. Denn als dieser noch herrlich und voll Pracht gestanden, hat die Jungfrau in der Domgruft ihr Grab gehabt. Wie aber der Münster durch frevelhafte Zerstörung verunheiligt worden, ist sie mit Schmerz in ihrem Grabe erwacht und hat den Riepen zu ihrer Schlummerstätte gewählt. Darin wacht sie nun aber und hat eine ewige Sehnsucht nach ihrem Grabe im Münster. Wenn der wieder aufblühen sollte in Verjüngung und die Orgeltöne und die Glocken darin die Ostern verkünden sollten, dann wird dem, der solches bewirkt haben wird, der Schatz der Jungfrau zuteil werden. Und die Jungfrau wird dann nie mehr am Riepen gesehen werden, sondern wieder ruhig schlafen in ihrem Grabe im Münster.

8. Die weiße Frau vom Steierberg.

Auf dem Steierberg hat in alter Zeit ein Schloß gestanden, das ist ein Raubschloß gewesen und untergegangen, und seitdem lassen sich dort zwei weiße Jungfrauen sehen, die bewachen einen Schatz im Berge und wollen erlöst sein.

Ein Mann aus Stolzenau kam einmal abends vorübergeritten, da trat eine der weißen Frauen an ihn heran und lud ihn ein, er solle mit in den Berg kommen und sie erlösen, denn er sei gerade der Rechte, und Schaden werde



er nicht davon haben. Der Mann sagte aber, er wolle erst seine Frau fragen, und ist schnell nach Stolzenau zurückgeritten, aber er ist mit der Antwort zurückgekommen, seine Frau wolle es nicht leiden. Da ist die weiße Frau mit Wehklagen wieder in den Berg gegangen und hat gesagt, nun müsse sie noch hundert Jahre sitzen, bis wieder einer komme, der sie erlösen könne.

9. Die Mühlenjungfrau in Hohenrode.

An der uralten Fahrstraße, die von Gitter nach Upen führt und der Bohlweg genannt wird, liegt am rechten Ufer der Innerste das kleine Dorf Hohenrode. Den größten Teil der Feldmark dieses Dorfes machen die Ländereien des Rittergutes aus, das ursprünglich den Herren von dem Busch gehörte, seit dem Jahre 1601 aber dem edlen Geschlecht der Grafen von Wallmoden zu eigen ist.

In unmittelbarer Nähe des Gutshofes und zu ihm gehörig liegt am Mühlengraben eine alte halbverfallene Wassermühle, in der des Nachts wehklagend eine weiße Frau umgeht.

Als ein Graf von Wallmoden vor vielen hundert Jahren das Rittergut Hohenrode erwarb, das in unmittelbarer Nähe seines Stammgutes Altwallmoden lag, schob sich nur noch eine schmale Koppel, die bis an den Galgen vor dem Wallmodener Holze reichte und dem Müller in Hohenrode gehörte, trennend zwischen seinen alten und den neuen Besitz. Der Graf hätte diese Koppel gar zu gern gehabt und bot darum dem Müller so viel harte Taler, daß er sich zehn solcher Ackerstücke hätte wiederkaufen können. Der Müller wies jedoch alle Angebote schroff zurück, zeigte sich gegen alle gütlichen Vorstellungen verstockt und sagte nur immer wieder: „Dem Müller von Hohenrode ist dieses Landstück genau so viel wert, wie dem Grafen von Wallmoden.“ So war ein gar großer Haß zwischen dem Grafen und dem Müller entflammt.

Es war im Hochsommer, als der Müller einmal nach seinem Acker ging, um nach dem Weizen zu sehen, da bemerkte er den Grafen von Wallmoden, der immer in großem Bogen still und stumm und ohne Hut um den Galgen ritt. Nachdem ihn der Müller eine Zeitlang verwundert bei diesem



absonderlichen Tun beobachtet hatte, konnte er endlich seine Neugier nicht mehr zähmen, und so rief er, ohne den Hut abzunehmen, seinem Feinde zu: „He, jei hebbet ja neinen Haut uppe!“ Das hätte er nicht tun sollen, denn der antwortete ihm höhniſch: „Besser, mein Lieber, man hat nichts auf dem Kopf wie ich, als nichts im Kopfe wie du!“ Diese Worte verdrossen den Müller so über alle Maßen, daß er anfang, auf den Hochmut des Ritters unflätig zu schimpfen. Das hätte er nun wieder nicht tun sollen, denn der Graf setzte auf jeden seiner Trümpfe einen Schelm. Dadurch ließ sich der Müller, der auf die Dauer dem Mundwerk des Grafen nicht gewachsen war, endlich zu dem törichtesten Ausruf hinreißen: „Wenn diu, hochnäsige Riddermann, von döinen groten Schinner runnerstöigen un mit meck rangen woſt, dann will eck deek de Sniuten all stoppen, sau wahr als eck de Müller bin. Dagegen wedde eck de Mühle und düsse Wanne, dei diu hebbben wutt un doch nich kriegst!“ Und das hätte der Müller zum Dritten nicht tun sollen. Denn kaum hatte der Graf das gehört, als er vom Gaul sprang und dem Müller sagte: „Hier meine Hand, es soll sein, wie du sagst. Ich will mit dir rangen um Feld und Mühle, und damit es ein ehrlicher Kampf werde, setze ich als Edelmann gegen deinen kümmerlichen Besitz meine stolze Grafschaft!“

Das Rangem begann. Und als sich die beiden Ringer am Gürtel hielten, da knirschte der Graf wohl mit den Zähnen, doch der Bauer heulte in seiner Wut wie ein toller Hund. Aber das half ihm nichts. Der Graf warf ihn so, daß er eine Zeitlang wie tot liegen blieb. So verlor der Müller Land und Mühle an die Grafschaft Wallmoden.

Des Müllers Tochter erklärte jedoch ihrem Vater voller Verzweiflung, sie könne nie und nimmer an einem andern Orte leben, sie sehne sich nach der Mühle zu Tode. Da sie aber dennoch die Mühle verlassen mußte, härmte und sehnte sie sich so sehr nach der Heimat, daß sie wirklich bald darauf starb. Nach dem Tode fand sie keine Ruhe im Grabe. Das Heimweh trieb sie zur Mühle zurück, wo sie noch heute als weiße Jungfrau um mitternächtiger Stunde umgeht. Ruhelos und händeringend kann man sie dort jede



Nacht wandern sehen, treppauf — treppab, zimmeraus — zimmerein. Ihr Seufzen aber zittert leise durch die alten Räume.

Als auch der Müller nach Jahren gestorben war, ließ ihn der Graf im Galgenloch bei dem Galgen beisetzen. Seitdem muß jeder Hund, der durch das Galgenloch läuft, sterben. Schon viele Leute haben der Ursache dieser auffälligen, unheimlichen Erscheinung nachgeforscht, ohne sie jedoch bis auf den heutigen Tag ergründen zu können.

10. Das schwarze Fräulein.

I.

In Dinklage wollte ein Jüngling zu seiner Braut gehen. Er mußte über eine kleine Brücke; als er aber in der Mitte derselben war, saß dort ein Fräulein, schwarz gekleidet, mit einer weißen Mütze auf dem Kopfe. Der Jüngling faßte sie an und fragte: „Fräulein, wollen Sie mit zum Tanze?“ Sie aber erhob ein gräßliches Geschrei und stellte sich auf die Mitte der Brücke. Der Jüngling fragte nun, was sie da mache und dort wolle, aber sie antwortete nicht. Da sagte der Jüngling, wenn sie von Gott sei, solle sie antworten, und sei sie vom Teufel, so solle sie aus dem Wege gehen. Darauf ist sie verschwunden.

II.

Auf der Osternburg zeigte sich vor mehreren Wintern jeden Abend um elf Uhr eine gespenstische schwarze Dame. Sie pflegte ruhig ihres Weges zu gehen und tat niemand etwas zuleide, doch wagte es kein Mensch, sie anzurühren oder ihr zu folgen und nachzuspüren.

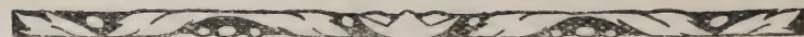
11. Dat wit Kint.

I.

Bie Scheuen an en Beke geit 'n wit Kint, dat de Minschen verleitet; erst is't sau grot ans en lütjet Kint un wart denn immer gröter, bet et sau grot is as en ordentlich Minsch; dat is ganz kridewit.

II.

Zwei Bauern kamen spät abends vom Holze heimgefahren und wollten nach Scheuen zu; als sie an eine morastige Wiese gelangt waren, fingen die Pferde an zu schnauben und sich zu sträuben, denn vor dem Wagen stand ein kleines schnee-



weißes Kind. Der eine Bauer fragte den andern, was er sehe. — „Ein weißes Kind, was soll ich tun?“ — Der andre, ein wilder Mensch, der sich vor nichts scheute, rief seinem Gefährten, der die Peitsche führte, zu: „Hau zu!“ und als dieser mit der Peitsche nach dem weißen Kinde schlug, verschwand es.

12. Das mißglückte Ständchen in der Grenzlerburg.

Eine Fahrt durch die weiten Lande zur Sommerzeit ist doch etwas Schönes. So meinen auch die Musikanten, die spät abends über Liebenburg nach Salzgitter zurückwandern. Der Mond scheint so hell, die Luft weht so lau, das Geld klumpert und klumpert in der Tasche, und der gute Schnaps, den man zum Schluß trank, treibt so heiß das Blut durch die Adern: warum soll man da nicht einmal etwas Besonderes wagen und das Glück versuchen? So denkt auch der lange Heinrich, der den dicken Baß auf dem Buckel trägt. „Ea ösch nar Grenzlerborch gahn,“ schlägt er den anderen vor, als man unter dem Burgberg nach Salzgitter abbiegen will. „Wei wüllt den Geistern von de Borch mal en upspälen und seihen, ob wei nicht okemal Glücke hewet.“ Ist's nun der Zug nach dem Geheimnisvollen, ist's die Mittsommernachtsstimmung? Genug, bald holpert und stolpert Baß, Violine und Harfe nach der Grenzlerburg. Ein lustiger Galopp zerreißt grell das mitternächtliche Waldeschweigen. Aber nichts Absonderliches läßt sich hören und sehen. „Zei hewt 'nen Klapps, nen granten,“ schreit der lange Heinrich zornig und meint mit diesen Worten nicht sich und seine Genossen, sondern die Burggeister, damit will er auch wieder wie die anderen über den Burggraben springen. Mitten im Sprunge bleibt er jedoch in der Luft, wie von unsichtbaren Händen festgehalten, schweben, und da schallt aus dem Sumpf auch schon eine zornige, unheimliche Stimme: „Eä hal ehm fast, eä hal ehm fast!“ Und eine andere, ebenso unheimliche, antwortet begütigend: „Ne, Iat ne man, dat is blos nen Dussel!“ Da saust Heinrich auch schon herunter und sitzt mit seinem Hinterteil im splitternden Baß. Ein schreckliches Gelächter ertönt aus der Burg, und eine Stimme schreit johlend und jauchzend: „Hei sitt im Baß!“ Der lange



Heinrich rafft sich auf, torzelt außer Atem hinter den andern her und wird den Geistern nie wieder ein Ständchen bringen.

13. Der weiße Geist.

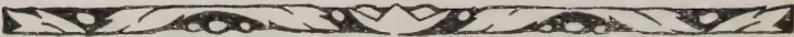
In einem Dorfe konnten die Leute keinen Pastor haben; kam ein neuer, so kam des Abends ein weißer Geist und fragte ihn vorwärts und zurück, und wenn der Pastor nicht mehr aus und ein wußte, so drehte der Geist ihm den Hals um. Viele Pastoren waren schon im Dorfe gewesen, da kam wieder ein neuer, ein junges Blut. Den ließ es um die Stunde nicht ruhn und nicht rasten; er mußte hinauf in die Stube; aber da war seine Magd schon oben und saß hinterm Ofen. Der Geist fragte den Pastor vor und zurück, bis er nicht mehr antworten konnte. Da sagte die Magd: „Herr, habt Ihr denn den Spruch ganz vergessen:

Weicht, ihr trauren Geister,
denn mein Freudenmeister
Jesus tritt herfür — ?“

Von Stund an war der Geist verschwunden.

14. Das weiße Gespenst.

In Neustadt-Gödens wohnte früher eine alte Frau, die die Gewohnheit hatte, immer am Abend spät in den Garten zu gehen. Als sie nun einmal kurz vor Mitternacht in das Haus zurückgehen wollte, sah sie an einem Birnbaum ein großes weißes Gespenst stehen. Erschreckt lief sie davon und erzählte einer Schauspielerin, die bei ihr im Hause wohnte, was sie gesehen. Diese war so beherzt, das Gespenst dreimal anzurufen, aber es gab keine Antwort und rührte sich nicht. Jetzt wurden die Nachbarn geweckt, und das Gespenst verschwand. Ein ganz alter Mann erzählte aber, daß seit seinem Gedenken das Gespenst alle zehn Jahre erschienen sei. — Später wurde die Stelle, wo das Gespenst gesehen worden war, umgegraben, und man fand unter dem Birnbaum einen hohlen Stein mit einem Deckel. In dem Stein befand sich ein Stück Papier, worauf geschrieben war, daß früher in diesem Hause ein Zinngießer gewohnt, dessen Frau eine Hege gewesen sei. Die habe ihren Mann immer sehr schlecht



behandelt, und er habe ihr daher gewünscht, daß sie nach ihrem Tode alle zehn Jahre wiederkommen müsse. Und das ist auch so eingetroffen.

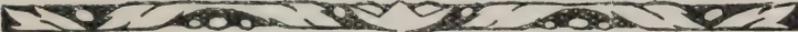
15. Der Mann mit der weißen Mütze.

Im hohlen Weg zwischen Uslar und Eschershausen saß öfters ein Mann mit einer weißen Klingelmütze hinter der Hecke und schreckte die Vorübergehenden. Die Mädchen in der Spinnstube neckten sich öfters damit, wer es wohl wagte, dem Geiste die Mütze abzunehmen. Da faßte sich eines Abends ein Mädchen ein Herz, ging nach der Stelle, wo der Geist saß, nahm ihm die Mütze und brachte sie unter dem Gelächter der Gefährtinnen in die Spinnstube. Kaum aber hatte sie sich wieder ans Spinnrad gesetzt, als der Mann in die Stube trat und das Mädchen aufforderte, ihm die Mütze wiederzubringen, sonst solle sie einmal sehen, was ihr geschehe. Das Mädchen ging wieder hin und setzte dem Manne die Mütze auf; in demselben Augenblicke aber fiel sie um und war tot.

Da dieser Geist nicht weichen wollte, so setzte sich der Superintendent Bornträger, der mit Spuk umzugehen wußte, auf's Pferd, um ihn zu bannen. Als er zur Stelle kam, sagte er: „Alle guten Geister loben Gott den Herrn!“ Der Geist erwiderte: „E! nich!“ Nun versuchte der Pfarrer ihn zu bannen, aber es gelang ihm nicht, und schließlich sagte der Geist: „Nun, so gehe du zu deinem Gotte; ich will zu meinem gehen.“ Damit verschwand er. Aber der Superintendent brachte sein Pferd nicht von der Stelle, bis die Mitternachtsstunde vorüber war.

16. Der graue Mann bei Egestorf.

Zwei junge Mädchen, die sich bei ihrer kranken Freundin, einer Konventualin im Kloster Barsinghausen zu Besuch aufhielten, unternahmen an einem hellen Wintermittage einen Spaziergang nach Egestorf zu. Plötzlich erblickte die eine in mäßiger Entfernung einen Mann, der in einen grauen langen Mantel gehüllt vor ihnen herging. Sie wunderten sich, ihn nicht eher bemerkt zu haben, und achteten nicht weiter auf ihn, der noch einige Schritte in gleicher Weite von ihnen blieb, sich dann zur Seite nach einem mit kahlem Gestrüpp bewachsenen niederen Hügel wandte und hinter

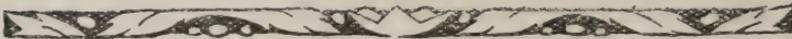


diesem verschwand. Als die Freundinnen an der Stelle, an der er abbog, angelangt waren, konnten sie keine Fußspur im Schnee bemerken, auch um den niedrigen Hügel, den sie nun ganz übersehen konnten, zeigte sich kein Fußtritt. Sie gingen, halb voller Neugier, halb in Angst, an den Hügel, aber von dem grauen Manne war nichts mehr zu sehen. Da befiel sie ein großer Schrecken, und sie eilten schleunigst ins Kloster zurück.

Noch jetzt sehen einzelne Kirchgänger den grauen Mann zuweilen in kurzer Weite vor sich hergehen und plötzlich unerklärlich und spurlos verschwinden. Man sagt, es sei der Geist eines Menschen, der in dieser Gegend ein unentdecktes, schweres Verbrechen beging und nun nicht zur Ruhe kommen kann, bis seine Tat an den Tag gebracht und, aus Mitleid mit der ruhelosen Seele, durch fromme Gaben an die Armen geühnt ist.

17. Das Oldenburger Horn.

Graf Anton Günther von Oldenburg ist einmal auf die Jagd geritten, hat sich im Eifer der Verfolgung etwas weit von seinem Gefolge entfernt und ist zum Osenberge unweit Oldenburg gekommen. Der schnelle Ritt hatte ihn dürsten gemacht, und da mußte es sich auch grade treffen, daß sich, als er vor dem Berge stand, derselbe auftat und eine Jungfrau heraustrat, die ihm aus einem prächtigen Horne zu trinken bot. Der Graf aber hat das Horn mit der Rechten ergriffen, sich mit der Linken schnell in den Sattel geschwungen, hat das Getränk über das Haupt weg rückwärts verschüttet und ist eilig davongeritten. In der Ferne hat er noch das Klagen der Jungfrau gehört, hat noch einmal umgeschaut und gesehen, wie sich der Berg wieder geöffnet und die Jungfrau verschwunden ist. An der Stelle aber, wo der verschüttete Trank sein Pferd getroffen, sind alle Haare wie fortgesengt gewesen. Das Horn hat er mit sich genommen, und es ist lange zum ewigen Andenken an die wunderbare Begebenheit in Oldenburg bewahrt worden, bis es später in die hannoversche Kunstkammer gekommen; besonders wunderbar ist an ihm, daß seine Spitze abgebrochen ist und alle Gold- und Silberschmiede sich vergeblich bemüht haben, sie wieder anzusetzen, denn es ist von einem Metall, das kein Mensch kennt.



18. Die Erscheinung bei Elvshausen.

Vor vielen Jahren wanderte ein Bauer aus Elvshausen in mondhellener Mitternachtsstunde durch den Wald, der zwischen Elvshausen und Marke liegt, heimwärts. Ungefähr in der Mitte des Weges lichtet sich der Forst; zwischen Gruppen einzelner Buchen breitet sich eine Grasfläche aus, die die Elvshausener öfters zur Weide benutzten. Als der Bauer diesen freien Platz betritt, bemerkt er am andern Ende der Lichtung eine weibliche Gestalt auf einem abgehauenen Eichstamme; deutlich sieht er im Mondschein, wie sie das Haupt gesenkt hält, als sei sie mit einer Arbeit beschäftigt. Er denkt, eine Bäuerin aus seinem Dorf hier zu treffen — beim Näherkommen erscheinen ihm sogar die Gesichtszüge bekannt —, will sich einen Spaß machen und schleicht leise hinter sie, ihr die Augen zuzuhalten, damit sie sich erschrecke. Gedacht, getan: sie bemerkt ihn nicht, und als er nur noch wenige Schritte von ihr entfernt ist, springt er mit lautem Rufe vor und umfaßt ihr Gesicht. Aber das ist kalt wie Eis, und als er sich vorbeugt, die Überraschte zu erkennen, wendet die Gestalt mit schwerer, langsamer Bewegung das Haupt und schaut ihn aus leeren Augenhöhlen und verwesenen Gesichtszügen an. Der Schrecken lähmt ihn, dann treibt ihn der aufsteigende Leichengeruch aus seiner Angst, und wie sinnlos stürzt er fort und seinem Dorfe zu. Des Morgens finden ihn seine Hausgenossen vor der Thür bewußtlos, sie tragen den Fiebernden hinein; drei Tage liegt er in wirren Phantasien zwischen Leben und Tod, dann gewinnt er das Bewußtsein wieder und erzählt den Seinen das nächtliche Erlebnis. Aber die Erinnerung an die schreckliche Gestalt läßt das Fieber wiederkehren, und ehe die Mitternachtsstunde schlägt, ereilt ihn der Tod.

19. Der glühende Mann im Suttorfer Bruche.

Im Suttorfer Bruche spukte es, ein glühender Mann trieb dort allnächtlich sein unheimliches Wesen. Und wenn es stockfinstre Nacht war, wollte man auch schon von Neustadt aus dieses Gespenst oft gesehen haben. So kam es, daß sich zur Nachtzeit niemand aus dieser ganzen Gegend ins Suttorfer Bruch wagte.



In einem Krug zu Neustadt saßen eines Abends noch verschiedene Leute beisammen und tranken Bier. Dabei wurde von diesem und jenem erzählt. Unter den Zechern befand sich ein Handwerksmeister, der schon weit in der Welt herumgekommen war und infolgedessen auch schon mancherlei erlebt hatte.

Seine Zuhörer wurden so von seinen Erzählungen fortgerissen, daß sie Nase und Mund aufsperrten, um sich nichts entgehen zu lassen. Nachdem sie genug Proben seiner Tapferkeit vernommen hatten, meinten sie, er könne ja auch mal vor ihnen seinen Mut beweisen und dem glühenden Kerl im Bruche zu Leibe gehen.

Er versprach dieses, wenn man einen hannoverschen Taler und eine Kanne Schnaps dafür hergebe. Dieses Anerbieten wurde sofort von allen Anwesenden angenommen.

An einem passenden Nachmittage gingen einige Leute mit ihm ins Bruch und zeigten ihm die Gegend, in der sich das Gespenst für gewöhnlich aufhalte, und dann verabredete man die Nacht, in der die Wette zum Austrage gebracht werden sollte.

Während sich alle Zeugen im Gasthaus versammelten, ging der mutige Handwerker mit einem dicken Knüppel bewaffnet ins Bruch. Punkt elf Uhr verließ er seine Genossen.

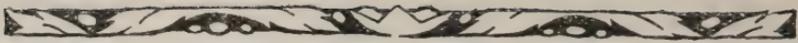
Schon von weitem bemerkte er eine glühende, menschenähnliche Gestalt. Aber Bange machen galt nicht; er ging ganz dreist auf die Erscheinung los. Als er dicht genug daran zu sein glaubte, erhob er seinen Knüppel, holte tüchtig aus und versetzte dem Gespenste einen solchen Hieb, daß es gleich lang am Boden lag. Rasch huckte er es auf und schleppte es in den Krug zu Neustadt.

Wie der Held mit seiner Beute ins Gastzimmer trat und den Versammelten einen morschen Weidenstamm darbot, machten sie alle lange Gesichter.

Die Wette war gewonnen, und der glühende Mann zeigte sich seitdem nie wieder im Suttorfer Bruche.

20. Das beherzte Mädchen von Großmahner.

Ein Mädchen aus Großmahner geht um Mitternacht über den Kirchhof. Da steht in der Kirchentür ein Kerl, der ein großes weißes Sakel um die Schultern geschlagen hat. Das



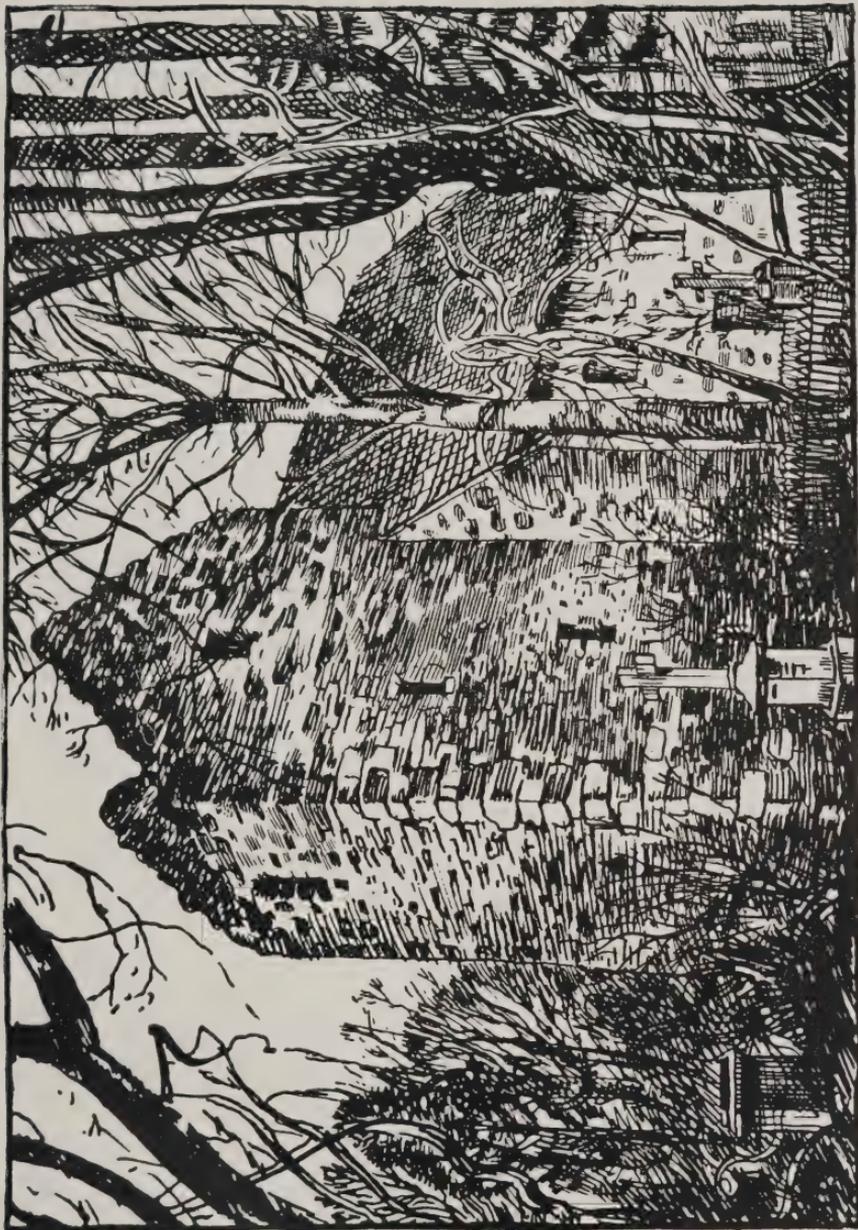
beherzte Mädchen tritt auf ihn zu, entreißt ihm das Laken und läuft damit ins Haus. Als es seine Kammer erreicht hat, fühlt es sich geborgen, und voller Freude betrachtet es die Beute. Da hört es draußen seinen Namen rufen. Es tritt ans Fenster und sieht vor dem Hause den Kerl stehen, der ihm mit hohler Grabesstimme zuruft: „Giv meck moin Laken weer, giv meck moin Laken weer!“ Nun wird es dem Mädchen doch unheimlich zu Mute, und es will das Laken aus dem Fenster werfen. Aber der Kerl, der jetzt wie faulendes Weidenholz glüht, befiehlt: „Laat dat! Bring et runder!“ Widerstrebend, aber dennoch unter dem Zwange einer unheimlichen Macht, geht das Mädchen die Treppe herunter und zur Tür hinaus. Seit diesem Augenblicke ist und bleibt es verschwunden.

21. Der Jungfrauenbrunnen.

Gödecke Michels auf dem Falkenberge und die Raubritter von Heimbruch haben ihren Pferden die Hufeisen verkehrt herum aufgeschlagen, um die Bewohner zu täuschen. Eines Tages erblickte Gödecke Michels auf dem Rückwege von einem Raubzuge nach dem Falkenberge in den Wulmstorfer Heidenbergen eine lichte Jungfrauengestalt, die in vollen Zügen einen großen goldenen Becher leerte. Sofort eilte er hinzu und bat die Maid, ihm auch einen Trunk Wein aus dem Becher zu reichen. Sie aber weigerte sich entschieden, diesem Begehren nachzukommen. Da entriß der Räuber der holden Jungfrau den goldenen Pokal, schwang sich auf sein Roß und jagte davon. Auf seiner Burg auf dem Falkenberge angekommen, warf er seinen Hut an die Wand. Dieser blieb sonst stets dort hängen, wohin er ihn auch nur warf, was ihm aber diesmal zu seinem nicht geringen Schrecken nicht gelang. Alle Versuche waren vergeblich. Das war die Rache der Jungfrau. Im Volksmunde heißt die Stelle, wo die Jungfrau dem Räuber erschienen war, noch heutigentags der Jungfrauenbrunnen.

22. Die Kegelspieler in der Vöppstädter Ruine.

Vor dem Vöppstedter Tor des alten Marktfleckens Salzgitter liegt als letzter Zeuge eines verschwundenen Dorfes eine ehrwürdige Kirchenruine: die Vöppstedter Kirche. Schon



Doppstedter Kirchenruine

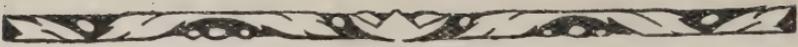


Karl der Große soll diese Kirche mit dem wehrhaften Turm und den schmalen Fensterlein erbaut haben. Viel hat sie im Laufe der Zeiten, die gut und böse waren, erleben müssen. Davon erzählen der zerschossene Turm, das zerfallene Dach und die Kugelspuren in der Kirchentür, vor der einst blutgewohnte Salzgittersche Bürger schwedische Marodeure trotz Bitten und Flehen erschossen.

Unheimlich ist's um Mitternacht um diesen Bau. Das erfuhr auch einst ein Wilddieb vom Damm, der in der Johannisnacht in der Döppstedter Erbschaftsforst wildern wollte. Als er sich im Schatten der Kirchhofsmauer an der Ruine vorbeischlich, hörte er in ihr, als eben in Salzgitter die Turmuhr die zwölfte Stunde verkündete, heiteres Sprechen und lautes Gelächter. Der Wilddieb, neugierig geworden, versteckte sein Gewehr hinter einem alten Grabstein und schlich sich nach dem offenen Spitzbogen an der Rückwand, der erst seit einigen Jahren zugemauert ist. Aber kaum blickte er um die Ecke, um die fröhliche Gesellschaft zu erspähen, als er von einer kräftigen Hand im Genick erfaßt und in die Kirche gezogen wurde. Der vor Schreck zitternde, ertappte Lauscher sah sich einer Gesellschaft von sieben Männern gegenüber, die altmodisch gekleidet und ihm unbekannt waren. Auch schien es ihm, als wenn von diesen Leuten ein dumpfer Modergeruch ausginge und ihre Augen wie faulendes Weidenholz durch die Dunkelheit leuchteten. Da wurde es ihm gar unheimlich zu Mut. Die Sieben aber starzten ihn mit ihren glühenden Augen unverwandt an, und endlich sagte einer von ihnen, der ganz wild aussah, und als einziger einen struppigen roten Vollbart trug: „Da bist du ja. Das hat auch lange genug gedauert. Jetzt wollen wir man anfangen zu kegeln. Marsch, richte die Kegel auf!“

Als sich der Wilddieb umdrehte, sah er durch den Spitzbogen, der bis auf die Erde reichte, auf einem verfallenen Grabhügel statt der Kegel Totenbeine aufgestellt. Sein Grausen aber verwandelte sich in Entsetzen, als die unheimlichen Männer ihre Köpfe abnahmen und mit ihnen statt der Kugeln nach dem absonderlichen Kegelspiel warfen.

Da mußte unser Wilddieb sein Entsetzen vergessen und sich sputen, denn immer hitziger wurden die Spieler, immer schneller sprangen die Köpfe zwischen das klappernde Toten-



geben, und wenn einer der Gespenster vorbeiwarf, dann lachten die Köpfe, die die andern in den Händen hielten, ganz unbändig. In der entsetzlichen Aufregung passierte es dem Wildschützen, der die Köpfe immer wieder zurückrollen mußte, daß er dem Kopf des Rothbärtigen einen so tollen Schwung gab, daß er gegen die Kirchenwand flog und dabei ein Stück der Nase verloren ging.

Da geriet aber der Rothbärtige in Wut. Er sprang auf den Wilddieb zu, riß ihm ein Stück von der Nase ab und klebte es seiner eigenen zerschundenen wieder an. Der Wilddieb vermeinte, sein letztes Stündlein sei gekommen. Da klang es vom Kirchturm klar und tröstlich „eins“. Mit einem Schlage waren Spuß und Totenbein verschwunden, aber mit ihm auch das Nasenende.

Der Wildschütz schlich mit blutender Nase heim. Die Lust zu seinem verbotenen Handwerk war ihm für immer vergangen. Seinen Kameraden, die ihn am andern Morgen wegen seiner verunstalteten Nase hänselten, erzählte er, er sei die Kellertreppe heruntergefallen, als er sich zu Pellkartoffeln habe Fett holen wollen. Einem Freunde aber, dem er sich anvertraute, sagte er, er glaube, die Geister seien Gerichtete gewesen, die ein hoher Rat von Salzgitter habe köpfen lassen. Ihm sei gleich der rote Strich um den Hals der Geister aufgefallen, der nur vom Schwerthieb habe herkommen können.

23. De Buer ut Gassen.

Vor Gassen lieg't'n Vorwarf un bie den Vorwarke ein Dannenholt; en Buer hat sik versworen, dat Holt höre öme, und dat was nich wahr. Nu is he estorven un geit ümme. — En Buer ut Gassen moste bie Winterdagen na Boye gaan un kan't abens weer trugge; hei geit fines Weges lide ut, avers hei fäult, dat jim immer einer in de Site stött; ans he sik tor Halve kilt, geit de grote Kerl mit'n langen Stocke neven öme her un is ganz knisterswart, dei vedeitet dem Buern, dat he ganz von en Wege askunt un over Sniebarge und Lehmkühlen weg, do sūt er an en Iesten Enne en Iütjet Lucht un denkt: „Du fast da mal up tau gaan.“ Wie e hen kumt, is e ganz von en rechten Wege af un na Scheuen foomen. De Buer was ut Scheuen bürtig un denkt: „Nu



fast du den Weg doch wol na Gassen nich weer verleisen.“ Hei geit also weer tau, avers de Kerl bufft in weer in de Siten un willn weer verleiten. De Buer steit stille un besinnt sik, wo öm denn eigentlich is, da steit de Kerl of stille un legt de Hämme over sinen Stock, dat Kinn up de Hämme un kist den Buern an. „Mien Gott“, segt de Buer bie sik, „wo wer' ik den Kerl los?“ Da fallt ome in, dat se segget, wenn man wat ummekere, so drösten die bösen Geister ein nich länger plagen, und hei gript forens in de Tasche un legt sien Nest umme de annern Halve. Vor der Tiet sät e nig mehr; aver mit der Site, wo öm de swarte Kerl inne bufft hat, mot he noch hinken. De Pastor ut Grotenhehlen un de Schaulmester ut Gassen sin of verleitet, aver se heft er nich sau reine mit herut wollt.

Düssen Winter hat e weer einen verleitet.

24. „Guen Abend!“

In einem Dörpe lag en Rüter, dei en Breif kreg, dat he an denselven Abend noch na'n annern Dörpe koomen schölle. „Nimm dik in Acht!“, seen de Lue tau öm, „wenn du over den Beck geist, sau grüße nich weer, wenn dik „Guen Abend“ eboen wart!“ „Eat mit man gewären“, meine de Rüter, „mit dem Guen Abend will ik schon fertig weren.“ Hei ging los, un ans hei an det Steig kam, dat over den Beck lag, sach hei nig, aver hei hörte, dat ein „Guen Abend!“ se. „Guen Abend!“, se de Rüter, und do spraf de Spuk weer: „Ik hebbe bie Lestien nein Minschen guen Dach un guen Weg eboen, nu moste ik umme gaan schont sau lange, ans düsse ole Boole hier ligt; nu du mit „Guen Abend!“ segt hast, kann ik ruen un könt ji ruen.“ Von der Tiet an hat sik dat Spänkeding nich weer seien laten.

25. Der Oweh.

Einst ging ein Mann durch's Holz, da rief wer: „Oweh, oweh!“ aus der Erde. „Was ist denn oweh?“, fragte der Mann, worauf ihm gesagt wurde, er möchte herunter kommen, es ständen drei Pullen da, wenn er denen die Pröppe abzöge, solt es sein Schaden nicht sein. Der Mann tat, wie ihm gesagt war, und als er nachhaus kam, stand ein Kessel voll Gold hinterm Ofen.



26. Die gläserne Kutsche.

Es ist noch heutzutage kein Ort in der Stadt, wo es nachts so still und grauig wäre, als bei der Pagelskirche; in früheren Zeiten ist das aber noch viel schlimmer gewesen, denn damals war dicht bei der Kirche, wo jetzt Götting's Garten ist, der Kirchhof, und dicht am Kirchhof hin, gerade dem Kapuzinerkloster gegenüber, mußte man durch die enge, düstere Petersilienstraße. Was ist hier nicht alles gesehen und gehört! Das schlimmste von allem aber war die gläserne Kutsche, die nachts um die zwölfte Stunde aus dem Pfaffenstiege kam, vom Pfaffenstiege über den Bohlweg durch die Kreuzstraße und den alten Pulverturm rollte und endlich vor der Petersilienstraße anhielt. Da hat mancher Nachtwächter und manche Frau, die auf's Waschen ging, etwas gesehen, was sie in ihrem Leben nicht wieder sehen mochten. Aus der Kutsche stiegen nämlich ganz stumm und still mehrere Leute in altfränkischer Tracht und setzten auf die niedrige Kirchhofsmauer eine Mulde, in welcher ein blutendes Kind lag. Ein Messer stak dem Kinde aufrecht in der Brust. Im Umsehen stand auch ein Galgen da. Die stummen Leute ergriffen eine händeringende Frau, welche mit in der Kutsche gekommen war, und hingen sie an dem Galgen, gerade über der Mulde, in welcher das Kind lag, auf. Sobald dies geschehen war, stiegen die Leute wieder ein, die Kutsche fuhr davon, und wie das Rollen der Räder in der Ferne nach und nach verhallte, so zerfloß auch der Galgen und verschwand die Mulde von der Mauer.

27. Der Ohnekopf in Eisenberg.

Auf dem Eisenberge zwischen den Dörfern Eilvese und Hagen soll in alten Zeiten eine Schmiede gewesen sein. So erzählen die alten Leute; aber kein Zeichen deutet heute darauf hin, wo das Haus stand und die Esse rauchte. Manche wollen wissen, daß der letzte Schmied von Räubern erschlagen sei. Aber auch das kann kein Mensch mit Bestimmtheit behaupten. Ganz richtig ist es in Eisenberg jedoch auch heute noch nicht. Um die Schummerstunde stöhnt es in den Föhren, schwarze Schatten huschen um den verfallenen Schafstall, der einsam vor der Heide steht, und Tritte rascheln im Laub, von denen niemand sagen kann, wem sie gehören. Darum



geht zur Nachtzeit so leicht auch kein Mensch hier vorbei. Ehe vor bald 80 Jahren die Bremer Bahn gebaut wurde, die in tiefer Schlucht den Hügel durchschneidet, hat man nachts oft feurige Räder gesehen, und die Alten sagten schon damals, daß sicher mal irgend etwas Besonderes auf dem Eisenberge geschehen würde. Und auch der Ohnekopf geht hier um. Einmal fuhr in der Dämmerung ein Bauer von Hagen nach Eilvese. Wie er mitten in den Föhren ist, geht auf einmal ein Mann mit einem großen Radmantel neben ihm her. Der Bauer sieht sich um — da schrickt er zusammen, ein Schauer kriecht dem Manne über den Rücken — denn das, was da lautlos neben dem Wagen schwebt, das ist — der Ohnekopf. Der Bauer schlägt auf die Pferde ein, daß sie hoch aufbäumen — schweißtriefend jagt er dem Dorfe zu, aber die unheimliche Gestalt hält Schritt, und erst, wie er an der Mergelkühle vorbeikommt, ist sie plötzlich verschwunden, nur eine Fledermaus flattert vor den Pferden über den Weg, und aus den Büschen ertönt ein häßliches Kichern.

28. Der Spuk am weißen Stein bei Rheden.

An der Nienburg-Diepholzer Chaussee zwischen den Dörfern Rheden und Wetschen steht ein Grabstein, der von den Leuten der „witte Stoin“ genannt wird. Es sollen unter ihm zwei Männer begraben liegen, die einst auf gräßliche Weise ums Leben kamen. Die beiden dienten nämlich einem Bauern in Rheden, konnten sich aber nie miteinander vertragen und gerieten endlich derartig in Streit, daß sie mit ihren Gräben aufeinander losgingen und sich gegenseitig töteten. Die zwei Leichen hat man an derselben Stelle, an der der Zweikampf stattgefunden, beigelegt und zum ewigen Gedächtnis den Stein darüber aufgestellt.

In der Nähe des Steines spukt es. Ein riesiger Hund mit tellergroßen, glühenden Augen geht dort um und begleitet nachts Vorübergehende bis zum nächsten Kreuzwege. Eines Nachts ist auch einmal ein Bauer aus Wetscherhardt dort vorbeigekommen, und als er nun gerade an der verhängnisvollen Stelle anlangt, hört er vom Felde ein mächtiges Brausen. Er blickt erschreckt auf und sieht neben sich



zur Linken einen großen schwarzen Mann und zur Rechten auch einen Mann und ein Pferd, und vor ihm her tanzen gar lustig ein Knabe und ein Mädchen, als ginge es zur Hochzeit. Die Gestalten begleiten ihn bis vor Wetschen; wie er aber in den Ort hinein will, da kann er nicht, denn vor ihm hat sich ein großer, weißer Berg aufgetürmt. Nun trabt auf den Ratlosen das Pferd zu und stellt sich vor ihm auf, als ob er sich draufsetzen solle, aber er kehrt sich nicht daran, geht festen Schrittes auf den Berg zu, und im Nu ist der ganze Spuk verschwunden. Er geht getrost durchs Dorf, aber wer beschreibt seinen Schrecken, als er am andern Ende des Dorfes wieder Pferd, Männer und Kinder findet! Sie begleiten ihn wieder bis zum nächsten Kreuzweg; dort verschwinden sie endlich. Beim Weitergehen bemerkt der Bauer an seinem linken Ärmel eine dicke, saftig grüne Blume, erschreckt läuft er eilends seinem Hause zu, aber als er eintreten will, ist auch dieser letzte Spuk verschwunden.

3. Tiergespenster.

29. Der Spuk bei den drei Eichen.

Nicht weit vom Dorfe Selgen im Amte Hameln, hart an der Landstraße, die nach Nerzen führt, stehen drei Eichen, bei denen es nicht geheuer sein soll. Es sind früher einmal fünf gewesen, und man nennt auch heute noch den Platz „Die fünf Eichen“; aber vor vielen Jahren, in Kriegszeit, ist dort einmal unschuldiges Blut vergossen worden, von dem zwei Bäume bespritzt worden sind. Sie verdorrten, und alle Versuche, neue Stöcke an ihrer Statt anzupflanzen, scheiterten. Ein alter Jude aus Nerzen kam einmal vor langen Jahren nachts an den fünf Eichen vorüber; da sah er eine weiße Gans auf dem Rasen unter den Bäumen sitzen, die steckte er trotz ihres Zischens und Flügelschlagens in seine Kiepe. Als er nun weitergeht, wird der Korb auf seinem Rücken schwerer und schwerer; schier bricht er zusammen unter der Last, da ruft eine Stimme: „Trag mich zu den fünf Eichen zurück, sonst bist du des Todes!“, und wie er sich umschaut, sitzt statt der Gans ein altes Weib mit gelbem Gesicht und roten Augen in seiner Kiepe. Da ist er voller Furcht wieder zurückgetroffen und hat die



Here da abgeseht, wo er sie geholt hatte; zum Lohn hat sie ihm einen Schlag ins Gesicht gegeben, daß er lange Zeit krank blieb. Noch jetzt kann man zu Zeiten die weiße Gans an dem Platze sehen.

Dasselbe ist auch einem alten Chirurgus begegnet, aber da war es keine Gans, sondern ein weißes Kaninchen. Einem andern, der nachts von Hameln nach Nerzen wanderte, war der Weg plötzlich durch eine hohe Mauer versperrt, die erst wich, als er ein lautes Vaterunser gebetet hatte. Zwei Burschen, die von der Arbeit aus Großen-Berkel spät heimgingen, begegnete an den fünf Eichen ein Ding ohne Kopf, ohne Arme und ohne Füße, das doch hat laufen können. Als der eine Gesell darauf zuing, hat es einen Ton, wie ein Stöhnen, von sich gegeben. Zum Glück hat ihn der andere schnell beiseite gezogen, sonst hätte es sicher ein Unglück gegeben.

Auch nackte Jungfrauen hat man dort zuweilen zur Nachtzeit tanzen sehen.

50. Dei witte Gaus.

Von 'n Quanthowe na 'n Schächte stewele mal an 'n Sömerabend nach Klocke teine 'n Kierl. Up einmal sach hei unnerwegs im Graben ne witte Gaus. Hei wolle all weier gahn, as öhne dat dörr den Kopp gung, ob hei sel nich dat Beist langen schölle. Geseggt, gedahn. Dei Steiger sette dei Gaus in siene Keipen, öhne dat sei krafele, und trecke siene Straten. Awer niu drücke öhne dei Keipen sau bannig, dat hei sweite as en Pierd beit Plöigen. Tau leest was dat Ding tau swar, hei mößte afhuden; awer dei Steiger versiehre sel beistig, als hei wahre, dat dei Gaus boeben iut dei Keipen heriutewossen was, un hei wull en Dalslag freigen, we sei antauspräken fung:

„Bring mek taurück,
T'geiht üm dein Glück.“

Up er Stie nam dei Kierl seine Keipen up en Pudel un gung taurügge. Niü wöre sei mi jeden Schritte wehr lichter. As hei se denne an dei Stie affette, wo hei se langet harre, was et wehr ne liüfige Gaus as vorher.

31. Dei Vofz.

Vor veelen Jahren gung mal en Glasköpmann von Wittenburg nach Miehle. Et was all diuster, we hei sel iut 'n Dörpe upmake. Gleik an 'n Limbarg drap hei 'n Vofz, denc hei aber nich weier beachte. As hei aber mal upteile, sach hei, dat dei Vofz jümmer an siener Sieten ebleben was. Wat mag dat Vieh wollen, dachte hei, aber as hei't slan wull, kunn hei nich sienen Arm boeren. Sau leit denn dat Beist up den ganzen Wegge döör den Wald nich von öhne. Irst as hei upt feld kamm, was dei Vofz up einmal verswunnen, un inuse Köpmann heure bloß noch iut dat Gebüsch:

„Härst diu den Knüppel upeboert,
Här ek dien Lewen öuf estört.“

32. Vogel Unrecht.

Geht man nachts über den Escherberg beim Kloster Escherde, so hört man den weithallenden, schauerlichen Ruf: „Unrecht! Unrecht!“ Bald rust's aus weiter ferne, bald donnert's dem nächtigen Wanderer dicht am Ohr, so daß er schauernd zusammenfährt. Ein Glück, wenn er mit dem bloßen Schrecken davon kommt, denn gar manchem ist es übler ergangen. Der Ruf kommt nämlich vom Vogel Unrecht, der sich dem Wanderer oft als ganz kleines, schwarzes Vögelchen auf die Schulter setzt und dann wächst und wächst, bis der von ihm Geplagte unter seiner Last zusammenbricht.

Der Vogel ist der unselige Geist eines Holzauffsehers, der einst im Eschenberge einen Mönch aus dem Kloster Escherde erschlug. Der Mönch hatte in der Boister eine schöne Zahl Forellen für sein Kloster gefangen; diese machte ihm der Holzauffseher unrechtmäßiger Weise streitig und erschlug ihn, als er die Fische nicht herausgeben wollte. Der Täter wurde lange Zeit nicht entdeckt, obwohl die Mönche zu Kloster Escherde jährlich am Sterbetage des Bruders einen besonderen Gottesdienst abhielten und den lieben Gott baten, doch noch in diesem Leben den Mörder zu offenbaren und der verdienstlichen Strafe zu überliefern. Endlich, am dritten Jahrestage des Mordes, rührte Gott das Gewissen des Bösewichtes so heftig, daß er in Verzweiflung fiel und sich auf der Stelle erhängte, auf der er den Mönch erschlagen hatte. Daß er



der Mörder sein müsse, wurde bald offenbar; denn als man ihn abschneiden wollte, flog er mit dem Rufe: „Unrecht! Unrecht!“ als schwarzer Vogel davon.

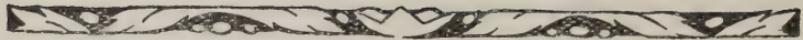
53. Die Erlösung des Reh's.

Ein Jägerbursche aus Mackensen war nach dem Zwickensbusche bei Sievershausen auf die Jagd gegangen. Hier erblickte er ein Reh und schoß darnach; aber das Tier machte nur einen Sprung in die Luft und fraß dann ruhig weiter. Er lud von neuem und schoß, glaubte auch jetzt getroffen zu haben, aber es ging wie das erste Mal, und beim dritten Schuß gerade so: das Reh sprang in die Höhe und äste friedlich weiter. Da bekam der Bursche, der sonst nicht zu fehlen pflegte, Furcht, ging heim und erzählte den Vorgang einem Kameraden. Der meinte, ihm wäre schon dasselbe begegnet; das Reh möchte wohl ein verwandelter Mensch sein; er möge nur einmal zu der Kugel drei Brotkrumen hinzuladen, dann werde er schon treffen. Gesagt, getan; als der Jägerbursch das nächste Mal auf das Reh stößt, schießt er erst wie gewöhnlich, dann, als das Tier wieder hochspringt und dann weiterfrisßt, läßt er nach dem Rat seines Gefährten, und als er den Schuß abgegeben hat, stößt das Reh einen Schrei aus wie ein Mensch und ruft: „Nun bin ich erlöst!“

54. Der Hühnerbusch bei Gellersen.

Im Walde, der sich nach dem Dorfe Gellersen erstreckt, befindet sich ein Platz, der der Hühnerbusch genannt wird. Er ist allen Leuten in der Umgegend gut bekannt; man meidet ihn zur Nachtzeit, und selbst das Getier des Waldes hält sich dort nicht gerne auf. In dem Hühnerbusch nämlich läßt sich ein gespenstischer Hahn hören, der oft, mittags oder mittenachts, seine wunderbar helle Stimme ertönen läßt. Bisweilen ist er auch schon gesehen worden, seltener des Mittags, öfter bei Nacht.

Es mußte einmal in der Nacht ein Bote durch den Hühnerbusch. Er beeilte sich recht, und ihm war ängstlich zu Mute, denn er wußte wohl, was es mit dem Plaze auf sich hatte. Ganz still war es im Walde. Auf einmal kommt aus einem Busche ein großer, prächtiger Hahn gelaufen.



Er ist ganz feurig; wohin er tritt, sprüht es wie von Funken. Der Bote steht zitternd still; der Hahn aber, hinter dem ein Lichtschimmer herzieht, läuft an ihm vorüber, fliegt auf einen alten Baumstamm, schlägt die blitzenden Flügel, daß die roten Feuerfunken weit umhersprühen, und schreit laut seinen Hahnenruf. Und wie noch der Ton seines Rufes weit durch den ruhigen Wald hinklingt, ist er selbst plötzlich verschwunden. Es war gerade Mitternacht.

Der Hahn im Hühnerbusch ist noch von andern Leuten gesehen worden. Wenn er um Mitternacht kräht, so erwachen auf einen Augenblick alle Vögel und alle andern Tiere des Waldes.

55. Die Irnkäfer an der Grenzlerburg.

Drei Musikantenfrauen aus der alten Musikantenstadt Salzgitter, die erst am Spätnachmittag von einer „Kunstreise“ zurückgekehrt sind, gehen nach dem Abendbrot in den Wald, um noch für den andern Morgen Holz zum Feueranmachen zu sammeln. In dem Bestreben, eine ordentliche „Dracht“ zu bekommen, haben sie sich — es ist schon schämmerig — ohne es zu wollen und zu merken, der Grenzlerburg genähert. Da burren plötzlich vor ihren Augen drei Käfer auf, glänzend und gleißend wie rotschimmerndes Gold. Dieser Goldglanz verwirrt die Herzen der Weiber, und in der Eier, das Gold zu erlangen, versuchen sie die Käfer zu erhaschen. Eine wilde Hezjagd beginnt. Vornweg summen und surren die Käfer, hinterdrein sausen und stolpern die Weiber, denen der wunderbare Schimmer Augen und Verstand geblendet hat. Aber die Jagd nach dem Golde ist vergeblich; sie nimmt ein plötzliches Ende, als die drei mit ihren Köpfen gewaltig gegen eine harte Wand rennen. Keuchend und atemlos reiben sich die Weiber die brummenden Köpfe und bemerken nun erst, daß sie vor einer Scheunenwand sitzen, und daß es stockfinstere Nacht geworden ist. Der vorübergehende Nachtwächter, der sie argwöhnisch mustert, sagt ihnen auf ihre ächzenden Fragen, daß sie in Engerode sind, und will sich nicht genug wundern, daß die Burggeister die Weiber aus Schabernack bis hierher gekehrt haben,



56. Der eiserne Rabe.

In der Gegend von Alfeld und Freden fliegt ein großer Rabe mit eisernen Flügeln, der schon manchen getödet hat. Einst hörte ein Schäfer, der neben seinen Schafen schlief, den Raben heranrauschen und warf schnell sieben Hörde über sich, um sich gegen die eisernen Flügel zu schützen. Der Rabe aber zerschlug eine Hörde nach der andern und kam bis auf die siebente, die widerstand ihm jedoch, denn sie war von Kreuzdornholz gemacht, und dadurch ward der Schäfer gerettet.

57. Der Welthund bei Engelbostel.

Früher erzählte man noch viel vom Welthund, einem gewaltig großen schwarzen Hunde mit einem Bund Schlüssel um den Hals, der in der Nacht umging und die Leute vom Wege abbrachte und in die Irre führte; wenn man ihn aber ruhig gehen ließ, so tat er keinem Menschen etwas. Ein Bauer aus Engelbostel hat mal nach ihm geschlagen, dem ist es aber schlecht ergangen, denn ein halbes Jahr hat er dagelegen und hat nicht hören und sehen können.

Den Namen Welthund führte er aber, weil er so in der ganzen Welt umging.

58. Der Esel von Kirchwehren.

Zwischen Kirchwehren und Ostermunzel ist es nicht ganz geheuer in der Nacht. Dort geht um Mitternacht ein Esel um und treibt seinen Schabernack.

Sobald nämlich jemand zu Mitternacht hier geht, kommt ihn plötzlich von hinten der Esel an, schiebt seinen Kopf zwischen die Beine des Menschen, nimmt ihn hoch und jagt mit ihm davon. Wer aber ein Tier führt und faßt es an den Kopf, dem kann der Esel nichts tun. Das haben schon manche Leute am eigenen Leibe erfahren.

Einst war ein Haussohn aus Dedensen nach der benachbarten Mühle gewesen, wo man ihn betrunken gemacht hatte. Auf dem Heimwege begegnete ihm auch der Esel, der jagte mit dem Betrunkenen ganz bis zum hessischen Knick. Als der Mensch hier ungefähr einen Tag gelegen hatte, ganz ermattet von dem nächtlichen Ritte, und von dem Förster aufgefunden wurde, da erzählte er diesem, was ihm begegnet sei und wie er an diesen Ort gekommen.



39. Der Schulte von Nortrup.

Vor vielen Jahren kamen einmal zwei Mädchen, die der Pastor von Ankum als seine Mägde in Anspruch nahm, zum Schulten von Nortrup, wiesen ihm ihre Freischeine und riefen seine Hilfe an. Der Schulte war aber ein arglistiger Mann; er nahm die Scheine und tat, als ob er sie lese; dabei ging er langsam zum Herd, und plötzlich flammten die Zettel im Feuer, und mit der Freiheit der Mädchen war es für immer vorbei. Seit der Zeit siechte der ungerechte Mann; er starb bald darauf und mußte nun als schwarzer Hund in seinem Hause spuken. Endlich gelang es einem Mönche, ihn in einen Kasten zu bannen und fortzuschaffen. Wie der Hund nun sah, daß er vom Hofe fort mußte, wurde er schwerer und schwerer, daß ihn die Pferde nicht mehr ziehen konnten; so mußte der Hund auf einer Wiese, Seelhorst geheißten, bleiben. Auf sein flehentliches Bitten erlaubte ihm der Mönch, alle Jahre einen Hahnentritt seinem Hofe näher kommen zu dürfen.

40. Die Gotteslästerung.

Ein reicher Bauer hat einmal aus Ärger, daß das Korn so billig am Markte war, ein Kreuzifix, das da im Felde stand, mit den Worten geschlagen: „Wenn et wüßte, dat du daran Schuld wörst, dat dat Koorn sau billig is, so wolle et det hier gliet in dusent Stücke slahn!“ Das hörte sein frommer Knecht und rief erschrocken: „Ne Häre, hei is doch slimmer as'n Hund!“ Da war der Bauer plötzlich verschwunden, und an seiner Stelle umwinkelte ein großer, rauher Hund den Knecht. Der betete wohl, daß Gott die Strafe zurücknehmen möchte, denn sein Herr sei betrunken gewesen, aber Hund blieb Hund. Der Knecht wartete nun den nächsten Kreuzerhöhungstag ab; an ihm wallfahrtete er mit dem Hunde nach Ottenbergen. Als nun der Hund an die Kapelle kam, lief er mit hinauf und erhielt, oben angekommen, seine menschliche Gestalt wieder. Hunderte von Leuten haben den Hund gesehen und können es beschwören.

41. Das Gottesgericht.

In den Nächten des Neumonds hören Leute, denen das Schicksal die Gabe dazu verliehen hat, oft das Klägliche Wimmern eines Hundes und dazu ein unheimliches Klirren

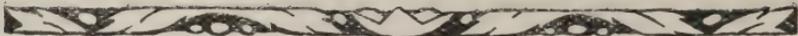


von eisernen Ketten. Noch hat keiner von den Hörenden gewagt, „den Spaul to driwen“, weil er „umgeit“ zur Strafe für eine große Ungerechtigkeit. Ganz ohne Schuld war ein Häusling eines großen Hofes in Not und Armut geraten. Er hatte in schwerer Krankheit gelegen, in der seiner Frau neben der Pflege des Kranken Mannes auch die Sorge um das liebe Brot zugefallen war. Nun war er genesen, aber nach wenigen Wochen starb die arme Frau. Hunger, Gram und Sorge hatten sie getödet. Vier unmündige Kindlein blieben zurück, und lange hungrige Wochen gab's noch, ehe der Vater wieder verdiente. Der Herr des Hofes aber war ein hartherziger Mann. Früher war er gut gewesen, als Fähnleinführer im Dreißigjährigen Kriege aber schlecht geworden. Er gönnte seinen Leuten nichts. Eines Tages schlich das jüngste der Kinder des Häuslings, ein vierjähriges Mädchen, heimlich auf den Acker und zog sich eine Rübe aus, um den fürchterlich nagenden Hunger zu stillen. Der Herr sah es, löste schnell den großen Wolfshund von der Kette und hezte ihn auf das Kind, das gleich zerrissen dalag. Das göttliche Gericht aber strafte den Unmenschen auf der Stelle. Ein gewaltiger Donnerschlag — und das Haus des Grausamen war samt seinem Besitzer und allem, was sich darin befand, verschwunden. An der Stelle, wo es gestanden hatte, befand sich ein großer, unergründlicher Sumpf. Aus dem Sumpfe aber, von dem nur noch ein kleiner Teil vorhanden ist, entsteigt in jeder ersten Neumondsnacht der Hund mit der rasselnden Kette.

4. Der lebende Leichnam.

42. Das Stöhrkreuz beim Heidenhof.

Vor langer, langer Zeit hütete ein alter Schäfer, Stöhr mit Namen, das Vieh des Heidenhofes. Als der gestorben war und nach Soltau zur ewigen Ruhe gebracht wurde, brach ein starkes Unwetter mit Sturm und wolkenbruchartigem Regen über die Heide los, so daß sich die Träger genötigt sahen, unter einem Baum Zuflucht für sich und ihre stille Last zu suchen. Wie nun der Wolkenguß gar nicht enden wollte, bekam es der eine Träger mit der Angst, denn



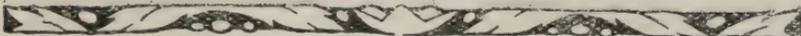
er dachte an sein Heidekorn, das noch ungeborgen stand; der andere aber wollte ihn beruhigen und erinnerte ihn an den Lieblingspruch des toten Schäfers: „Gott's Will un Gott's Waer“: so werde es auch hier gehen. Kaum aber hatte er seinen gutgemeinten Trost gesagt, als mit einem Mal Stöhrs Stimme aus dem Sarge klang: „Dat seggt he noch!“ rief es laut. „Gott's Will und Gott's Waer! Gott help em to'n ewigen Leben!“ Da packte die beiden Burschen ein Entsetzen; sie ließen den Sarg im Stich und liefen schreiend davon. Viele Stunden später erst, als wieder die liebe Sonne am Himmel stand, wagten sie wiederzukommen; behutsam nahmen sie den Deckel vom Sarg und fanden den alten Stöhr steif und kalt, wie er vorher gewesen. Da schämten sie sich sehr und setzten ihren Weg fort; zum Andenken an das Wunder aber setzten sie an die Stelle, wo es geschehen, ein Kreuz mit einem kurzen Bericht der Begebenheit.

Dieses Kreuz steht heute noch, und die Bewohner des Heidenhofes geben gut Acht, daß sie es zu seiner Zeit immer schnell erneuern. Denn wird diese Fürsorge einmal vergessen, so sterben die Schafe des Heidenhofes, von argen Krankheiten und Unglücksfällen heimgesucht, und solche Not währt solange, bis das Kreuz wieder aufgerichtet steht und sein Wunder verkündet. Es trägt aber diese Inschrift: „Stöhr † zum Andenken. Ein alter Sohn v. Heidenhof mit Nahmen Stöhr der sprach allhier mit seinem verschlafenen Mund Es ist Gottes Wille und Gottes Wehr.“

Der Lieblingspruch des alten Schäfers ist heute geflügeltes Wort in dieser Heidegegend.

43. Der alte Feldscher.

Der alte Feldscher, meinte man, wäre glücklich begraben worden. Die Leute kamen vom Kirchhof zurück. Aber sieh da: der alte Feldscher guckte schon wieder aus der Giebel-Luke seines Hauses heraus und lachte dazu. Für die Erben war das nicht angenehm. Man schickte zum Pastor. Er sprach den Geist an und verwies ihn zur Ruhe. Es half nur nicht. Man mußte die Patres aus Minden holen, die verstanden es besser. Die haben den alten Feldscher in einen kupfernen Kessel gebettet, und dann sind sie mit ihm quer



durch die Hecken gefahren und haben ihn hinter der Is ins Husterer Bruch gelegt. In der Hecke hat aber nie wieder was wachsen wollen.

44. Die Wiedergängerin.

Ein Hildesheimer Bürger, der im Rosenhagen wohnte, hatte sich nach dem Tode seiner ersten Frau wieder verheiratet. Diese spukte aber noch im Hause umher und ließ sich, in ein weißes Laken gehüllt, im Stall, in der Küche oder im Keller zum Entsetzen der Magd sehen, die ein Kreuz schlug und rief: „Alle guten Geister loben Gott den Herrn!“ Auf die Frage der Magd, wer das Gespenst wäre und was sein Begehr sei, ist die Antwort gekommen: „Ich habe ein Handtuch, ein Stück dröges Fleisch und ein Brot verlobt. Das Handtuch soll in die Kirche bei der Taufe und die Hände darin getrocknet werden, das Brot aber in den heiligen Geist (Trinitatishospital) gegeben werden.“ Der Magd ist ein solcher Schrecken angekommen, daß sie fast ganz von Sinnen gewesen ist. Das Verlangen des Gespenstes wurde nicht erfüllt, weil man es für ein Spukwerk des Teufels ansah, und so muß die tote Frau noch heute umgehen.

45. Störtebekers Geist.

Zu Marienhase in der Störtebekersammer geht zur Mitternachtszeit ein Gespenst um, das seinen blutigen Kopf unter dem Arme trägt. Das ist der Störtebeker, der keine Ruhe im Grabe findet, weil man seinen geköpften Leichnam in ungeweihter Erde verscharrt hat. Zudem treibt ihn ein Fluch durch die Nacht, der nicht eher von ihm weichen kann, bis er davon losgesprochen ist.

Der Seeräuber hatte nämlich einst ein schönes Fräulein aus vornehmem Geschlecht umworben; als es aber seine Anträge entrüstet abwies, weil es bereits einem Ritter verlobt war, brauchte er Gewalt, raubte die Dame und verschleppte sie in seinen Marienhafener Turm; dort glaubte er sie zwingen zu können, ihm zu Willen zu sein. Und in der Tat war das Fräulein hier seiner Gewalt preisgegeben, denn an ein Entrinnen aus dem starkbewachten Turmgewölbe war nicht zu denken und Hilfe nicht zu erhoffen. Dennoch weigerte sich die Bedrängte, ihm anzugehören



und zog den Tod der Schande vor; sie eilte in ihrer großen Not an das Fenster ihres Gemaches und stürzte sich hinab in die Flut, die sie verschlang.

46. Sprengepyls Geist.

Nach geschlossenem Frieden lebte Oberst Sprengepyl in Saus und Braus von den eroberten Schätzen auf seinem Gute Falkenrott bei Vechta, als der Teufel nach abgelaufener Frist seinen Lohn verlangte und ihn aus einer zahlreichen Gesellschaft entführte.

Seitdem geht sein Geist als großer schwarzer Kettenhund mit Augen groß und glühend wie Kohlschüsseln, eine rassende Kette um den Hals, des Nachts in Vechta auf der Straße um. Als Vechta noch Münstersche Besatzung hatte, machte sich der Geist ein Vergnügen daraus, die in ihren Schilderhäusern eingeschlafenen Wachen zu wecken, indem er ihnen die Vorderpfoten auf die Brust setzte, oder mit Rüben die offen gelassenen Tore zu verriegeln, die dann des Morgens die Schweine wieder öffneten.

Hatte er in Vechta nicht genug zu tun, so erstreckte er seine Streifen wohl auf eine Stunde des Weges und weiter in die Nachbarschaft hinein. Doch scheint er seit längerer Zeit kein Vergnügen mehr daran zu finden, denn man hört nur noch selten von ihm.

47. Der weiße Ritter.

Auf der Burg oberhalb Lauenstein, deren Ruinen man noch heute sieht, wohnte um das Jahr 1303 ein Graf Bodo von Homburg, der dort seinen Nachbar, den Grafen Moritz von Spiegelberg, bei einem Gastmahle erstochen haben soll. Die Geister des Erschlagenen und seiner Mörder zeigen sich in den Ruinen. Ein Mann, der einst in mond heller Nacht am Fuße der Burg seine Pferde hütete, erzählte folgendes: Mit dem Schlage Zwölf sei ein blaues Flämmchen auf dem Rasen erschienen, gleich darauf habe die Erde krachend sich aufgetan, und ein weißer Ritter in starkem Harnisch sei drohenden Blickes aus dem Boden aufgestiegen; Blut quoll aus seiner Wunde. Drüben am Gemäuer, zwischen Strauch und Dornen, habe er Ritter in schwarzen und grauen Rüstungen an einer Tafel sitzen sehen. Starr blickten sie



nach dem weißen Ritter, zogen die Schwerter, dann sank die Gestalt ächzend und stöhnend zurück. Mit dem Schläge Eins verschwand der Spuk; unter Brausen und Waffengeklirr versank alles in die Erde, und das Licht war verschwunden. Nachdem haben auch viele andre die Erscheinung der Geister gesehen.

48. Die Tränen der Mutter.

Jede Träne, die um einen Begrabenen geweint wird, fällt in dessen Leichentuch und macht es naß. Meiner Großmutter starb ein Kind, nach dessen Tode konnte sie gar kein Ende finden mit Klagen und Weinen. Da erschien ihr das Kind des Nachts und sagte: „Mutter, höre doch auf, über mich zu weinen! In meinem Leichentuch ist nur eine Stelle wie ein Taler groß noch trocken, wenn die auch naß ist, dann habe ich keine Ruhe im Grabe mehr.“

49. Der Bauer im Violenbach.

Potthof war ein Bauer zu Dielingdorf bei Melle, der sehr gierig nach Reichtum war und darum betrog, wo er nur konnte. Nach seinem Tode ging er wieder, und weil er besonders im Kornhandel betrogen hatte, hörte man ihn jede Nacht auf seinem Boden unaufhörlich Getreide messen. Man vernahm ganz deutlich in stiller Mitternacht das Schürfen, Füllen und Anschlagen des Scheffels. Um den unruhigen Geist zur Ruhe zu bringen, ließ der Anerbe vom Potthofe einen Dominikaner von Osnabrück kommen, der den alten Bauer in den benachbarten Violenbach bannte und ihm zur Sühne seiner Sünden auferlegte, mit einem bodenlosen Eimer den Violenbach auszuschöpfen. Viele Bauernmädchen, die im Zwielficht Wasser aus dem Bache schöpften, behaupten, den Geist gesehen zu haben, wie er am Ufer auf einem umgestülpten Eimer saß, um sich von seiner Arbeit zu erholen.

50. Der umgehende Bauer bei Bassum.

Ein alter Bauer in Bassum, der einen Streit mit seinem Sohne gehabt hatte, stürzte sich aus dem Fenster und mußte nun umgehen und konnte keine Ruhe finden. Da brachten sie ihn in den Wald unter einen großen Stein. Alle drei Jahre kommt er da hervor und darf jedes Mal einen



Hahnentritt näher zu seinem Hause kommen. Wenn er nun wieder auf seinem Hofe angekommen sein wird, so hat er für immer Ruhe. Er ist schon nicht mehr weit davon. Hinter der Hecke hat er oft Menschen festgehalten.

51. Die feurige Mefzrute.

Im Heusiel bei Sohlingen ging nachts ein Mann mit feuriger Mefzrute umher, bückte sich, hob sich empor, bückte sich wieder und maß beständig. Einem Vorübergehenden rief er einmal zu, er möge doch vier Furchen von seinem Lande abpflügen, die habe er bei Lebzeiten seinem Nachbarn abgepflügt. Nun sei er im Tode verflucht, das Verfehlte wieder gut zu machen, aber nur eine Krume Land könne er in einer Nacht abarbeiten, so sehr er sich auch bemühe. Als sein Wunsch erfüllt war, kam der Geist nicht wieder.

52. Der Geist auf dem Galgenberg.

In Hardeggen steht auf dem Galgenberg der Rest eines schwarzen Pfahlkreuzes. In der Franzosenzeit wurde hier ein französischer Soldat von einem Bauersmann erschlagen, dessen Weib er geschändet. Er kann keine Ruhe im Grabe finden. Des Nachts in der Geisterstunde geht er um sein Grab herum, der Totenschädel grinnt unter dem Grenadierhelm hervor, und seine Schultern umwallt ein zerfetzter Soldatenmantel. So grauig ist sein Anblick, daß der Beschauer die Sprache verliert. Tiere wittern selbst bei Tage den bösen Geist und jagen eilig davon.

53. Der Prior von Loccum.

Vor langen Jahren lebte im Kloster Loccum ein Prior, der ein seinem Stande unwürdiges und verwerfliches Leben führte, namentlich aber unschuldigen Mädchen nachstellte und die Männer um ihre Frauen betrog. Nach langem Sündenleben ist er denn endlich auf einer noch bei Loccum stehenden Brücke verunglückt und gar elendiglich ums Leben gekommen. An diesem Platze hat er nach seinem Tode umgehen müssen, ist auch öfters ins Kloster gedrungen und hat dort einen greulichen Spuk getrieben. Die Brücke hat eine Zeit lang niemand passieren wollen des spulenden Priors wegen, ja selbst die Pferde hat man nicht einmal



hinüber kriegen können, sie haben stets vor der Brücke zu zittern angefangen, sich hoch aufgebäumt und sind durchgegangen, wenn man sie nicht gleich von selbst umgelenkt hat. Dieses Treiben hat man endlich nicht länger mehr mit ansehen können und daher beschloffen, den umgehenden Prior zu verbannen. Dem Fuhrmanne, der die Fahrt zu übernehmen sich erboten, ward ein schönes Stück Geld ausgesetzt, ihm aber dabei fest eingeknüpft, sich während desfahrens ja und ja nicht umzusehen. Aber als er nun dem Walde, wohinein der Prior hat gebannt werden sollen, schon ganz nahe gewesen, da plagt ihn doch die Neugierde, und er sieht sich um. Hui, da saust der Prior vom Wagen und ist im Au wieder an seiner alten Stelle bei der Brücke. Mit dem zweiten Fuhrmann ging's ebenso, der dritte jedoch ist standhaft geblieben und hat den Geist glücklich in den Wald gebracht, und bei der Brücke hat es seit der Zeit nicht mehr gespukt.

54. Der strenge Pfarrer.

In Urbergen herrschte zu Beginn des 18. Jahrhunderts eine gar üble Kirchenzucht, bis der Pastor Daniel Gerhard Heisius dort zum Prediger bestellt wurde. Das war ein energischer und strenger Herr, der, wo das Wort Gottes zur Bändigung der Störrischen nicht helfen wollte, sich nicht scheute, auch einmal zur Hundepeitsche zu greifen, wenn es Noth tat, auch gar beim sonntäglichen Gottesdienst zur Wahrung ziemlicher Ordnung. Daher ward er mehr gefürchtet als geliebt, und als er gestorben und begraben war, mußte er zur Strafe für seine grausame Strenge umgehen. Viele haben ihn so umherwandeln sehen, bis es endlich einem katholischen Priester gelang, ihn zu exorzieren und nach dem Holze bei Thedinghausen zu bannen. Dort geht er noch heutigen Tages um.

55. Der Mann mit dem Grenzstein.

Zwischen Vollensen und Schlarpe liegen die sogenannten „Krummen Acker“, die jetzt Wiesen sind. Es ging hier ein Mann um, der auf seiner Schulter einen Grenzstein trug; den hatte er bei Lebzeiten versetzt und mußte ihn nun im Tode zur Strafe mit sich herumschleppen. Anstet lief er



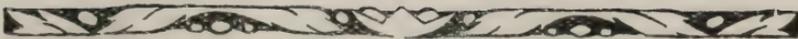
beständig mit ihm umher und rief klagend: „Wo sall ed ne laten? Wo sall ed ne laten?“ Ein vorübergehender Bauer faßte sich ein Herz und rief ihm zu: „Sett ne hen, wo ne her langet hest!“ „Dat Iet del God seggen,“ erwiderte der Geist und kam seitdem nicht wieder. Der Bauer aber bekam eine derbe Ohrfeige.

56. Der nächtliche Pflüger.

In der Feldflur des Dorfes Herkendorf wird nachts ein wunderbarer Aekersmann gesehen. Der pflügt unter Gestöhn und Seufzen und glüht wie ein Feuer samt seinem Pflug und den Pferden. Bei den Bauern ist die Sage, dieser Aekersmann habe bei Lebenszeiten seinem Nachbar ein ganzes Stück Land abgepflügt und so an das Seinige gebracht. Nun sei er gestorben und verdammt, jede Nacht so lange in Feuer und bei großen Leiden zu ackern, bis er dem Nachbar das unrechtmäßig genommene Land wieder zugepflügt habe. Aber wenn er auch arbeitet, daß ihm der Schweiß rinnt, so kann er doch in einer Nacht nicht mehr wie eine Krume Land, just so groß wie eine Linse, wieder zurücpflügen und hat doch nicht eher Ruhe, als bis das ganze Land wieder abgepflügt ist. Das wird also noch lange währen.

57. Das Steenhuus bei Bunde.

Beim Marktflecken Bunde in Ostfriesland steht noch heutigen Tages ein altes Haus, das jedes Kind unter dem Namen „Steenhuus“ kennt. Da wohnte vor langen Jahren ein Fräulein, das war schön von Angesicht, aber kalten Herzens wie Eis. Ein junger Ritter warb um sie, aber umsonst, und als alle seine Bitten vergeblich blieben, nahm er das Kreuz und zog ins gelobte Land, um dort Ruhe vor seiner Liebe zu finden. Es war aber eine alte Frau, die wußte um seinen Schmerz, fühlte Mitleid und beschloß bei sich, ihm zu helfen. Sie braute einen Liebestrank, den sie dem Fräulein heimlich zu trinken gab, und schrieb an einen Balken des Steenhuuses sieben Zauberzeichen. Nun verzehrte sich das Fräulein in Liebe nach dem Ritter, schaute alle Tage nach dem Süden, ob er noch nicht käme, und als sie hörte, er habe im fernen Lande den Tod gefunden,



ertrug sie es nicht und starb ihm nach. Aber sie fand im Grabe keine Ruhe; allnächtlich wanderte sie durchs Steinhaus, und viele Leute haben sie gesehen.

Kürzlich ist sie aber doch erlöst worden. Der neue Besitzer des Steinhauses wollte seinen Torf einheimsen, kam dabei auf den Oberboden und erblickte das Zauberzeichen am Balken. Er dachte an seinen kleinen Sohn und sagte: „Daar hett de dumme Junge sien Kreienpooten oof an de Balke margelt. Gien Schwien kann se lesen, und doch is de Bengel all 'n half Jahr bi't Schriesen“, und löschte die Zeichen aus. Seit der Zeit hat das Fräulein Ruhe im Grabe, keiner hat sie wieder gesehen.

58. Der Mann ohne Kopf.

Zwischen Dassel und dem Moosberg, dem vierthöchsten Berge des Sollings, liegt der Ort Sievershausen. Laternen gibt es an Landstraßen und Feldwegen nicht. Das Mondlicht, wenn es überhaupt scheint, ist das einzige, was des Abends die Schritte des Wanderers erhellt. Einmal hat aber einem Pastor von Sievershausen, als er sich auf dem Heimwege von Dassel befand, ein anderes Licht auf dem Wege erschienen. Es gefellte sich plötzlich in der Dunkelheit eine unbekannte Gestalt zu ihm, die ihm eine ganze Strecke mit einer Stallaterne voranleuchtete. Der Lichtschein war schwach, doch stark genug, um den Pfad kenntlich zu machen, aber nicht kräftig genug, um sofort erkennen zu lassen, daß der fremde Begleiter ohne Kopf war. Als der Pfarrer es gewahrte, schauderte es ihn, und er glaubte, sich nur schützen zu können, indem er, sich bekreuzigend, die Worte ausrief: „Alle guten Geister loben Gott den Herrn!“ — „Ich nicht“, erwiderte der bis dahin Sprachlose, „denn ich habe mich dem Teufel verschrieben. Gib mir ein Weggeld!“ Indem der Geistliche ihm ein Geldstück zuwarf, sprach er, sich ein Herz fassend: „Hier nimm, du Gottloser! Dann fahre zu deinem Höllenfürsten und erschrick einen treuen Gottesmann nicht!“ In demselben Augenblick entstand seitab eine tiefe Kluft, aus welcher eine helle Flamme züngelte, die den Mann ohne Kopf umhüllte und ihn schnell verschwinden ließ. Es soll die Seele eines Geizhalses gewesen sein, der zu Lebzeiten manchen um seinen sauer verdienten



Groschen gebracht hat und nach dem Tode noch nach Geld gierte. Nach dem Pastor wollen den Mann ohne Kopf mehrere an mondlosen Nächten gesehen haben, aber nach den Erzählungen der Leute soll er sich immer nur an Habgierige und Spötter gewandt und sie nicht selten, zur Verwunderung der Bekannten, gebessert haben.

59. Die Verlathsbrücke.

Zwischen den Orten Wetschenhardt und St. Hülse im Diepholzischen fließt ein kleiner Heidbach, über den eine jetzt schon beinahe zerfallene Brücke führt. Die heißt ganz allgemein „Verlathsbrücke“, und auf ihr ist einst ein alter Mann, der in der ganzen Gegend als Erzbetrüger und Leuteschinder bekannt war, zu Tode gekommen.

Der Alte war auf dem St. Hülser Markt gewesen und hatte dort sein betrügerisches Handwerk mit großem Erfolge betrieben. Spät abends kehrte er mit einem großen Beutel voll Geld, um das er die armen Bauern geprellt, heim; als er aber auf dem Wege in der Dunkelheit die „Verlathsbrücke“ passieren wollte, zerbrach ein Brett der Brücke, der Böfewicht fiel ins Wasser und mußte elendiglich ertrinken. Seit der Zeit aber muß er neben der Brücke umgehen und läßt sich jede Nacht als schwarze Gestalt sehen; bald sitzt er unter der Brücke und sucht ihre Bretter fortzuziehen, wenn Menschen hinübergehen, bald wandert er in der Nähe der Brücke ruhelos auf und ab und erschreckt die furchtsam Vorübereilenden.

Einst sah ein Mann, der in später Nacht noch über die Brücke mußte, das Gespenst dort umgehen; da er aber zu denen gehörte, die sich nicht so leicht fürchten, so rief er: ganz beherzt: „Kumm, wutte mit?“ In demselben Augenblick fühlte er eine gewaltige Last auf dem Rücken, die er bis nach St. Hülse schleppen mußte. Keuchend und stöhnend kam er endlich dort an, und als er seine Wohnung erreicht hatte, fühlte er sich plötzlich frei, im Umsehen jedoch bemerkte er den schwarzen Mann, der höhniisch lachend ganz in der Nähe stand. Nun fing's ihn doch ein wenig zu gruseln an; aber als er sich eine Laterne holte, um sich den schwarzen Mann einmal näher bei Lichte zu besehen, war er plötzlich verschwunden.

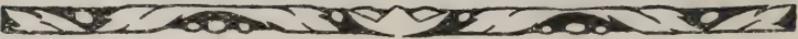
60. Der Musikant im Langholter Meer.

Im Langholter Meer im Kirchspiel Strücklingen geht ein Mann wieder, der im Leben Musikant war; ein Pastor aus dem Saterland hat ihn dorthin verwiesen. Als einst das Meer zugefroren war, kamen zwei junge Burschen, die in der Nähe Schafe hüteten, dorthin. Da fiel ihnen ein, daß in dem Meere ein Musikant sein solle, und sie beschloffen, sich die Zeit zu vertreiben und sich von dem Musikanten etwas vorspielen zu lassen. Sie gingen also auf das Eis, und als sie so da herumschlitteten, riefen sie: „Wenn du hier bist, Musikant, so spiel uns mal ein Stückchen auf; dann wollen wir dazu tanzen!“ Auf einmal hörten sie unter ihren Füßen eine wunderschöne Musik, wie sie schöner noch keine gehört hatten; sie dachten aber nicht mehr ans Tanzen, sondern liefen in großem Schrecken davon.

61. Der böse Geist Mke.

In einem der beiden großen Erdlöcher des Giersfeldes bei Osnabrück hat ein gottloser Mann gewohnt, der mit Haus und Hof vom Boden verschlungen ist. Seitdem ist es in dem Bache nicht geheuer, und es steigt zu Zeiten, namentlich, wenn man ihn ruft, „der böse Geist Mke“ daraus hervor. Er zeigt sich in der Gestalt eines feurigen Rades, das, namentlich wenn man um Mitternacht den Geist ruft, aus der Tiefe heraufrasselt, an den Abhängen des Erdfalls empor rollt und dann über das ganze Giersfeld dahin schweift, den Rufer verfolgend.

Einer der alten ehemaligen Grumfelds nun hat wirklich einmal das Abenteuer mit dem Mke und seinem feurigen Rade bestanden. Er saß einst mit seinen Zechbrüdern, gleichfalls wohlhabenden niedermünsterschen Bauern, beim Biere zusammen. Sie sprachen von ihren Rindern und Pferden und renommierten namentlich mit ihren Reitpferden und deren Hurligkeit. Grumfeld behauptete, er habe den besten Läufer, der es sogar mit Mkes feurigem Rade aufnehmen könne. Er schwur endlich bei Donner und Wetter und Schwerenot, er wolle in nächster Nacht mit seinem Schimmel den Mke anreiten und ihn zu einem Wettritt herausfordern. Die Bauern hielten den Grumfeld beim Wort und boten neun Pfund Silber gegen sein Pferd, daß er es nicht bestehen



würde. Er aber nahm die Wette an und bereitete sich vor. Er striegelte, putzte und sattelte seinen Schimmel und ritt mit ihm zunächst einmal am hellen Tage zur Mtenkuhle, zeigte ihm den Weg und die ganze Gelegenheit und Gestalt des Ortes und machte ihm deutlich, worauf es ankäme.

Das kluge Tier, das alles begriff, kam mit ihm in schnellem Laufe nach Hause zurück, und da wies ihm Grumfeld auch noch die große Haustür, die er bei dem Ritt in der Nacht offen halten wollte, und die sie bei der Verfolgung aufnehmen sollte. Dann pflegte und hätschelte er sein Pferd den ganzen Tag über und gab ihm das Beste, was er hatte, zu fressen und zu trinken. Er selber aber betete am Abend dreimal in heiliger Andacht, zum Vater, Sohn und heiligen Geiste, daß sie ihm seine Sünden vergeben, seine Seele bewahren und ihn retten wollten aus dieser Gefährlichkeit, die er bestehen mußte.

Als so Mitternacht herbeigekommen war, ritt er, allein auf Gottes Hilfe vertrauend, hin zur Mtenkuhle. Indem er hier bis an den Rand des finstern Loches heranritt, wandte er seinen Blick zum Himmel und zu den leuchtenden Sternen oben im Norden und betete noch eins in der Stille und andächtiglich, daß ihm alle guten Geister beistehen möchten. Es war eine schöne, stille, sternklare Nacht. Sein Schimmel stand wie eine Bildsäule mit der Schnauze zur Kuhle gewandt und rührte kein Glied. Da auf einmal erklangen rings um das Giersfeld herum mit dumpfen Tönen die Glocken, und es schlug zwölf Uhr zuerst in Steffen, dann in Merzen und zuletzt in Mfhausen. Mit dem letzten Schlage von Mfhausen erhob Grumfeld seine Stimme und laut, daß es über die ganze Heide hinschallte, rief er: „Alle, komm! Gehst du mit?“ Als bald hörte man es in der Tiefe der Kuhle rumoren, und eine greuliche Stimme, die aus der Mitte der Erde zu kommen schien, antwortete: „Warte nur! Den einen Schuh habe ich bereits an, und der andere rückt schon von selber herbei! Da bin ich! und will dich bald packen!“ Augenblicks wandte der Bauer sein Pferd und gab ihm die Sporen, und wie ein Pfeil vom Bogen fliegt, so ging nun durch die Nacht und über die Heide die höllische



Jagd von der Alfenkuhle nach Grumfelds Hause. Der tapfere Grumfeld auf seinem klugen Schimmel mit fliegender Mähne voran, und Alfe auf seinem flammenden und funkelsprühenden Rade hinterdrein.

Jener hatte anfänglich einen guten Vorsprung voraus, doch minderte sich dieser mit jedem Satze, und das feurige Rad kam ihm näher und näher auf die Hacken, indem es dabei immer größer anwuchs und über die Gesträuche und Gräben hinwegsetzte, so daß Grumfeld und sein Pferd, wenn sie sich umgeblickt hätten, wohl vor Schreck gestorben wären. Aber sie hatten nun schon die weitgeöffnete Haustür in Sicht, aus der das trauliche Herdfeuer ihnen entgegenblickte. Dies gab dem Schimmel neue Kraft, und mit einem letzten und verzweifelten Sprunge setzte er durch die große Tür mitten auf die Tenne hin. Hier an des Hauses Feuerstelle dankte Grumfeld seinem Schöpfer, daß er sich seiner väterlich angenommen habe und gelobte ihm, daß er von jetzt an seinen Gott nie wieder versuchen wolle. Er dankte aber auch seinem getreuen Schimmel, der ihm so freundlich beigestanden hatte, streichelte ihn und brachte ihn in den Stall.

Das feurige Rad war dicht hinter seinen Hufen her auf der Hauschwelle angestoßen und war dort zurückgeprallt. Als ein Wahrzeichen und zur Erinnerung an das Abenteuer sah man dort am andern Morgen einen verkohlten Flecken zum Beweise, daß Grumfeld nicht bloß geträumt habe, und derselbe wurde noch lange nachher, nachdem der Bauer seine, wenn auch nicht ehrlich, doch im Schweisse seines Angesichts gewonnenen neun Pfund Silbers eingestrichen hatte, von den Leuten gesehen und bewundert.

62. Das taube Tal.

Gar nicht weit von den grünen Wiesen der Aller liegt unweit des Dorfes Winkel zwischen Gishorn und Brenneckensbrück ein Tal, das ist taub und tot. Rundumher hält die Heide den Sand fest, und das Moos bändigt ihn; in dem tauben Tale aber liegt er bloß und lose da oder fliegt, wie der Wind es will. Mehr als einmal hat der Förster Föhren dort gepflanzt und Birken; es ist nichts davon übrig geblieben. Sie wuchsen ein Weilchen, hungerten und kümmernten, und dann gingen sie aus, wie ein Licht im Luftzuge.

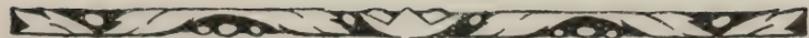


Denn das Tal ist verflucht für immerdar, weil unschuldiges Blut dort floß. Kein Bauer geht um die Menflucht gern hier vorbei; gestorbene Gesichter umschweben den Menschen, der da vorübergeht, sehen ihn mit toten Augen an und verfolgen ihn mit schweren Seufzern.

Ein Knecht von weit her, der an Gott und den Teufel nicht glaubte und ein heimlicher Freischütz war, paßte in einer hellen Nacht dort auf einen weißen Rehbock, der da seinen Umgang hatte. Das Tier stand ganz dicht vor ihm und der Mann schoß es zweimal auf das Blatt, ohne daß es umfiel. Als er aber wieder geladen hatte und anlegte, sahen ihn zwei Menschengen, die vor seinen eigenen standen, so böse an, daß er keine Kraft mehr in den Armen hatte, sein Gewehr fallen ließ und Hals über Kopf fortlief. Als er am anderen Mittag seine Waffe wieder holen wollte, war sie mitten durchgebrochen.

Wenn es lange gestürmt und geregnet hat, gibt der Sand im Windschatten der vielen Hundert kleiner Hügel, die in dem Tale stehen und die wie verwahrloste Grabstätten aussehen, schwarze Scherben von Aschenurnen und zerbröckelte Backsteine frei, auch ist da einmal eine vom Roste zerfressene Speerspitze und ein silberner Armring gefunden worden. Ein Gelehrter, der sich auf solche Dinge verstand, hat deswegen einige der Hügel abgraben lassen, aber lange nichts von Bedeutung gefunden, bis er schließlich auf einen Kranz von Steinen stieß. Voller Eifer grub er darauf los, achtete der Zeit nicht und arbeitete bis in die Nacht hinein. Da hörte er es plötzlich hinter sich jämmerlich husten und als er sich umfah, stand ein uralter in Lumpen und Lappen gehüllter Mann hinter ihm und bat ihn um einen Zehrpennig. Der Forscher warf ihm ein Stück Geld in den Hut, aber der Bettler kam ihm so schmierig vor, daß er ihm die Grabscheitkrücke und nicht die Hand reichte, als er sich mit einem Händedruck bedanken wollte. Das war sein Glück, denn der Bettler war nicht von dieser Welt und seine Finger brannten tief in den Spatenstiel hinein.

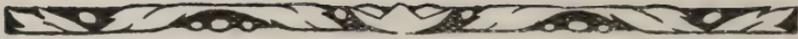
Noch vor einigen Jahren hat es sich begeben, daß zwei junge Leute, die nachts durch die Heide gingen und vom Wege abkamen, in das taube Tal gerieten, gerade als die Uhr die zwölfte Stunde wies. Es war Mondschein, und so



erkannten sie zu ihrem Schrecken, daß sie an dem Ort waren, vor dem sie in Brennecknbrück gewarnt waren, und der wie ein verlassener Leichenacker anzusehen war. Als sie so dastanden und nicht wußten, wohin sie sich wenden sollten, kam ein Mann angelaufen, der mit den Händen die Raben abwehrte, die nach seinem Kopfe hackten; er lief quer über die Blöße nach dem Kleinen See hin, der hinter den Fuhren liegt, und stürzte sich mit einem lauten Schrei in ihn hinein. Zu gleicher Zeit kam ein lautes Hohngelächter aus der Höhe, ein glühendes Rad flog durch die Luft, kreiste über dem Wasser und zersprang zu lauter blauen Flammen, die um die jungen Leute einen Tanz aufführten, die sich nicht von der Stelle rühren konnten, so viel Mühe sie sich auch gaben. Erst als die schwarze Stunde vorüber war, bekamen sie wieder Gewalt über ihre Glieder und langten mehr tot als lebendig in Gishorn an.

In dem tauben Tale hat einst ein Bauernhof gestanden. Als im Dreißigjährigen Kriege die Kaiserlichen in der Gegend raubten und brannten, fanden sie zu dem Hofe, der gut versteckt lag, nicht hin, bis er ihnen von einem Knecht verraten wurde, der dort im Dienst war und von der Haus-tochter abgewiesen war. Die Soldaten brachten alles um, was auf dem Hofe lebte, pochten ihn aus und steckten ihn an. Als der Knecht aber seinen Lohn haben wollte, lachten sie ihn aus und gaben ihm einen alten Strick. Da seine Meintat sich in der Gegend herumgesprochen hatte, wollte ihn kein Mensch wieder in Dienst nehmen, und so ging er unter die Soldaten. Nach vielen Jahren kam er als Krüppel wieder, bettelte eine Zeitlang in Gishorn herum, bis sich herausstellte, wer er war, und der Büttel ihn aus dem Tore wies. Da ging er nach dem abgebrannten Hofe und ertränkte sich in dem See, der dicht dabei liegt.

Seitdem liegt der Ort wüst. Der Wind hat den losen Sand über die Stätte geweht und ihn so aufgetürmt, daß er wie lauter Grabhügel aussieht. Rundherum wuchert die Heide, grünen die Wiesen, stehen die Fuhren im dichten Moose. Die Stelle aber, auf der der Hof lag, bleibt taub und tot.



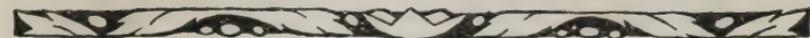
65. Die Geisterschlacht.

I.

„Es kann der Frömmste nicht in Frieden leben, wenn es dem bösen Nachbar nicht gefällt.“ So ging es einst den Einbeckern und Northheimern. Sie lebten auf gespanntem Fuße. Eine geringfügige Ursache hatte ihren Zorn gereizt, der schließlich zum Ausbruch einer blutigen Fehde führte. Am Abhange des Lämmerberges, der zwischen Hollenstedt und Hödelheim liegt, wurde die Schlacht zum Austrag gebracht. Mit Dreschflegeln, Heugabeln, Sensen und Schwertern rüdten die Streitsüchtigen gegeneinander. Manch rostige Klinge wurde in dem heißen Kampfe blank gewetzt, manche Lanzenspitze drang in des Gegners Brust. Nach Ablauf zweier Stunden bedeckten ungezählte Tote von beiden Heeren das Schlachtfeld. Welche von den beiden Nachbarstädten die Veranlassung zu diesem Kampfe gegeben hatte, weiß man nicht mehr, ebensowenig, welche Partei den Sieg davongetragen hat. Im Kriegsgewühl empfing der Heerführer der Einbecker den Todesstreich. Sterbend hauchte er:

„Fürwahr, das war ein harter Strauß,
und gerne will ich scheiden;
doch hiermit ist der Kampf nicht aus,
währet ewig zwischen beiden.“

Nach diesen Worten fielen ihm die Augenlider zu, und er starb. Mehrere große Massengräber bargen nach Beendigung die toten Gebeine, gleichviel, ob die Gefallenen sich im Leben geliebt oder gehaßt hatten. Nun ruhen sie beieinander, aber wie der Einbecker vorgeahnt, können sie nicht einmal im Tode Frieden halten. Jedes Jahr, wenn der Abend des einstigen Kampftages wiederkehrt, erheben sich die knöchernen Gebeine, verlassen die dunkle Gruft und ziehen auf die alte Kampfesstätte hinaus. Dichte Nebel steigen dann von den Wiesen auf, oft die wunderbarsten Gestalten bildend. Mit dem Glockenschlage zwölf beginnt ein Kampf unter den erbitterten Geistern. Kampfesrufe werden hörbar und helles Waffengeklirr läßt sich weithin vernehmen. Der alte Schlachtruf: „Hie Einbeck! — Hie Northheim!“ feuert zu immer heftigerem Streite an, der nicht eher endet, bis die Uhr den



Ablauf der Geisterstunde verkündet. Dann fliehen die Geister, aber niemand wird gewahr, wohin. Die Nebel entweichen, und mit ihnen verschwinden die Schatten des Todes. Auf das Gefilde, das noch eben Dunkel und Grauen deckte, läßt der Mond sein mildes Licht wieder friedlich fallen; denn die grausige Geisterschlacht auf dem Lämmerberge ist aus — bis übers Jahr.

II.

Die „Wilden Äcker“ heißt eine Landschaft zwischen Fehnhusen und Uygant, von der noch zu Anfang des vorigen Jahrhunderts allgemein erzählt wurde, daß auf ihr in vielen Nächten eine Geisterschlacht geschlagen werde. Wen in solchen Nächten sein Weg über das Schlachtfeld führte, der sah auf ihm viele Tausende in erbittertem Kampfe die Waffe mit den fleischlosen Armen schwingen; Schwerter, Hellebarden und zerbrochene Lanzen lagen umher, und wehende Banner flogen und flatterten über den Streitenden. Bei Morgengrauen war der ganze Spuk, der lautlos vor sich ging, verschwunden.

64. Das Gespensterschiff.

Vor dem Hafeneingange von Emden kämpfte einst ein aufgekommener Kauffahrer vergebens mit Flut und Wind. Endlich gelangte das Schiff so nahe an den Delft, daß die zahllosen Zuschauer am Strande und die Matrosen an Bord voller Hoffnung ansatmeten, da plötzlich erhob sich ein scharfer Wirbelwind, zerriß die Segel und schlenderte das Schiff weit zurück. Der Befehl des Kapitäns, die Barge zu lösen, erfüllte der Baumschließer aus Groll gegen den Kapitän anfangs nicht; als er sich endlich doch dazu entschloß, war es zu spät: das Schiff war mit Mann und Maus untergegangen. Seit der Zeit sieht man, sobald ein Sturm aus Nordwest heranzieht, ein Schiff vor den Hafeneingang kommen und mit Wind und Wogen kämpfen; Steuermann ist der hartherzige Baumschließer, der keine Ruhe im Grabe finden darf und nun immer wieder, den Lotoshut auf dem Kopf und das Tau in der Hand, den Angstgeschrei der Matrosen und den Untergang des Schiffes miterleben muß.

65. Der alte Turm zu Schmünden.

Zwischen dem Dorfe Altenhagen und der Stadt Springe sieht man hart an der Landstraße die Trümmer eines alten Turms, der schon lange Zeit aus den Ruinen der Burg sich erhalten hat. Die Bauern jener Gegend erzählen, daß man selbst in tiefer Nacht oft einen erschrecklichen Lärm, Getöse und Waffengeklirr vernehme. Der letzte aus dem Geschlecht derer von Schminne, der die Burg besaß, wurde nachts von einem benachbarten Ritter darin überfallen und ermordet. Sein Geist spukt in den Ruinen.

66. Der Gang an den Sarg um Mitternacht.

Im Dorfe Dreibergen bei Zwischenahn in Oldenburg sitzen abends vier Dorfbewohner beim Glase Bier beisammen. Man unterhält sich von allerhand Spuk und Ähnlichem. Einer rühmt sich seiner besonderen Furchtlosigkeit nächtlichen Gespenstern (Geistern) gegenüber. Seine Kumpane wollen ihn auf die Probe stellen und schließen folgende Wette mit ihm ab: Er soll in derselben Nacht über den Kirchhof in die Dorfkirche gehen in das Chorgewölbe, in welchem am Tage vor der Beerdigung die Toten des Kirchspiels aufgebahrt werden und wo auch in dieser Nacht ein Sarg mit einem Toten steht. Als Zeichen seiner Anwesenheit soll er einen Nagel in den Sarg schlagen. Der Furchtlose macht sich auf den Weg; je näher er aber seinem Ziele kommt, desto mehr steigt die Angst in ihm. Zitternd tastet er sich in der Dunkelheit über den Friedhof, durch die Kirche, bis er vor dem Sarg steht. Schon halb wieder abgewandt, schlägt er eilig mit zitternden Händen den Nagel in das Holz desselben. Dann treibt es ihn fort von dem Ort des Schreckens. Wie er sich aber zum Gehen anschicken will, da gewahrt er zu seinem Schrecken, daß ihn von hinten jemand festhält. — Seine Freunde warten Stunde auf Stunde vergeblich auf seine Rückkehr. Schließlich machen sie sich auf den Weg, ihn zu suchen. Sie finden ihn leblos neben dem Sarge liegen. Der Saum seines Rockschößes ist am Sarge festgenagelt.





II. Dämonen.

67. Die Walriderske.

I.

Ein Barßeler mähte einmal in der Nacht sein Korn, und weil er gegen Mitternacht müde wurde, legte er sich unter einen Hocken, um zu schlafen. Da nahte sich von weitem ein lieblicher Gesang, kam näher und immer näher und ganz bis in die Nähe des Ruhenden. Da sah dieser denn, daß es eine Walriderske war, deren Gesang er gehört hatte, und die auf ihrem Kahne von England herübergefahren kam. Sie legte Thämse und Ruder unter einen Hocken und ging nach Barßel ihren Geschäften nach, und er beeilte sich, diese Dinge an sich zu nehmen. Mit Beginn der Dämmerung kehrte die Walriderske wieder, suchte emsig ihre Gerätschaften, und als sie dieselben nicht fand, erhob sie ein klägliches Geschrei. Dessen erbarmte sich der Mäher und gab Thämse und Ruder zurück, und die Walriderske versprach ihm dagegen, sie wolle ihm in der nächsten Nacht ein ganzes Stück Leinen unter den Hocken legen. Sie hielt Wort; das Leinen fand sich und wurde ohne Schaden verbraucht.

II.

Da weer is'n Bur, de kunn gar nin groten Knecht holen, de legen glieks den ersten Morgen dod uppen Bedde. Nun keem is een, de weer narrens bang vor und wull seck hi em bestäen. De Bur sä em awers glieks, wo't dar beschaffen weer, dat jeden groten Knecht den annern Morgen dod uppen Bedde lägen harr. Disse awer meend, he wull't es proberen, em schull nümm's wat anhebben. 's Nachts wa'd he up, do stund'r 'n groten witten Schimmel vor sin Bedde. He trock sick grad wat an, guck derup sitten, jagd'r mit man Smeid un let'n beslaan. Den annern Morgen keem sin Bur vort Bedde, wonderde sick, dat he noch läwd, un fragd em, wo't em gunk. „Mi gans god,“ sä de Knecht, „man wo geit't jo Fro?“ „Ja,“ sä de Bur, „de liggt uppen Bedde, se hett't vernacht aisch in de fote fragen.“

III.

Ein junger Bursche lag still auf seinem Lager, doch ohne zu schlafen. Plötzlich spürte er, wie etwas über seine Füße hinüber und dann an seiner Seite hinaufkroch. Er wußte, daß das nur eine Walriderske sein könne, und hielt sich still, bis sie sich auf ihn warf, denn er war wohl unterrichtet, wie man einzig und allein ein solches Wesen fangen könne. Als sie ihn nun zu drücken begann, griff er zu, faßte sie bei dem Haar und hielt sie fest. Da sagte sie leise:

„faat mi nich in de Haar,

faat mi nich in de Kleer —

ick bin Klein Jantje van Leer!“

Er hielt aber fest, bezwang sie, sprang, immer sie beim Haar festhaltend, aus dem Bett, schlug einen Pflock ins Riemloch und konnte nun sehen, daß die Walriderske eine wunderschöne Jungfrau war. Da verliebte er sich in sie und bat sie, seine Frau zu werden, und obwohl sie nicht einwilligen wollte, zwang er sie durch den eingeschlagenen Pflock, den sie nicht lösen konnte, und verheiratete sich mit ihr. Sie lebten einige Jahre ganz zufrieden miteinander und bekamen auch Kinder, und er dachte, es müßte immer so bleiben. Aber eines Tages, als er bei ihr saß und sie liebte, horchte sie plötzlich auf und sagte: „Wat klingt de Kloeden in England!“ „Ich höre nichts,“ sagte er. „Ja,“ antwortete sie, „zieh nur den Pflock aus der Thür, so kannst du es auch hören!“ Arglos befolgte er ihren Rat und machte das Riemloch frei, aber im selben Augenblick schlüpfte sie da hindurch und war für immer verschwunden.

IV.

In Rheden bei Diepholz sind einmal zwei Walriderske gewesen, die waren nach Holland gegangen. Da haben sie eines Tages gesagt, sie müßten heute noch wieder nach Rheden zurück und Gevatter stehen, haben sich auch gleich in ein Sieb gesetzt und sind durch die Luft heimwärts gefahren.

68. Der Ritt um Mitternacht.

In Gehrden wohnten einst Bauersleute, die ihren Sohn des Morgens nie aus dem Bette kriegen konnten. So oft er des Morgens auch geweckt wurde, stets blieb er über



die Zeit liegen. Der Bauer wurde schließlich heftig gegen seinen Knecht und meinte, wenn er noch nicht mal den Bengel aus den Federn holen könne, wäre er ja ein komischer Kerl. Das wollte sich der Knecht nicht zum zweiten Male sagen lassen und prügelte von jetzt an jeden Morgen seines Herrn Sohn aus dem Bette; aber auf die Dauer kam ihm das doch zu eigentümlich vor, und er fragte drum eines Tages den Unglücklichen, warum er denn eine so arge Schlafmühe sei. Da erfuhr er denn, daß jede Nacht um die Geisterstunde eine alte Weibergestalt mit Zaum, Peitsche und Sporenstiefeln in die Kammer des Burschen komme, ihn mit einem gewaltigen Ruck aus dem Bette reiße, den Zügel über seinen Kopf werfe und dann auf ihm knieend weit mit ihm im Lande herumreite. Erst wenn die Turmuhr Eins schlage, trüge ihn die schreckliche Gestalt wieder in seine Kammer zurück, und darum sei er so müde des Morgens.

Da packte den Knecht ein namenloses Mitleid mit dem Burschen, dessen Unglück er durch seine grobe Art noch verschlimmert hatte, und er nahm sich fest vor, den armen Kerl schon in der kommenden Nacht von seiner Plage zu befreien. Auf den Rat einer alten erfahrenen Frau steckte er sich nachts selbst Sporen an seine Stiefel, nahm Zaum und Peitsche von der Wand und schlich sich an das Lager des Bauernsohnes. Richtig erschien um Mitternacht das Weib wieder, riß den Schlaftrunkenen aus dem Bette und wollte ihm auch noch den Zügel überwerfen. In diesem Augenblick jedoch riß der beherzte Knecht gerade noch zur rechten Zeit den Hengenzaum zurück und warf der Gestalt seinen Zügel über. Schnell drückte er sie nieder, kniete auf sie und bearbeitete sie mit Peitsche und Sporen, bis die Glocke Eins schlug. Am andern Morgen stand der Bauernsohn schon selbst recht früh auf und begrüßte fröhlich den Knecht, der zum Wecken kam.

Bald darauf schickte der Bauer seinen Knecht zum Doktor, denn die Bäuerin war über Nacht erkrankt und wagte sich nicht aus dem Bette. Der Arzt kam auch sofort und stellte bei der Kranken allerlei Schrammen, Beulen und Striemen fest. Keiner wußte, woher die rührten. Aber der Bursche war seitdem befreit von dem schrecklichen Ritt um Mitternacht.

69. Der Werwolf.

I.

Mien Grotvader hett mi, ans ick noch'n lütt Junge wörr, düsse Geschichte vertellt, un seggt darbi, dat sien Grootvader se von sienem Grootvader vertellen hört harr, un bi den sien Lebenstieden wörr se passeert.

Dar haben vört Dörp, wo nu Gripenkeerls Schaapflaven steiht, stünn in ohlen Tieden en Huus, dat meist gans versallen wörr, un wo keener in wahren deh. Uut düt Huus harren de Lüüd faken 'n Wulf loopen seeihn, un de Wulf wörr'n gans greefig Deehrt, he freeit den Buern jümmer de Schaap up. Keen Minsch wüsst, wat dat eigentlich för'n Deehrt wörr, denn'n orndligen Wulf wörr't doch nich; de Schoolmester seggt' abers, dat wörr'n Wärwulf, nämlich en Minsch, de sich in'n Wulf verwandeln deh.

Dat Gerücht von den Wärwulf güng döör't ganffe Land, un de König harr't oof hört. Eenes Dages köim nu de König anfohren un wull de Saak sülfst mit ünnersöiken. De König wörr aber so in't Dörp ankamen, dat keen Minsch wüsst, dat he de König wörr, man meen aber, dat't en Amtmann oder fünst'n groot Herr wörr.

Au gingen se alle nah dat ohle Huus, de König, de Pastor, de Köster, de Buermester un alle Lüüd uut et ganffe Dörp. Dat Huus wörr aber rundum fast to, se wull'n de groote Döhr all insslahn, ans se blangen 'ne lütte Klappe fennen, wo jüst 'n Keerl döörkreepen kunn. Keener aber von jüm harr dat Hart henintokreepen, bet endlich en arm Hüüffel for'n Drinkgeld dat Waagstück ünnernehm. Ans he drin wörr, maak he de Blangendöhr apen, un nu güngen se alle in't Huus henin. Se harrn dat ganffe Huus all döörstöcht un kunnen nicks fennen, wat hüm verdächtig vörköim. Tolest köimen se in 'ne kleene Dönffe, in welcher achter'n Aben 'ne ohle Fuulbank stünn; hier, meinen se, müsst de Wärwulf wesen, aber se fennen em doch nich. Au reeten se de Fuulbank dar weg, da wörrn se in de Höhren en lütt Schapp wies, welket tooflaaten wörr; se bröiken dat Schapp apen, aber't wörr 'er nig in, as 'n ohlen Ieddern Reemen mit isern Spangen.



Da seggt' de Buermester: „Ick hew den Wulf ins seeihn, un he harr 'n Ieddern Reeimen um't Lief; ick glödf, wenn man den Reeimen umspannt, dann ward man 'n Wulf, un wenn man 'n wedder loos maakt, is'n wedder en Minsch. Latet uns dat man versöiken.“ Uns aber keener dar wörr, de sich den Reeimen umspannen laten will, da seggt' de König: „Ick will't mol versöiken, wenn ji mi verspreken doht, dat ji mi den Reeimen wedder loos maaken wilt, wenn ick 'n Wulf warr, un ick et nich sülfst kann.“ „Ja wol,“ seggten se alle und geeiben dem König de Hand drup.

Au spann de König den Reeimen um, un — mit ins wörr't en greefigen Wulf. De Lüüd aber wörrn all angst und bang un flüchten sich alle up 'n Bähnen, un leeiten den Wulf en Wulf wesen. De Wulf aber löip un sprüng in 'n Huus herüm as 'n Uding, un maak beestig veel Larm un brüll, dat 't gausse Huus dröhnen deh, bet he am End vör de Klapp köim an de Blangensiet; he sprung hendöör un löip weg in de Heide.

De Hüüffel, der to erst in 't Huus gahn wörr, wörr beestig driest un wagehalsig un kunn oök good scheeten. „Ick will 't ins versöiken,“ seggt he to den annern, „ob ick den Wulf nich drapen kann.“ He nöihm sien Büsse un güng loos.

Nacht Daag lang harr he all söcht, ans he endlich den Wulf wies wörr, de hüst en Schaap tweireeten harr un upfreten deh. De Hüffel leggt an, schütt to, un — mit eins steiht de König dar up 'n Plake; he harr jüst den Reeimen ünnern Buuk döörshaaten, dat he uteneen gahn wörr.

Uns he nu mit den König in't Döör anköim, seggt de König: „Kinners, ji möggt et mi glöben oder nich, ick bin de König; un de Hüffel, de mi rett't hett, schall hebben, wat he hebben will.“ Da seggt de Hüffel: „Wenn he de König is, so hört em jo dat gausse Land; nu — veel Snuack füllt keenen Sack, lört und good, he kunn mi wol 'n beten asgeben.“

„Ja,“ seggt' de König, „wenn du damit tofreden bist, so schast du dat Gödd hebben, den Königshoff, mit allen wat drup is.“ De Königshoff wörr aber 'n Domäne, de wol twee hunnert dusend Daler werth wörr.



„Aec,“ seggt de Hüüffel, „he hett mi nich recht ver-
stahn! Ich will man geern 'n beten Land hebben, wo id 'n
lütt Huus up bouen, Kantüffeln up planten un Roggen
un Bookweeten up seien kunn.“ „Wenn't nich mehr is,“ seggt'
de König, „dat schast du hebben, du kannst di hier von
mien Holt, wor de Böhm afhauet sünd, so veel nehmen,
ans du wullt.“

Nu geef de König den Lüüden noch wat to'm besten,
Brannwein un Beer, so veel as se drinken wullen, un denn
reis' he af nach siener Stadt. De Hüüffel aber gung mit
sienem Söohn hennut, un se befehlen dat Land, wat se hebben
wullen. Ans se nu so güngen, köimen se an en dicken hollen
Bohm. „Töös!“, seggt de Ohle to sienem Söohn, „id will
mi in den hollen Bohm setten un lüüt bälken, so wiet as
du dat hören kannst, schall't unse Land wesen.“

De Olle sett sick in den hollen Bohm, de Söohn nöihm
lütte Pööhl, un so wiet, as he den Ohlen sien Stimm
hören kunn, sflöig he de Pööhl in de Eer, naher maaken
se 'n Tun herum, bouen sick 'n lütt Huus darup un leben
so lange, bet se dood bleben.

II.

In Lachendorf hatte ein Bauer einen Knecht, der lag
mit einem andern Knecht auf der Wiese hinterm Busch, und
sie hielten Mittagsruhe. Da schlieff der zweite Knecht bei-
nahe ein, aber er blinzelte noch mit den Augen und sah,
wie der andere Knecht einen ledernen Gürtel umtat und
sich in einen Werwolf verwandelte, darauf fortlief, ein
junges Füllen, das unten auf der Wiese grasste, anfiel und
fraß mit Haut und Haar. Wie er nun zurückkam, legte er
sich neben den andern Knecht, der noch tat, als wenn er
schliefe. Wie die Zeit um war, standen sie beide auf und
mähten, bis es Abend war. Darauf gingen sie zusammen
nach Lachendorf, und unterwegs sagte der eine Knecht zum
Werwolf: „Ich möchte mich doch nicht an lebendigem Pferde
satt fressen.“ — „Das hättest du draußen nicht sagen sollen,
es wäre dir übel ergangen“, sagte der Werwolfsknecht. Ein
ander Mal stand der Knecht wieder von der Mittagsruhe
auf, tat seinen Gürtel um und lief davon, aber da verfolg-
ten ihn die Knechte, hekten die Hunde auf ihn und schlugen
ihn tot, weil er ein Werwolf war.



Die Menschen verwandeln sich in Werwölfe, indem sie einen Gürtel umlegen, und dann stehlen sie den Leuten allerlei. Den Knechten, die Korn auf dem Rücken tragen, nehmen sie das Korn ab. Ruft man einen Werwolf bei seinem menschlichen Namen, wenn man ihn nämlich weiß, so muß er so lange laufen, bis er umkommt.

70. Der Wolfsbaum.

Vor Celle an der Chaussee nach Hannover, wo diese die erste kleine Biegung macht, steht im Felde ein einzelner Eichbaum, „der Wolfsbaum“ genannt. Der hat seinen Namen darum erhalten, daß man hieran einst einen Werwolf erhängt hat.

71. Der Schmied.

I.

Im Gertrudenberg vor Osnabrück befindet sich eine Höhle, in der sah man sonst noch einen Steintisch und ein paar Steinsitze; hier wohnte vor alters ein Schmied, der war unsichtbar und schmiedete den Leuten der Gegend alles, was sie haben wollten. Sie durften nur auf einen Zettel schreiben, was sie wünschten, dann lag am anderen Tage die Arbeit da, und zugleich stand auf einem kleinen Zettel die Angabe des Lohnes, den der Schmied dafür forderte.

II.

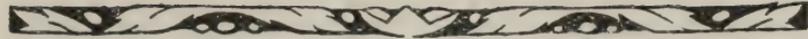
In der Nähe des kleinen, gewerbereichen Städtchens Bramsche, am Haseflusse gelegen, liegt in der Bauerschaft Epe ein kleiner, halbmondförmiger Landsee, der Darmsee oder Darnsee, im Volksmund „Darnßen“ genannt. An der Stelle, wo sich jetzt der See befindet, stand vor alten Zeiten ein Kloster. Da die Mönche aber nicht nach dem Willen Gottes lebten, ist dieses Kloster untergegangen und an seine Stelle der See getreten. Bald aber hörten die Landleute in Epe jede Nacht ein Klopfen auf dem See. Sie schifften hinzu und fanden einen Schmied, der mitten im Wasser stand und tapfer mit einem Hammer auf einen Amboss schlug. Er bedeutete den Bauern, ihm etwas zum Schmieden zu bringen. Seit der Zeit hatten die Eper in der ganzen Umgegend die besten Pflugeisen. Einst ging ein Bauer aus

Epe namens Kortmann — einen Hof gleichen Namens gibt es dort noch — an den Darnsee, um Schilf zu holen. Zu seinem Erstaunen fand er aber ein kleines Kind am Ufer, das auf dem ganzen Körper rauh war. Als Kortmann nun das Kind aufnahm, hörte er den Schmied schreien: „Nimm mi mienen lütken Jungen nich weg!“ Aber der Bauer hörte nicht auf das Schreien des Vaters; er nahm das Kind und eilte damit nach seinem Hause, wo er es erzog. Als der Knabe erwachsen war, ward er der beste und fleißigste Knecht seines Bauern. Eines Tages sagte er aber zu seinem Herrn, daß er von ihm fort müsse, da sein Vater ihn gerufen habe. Da nun der Bauer den Rauhen nicht gerne gehen lassen wollte, so gab dieser ihm den Auftrag, nach dem nahen Bramsche zu gehen und dort einen Degen zu kaufen, aber nichts abzuhandeln. Aber erst nach dem dritten Gange brachte Kortmann einen Degen, an dem er nichts abgehandelt hatte. Der Knecht teilte ihm nun mit, wenn er mit dem Degen in den See schlüge, und es käme Milch, so dürfe er bleiben, käme aber Blut, so müsse er gehen. Beide gingen nun zum Darnsee. Der Knecht schlug mit dem Degen ins Wasser und als dieses sich darauf in Blut verwandelte, stürzte er sich in den See, und niemand hat ihn seit der Zeit wiedergesehen.

Eine Viertelftunde von diesem See befindet sich auf einer Morastwiese ein kleines, aber unergründliches Loch. Der Besitzer dieser Wiese soll nun einst, wie erzählt wird, einen mit einem Ringe versehenen Fisch in dieses Loch geworfen haben. Dieser Fisch soll dann später im Darnsee wieder gefangen worden sein.

72. Die drei Enten.

Einst weidete am Dämmer ein armer Hirtenknabe seine Herde. Da sah er plötzlich drei wunderschöne Enten auf dem See; er lockte sie durch Brotkrumen an sich und gedachte sie zu fangen, aber sie wichen ihm beständig aus. Schließlich nahm er ein breites Brett, das da zufällig lag, warf's in das Wasser, stellte sich darauf und stieß mit dem Hirtenstabe vom Ufer ab, die Enten zu greifen. Aber es gelang ihm nicht; immer stärker erregte ihn die Jagd, und als er



sich einmal umsah, fand er sich in der Mitte des Sees und die Ufer in weiter Ferne. Da wäre er gern umgekehrt, aber in der Hast verlor er das Gleichgewicht und stürzte ins Wasser.

Er fiel und fiel, und als er wieder zu sich kam, lag er auf weichem Ruhebett in einem weiten Saale, und drei schöne Mädchen standen bei ihm. Die erklärten ihm, daß er nicht tot und im Himmel sei, zeigten ihm die Pracht ihrer Schlösser und fragten ihn, ob er bei ihnen bleiben wolle. Verweile er aber länger als drei Tage bei ihnen, so könne er nie wieder in sein Dorf zurückkehren, dessen solle er sich bewußt sein. Der Bursche überlegte nicht lange, schlug ein und blieb, und nun begann ein herrliches Leben in all dem Reichthum. Aber mit der Zeit bekam er Heimweh nach seinem Dorfe und wurde still und bleich, so daß die drei Mädchen schließlich seinen Kummer merkten und ihm erlaubten, heimzukehren.

Er war außer sich vor Freude und bemerkte dabei nicht, wie ernst die drei Mädchen dreinschauten; als er am nächsten Morgen erwachte, lag er wieder am Ufer des Dämmerers dicht bei seinem Dörschen. Er war inzwischen ein strammer und hübscher Bursche geworden, und seine Pflegeeltern erkannten ihn anfangs nicht, aber dann gab es eine große Freude, und er mußte seine Erlebnisse erzählen.

So wäre alles wunderschön gewesen, aber nach wenigen Tagen bekam er Sehnsucht nach dem reichen Lande und den drei Mädchen und als sie immer größer wurde und er sie schließlich nicht mehr ertragen konnte, ging er an den See, legte sich hin und starb. Da kam ein großes Schiff von der Mitte des Sees hergerudert, in dem saßen drei Mädchen mit schwarzen Bändern um Stirn und Leib, und jede hatte ein goldenes Ruder in der Hand. Das Schiff stieß an Land, und der tote Bursche wurde von den Mädchen hineingetragen und dort gebettet; dann ruderten sie rasch wieder in die Mitte des Sees, und dort zerfloß das Schiff wie Nebel. Drei weiße Enten umkreisten dreimal die Stelle, wo es verschwunden war, und tauchten dann unter. Nie hat man auf dem Dämmer wieder ein solches Schiff und so schöne Enten gesehen.

75. Das Rufen im Teich.

I.

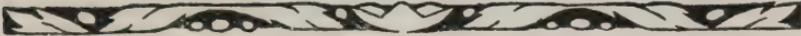
In der Nähe von Rotenburg waren einmal Leute auf dem Feld bei der Ernte beschäftigt, da hörten sie aus einem nahen Teich eine Stimme, die rief laut und vernehmlich: „De Stünn is da un de Keerel noch nich!“ Im selben Augenblick sahen sie auch von fern einen Reiter daher gesprengt kommen, der lenkte sein Pferd gerade auf den Teich zu, soviel sie ihm auch winkten und zuriefen, daß er zurückbleiben sollte. Jetzt sprengte er gerade hinein, und bald kam auch das Pferd wieder hervor, aber der Reiter war verschwunden und kam nicht wieder zum Vorschein.

II.

In Einbeck und Dassel sagt man, der Hakenmann sitze am Ufer der Flüsse und anderer Gewässer, sogar an den Stadtgräben; er wohnt gern in Strudeln, wo das Wasser Blasen aufwirft oder mit Geräusch in die Tiefe gezogen wird. Hier singt er — das Geräusch im Wasser ist sein Singen — und lockt die Kinder zu sich und faßt sie dann mit einem eisernen Haken und zieht sie ins Wasser. Das tut er, weil er an den Fischen, die alle seine Kinder sind, nicht genug hat und auch Menschenkinder haben will.

74. Däi grundlose Kolk.

Nich wiht von Frilingen inn'er Haide is'n gans lüttjet, nich affläitendet flatt, dat mortsch däip is unn dettwegen dat unergrünnliche Loek oder ook däi grundlose Kolk nennt watt. Käin Minsch hätt ett noch nich utgegründet. Vörr langen Jahren, als däi Buur tou Frilingen mahl Hoggied häul, woll häi dütt inns midd mehren Frünnen uut Soltau versäuken unn läit äinen langen Reep, woran 'n groter Kähnel vull Stäin dunnen wöhr, in't Loek rünner. Säi wöhren hiemidd jüst inn bessem Gange, als dat Water im Kolke ann tou faken unn immer mehr ann tou brusen süng, bett upp inns haben upp 'n schrecklich Däird tumm Vörrschien käum. Ett säih faß uut als'n Wies, härr twäi grote Bössen, langet Haar unn lange Arme, achter statt däi Väin awer 'n langen Stehrt, womidd ett gans gewaldig hünn unn her unn in't Water schläng. Däi gansse Lihw wöhr midd Schop-



pen bedeckt, unn midd grimmigen Uutsäihen süng datt Däird ann, däi Lüüh nuttouschillen, datt säi datt stille Water stöhren, unn säh, soball als jichchens äiner werder versäuken würr, den Kolk nuttougriinnen, so söll däi gahle Hahn äöber Frilingen unn Soltau freihen. Nach düssen Reden verschwünn datt Däird werder in't Water, unn däi Hoggiedslüh güngen gans bestörret nach Frilingen trügg. Damidd awers datt, watt datt Däird uutsäigg, nich inndreup, hatt käiner bett tumm hüüdigen Dagg ett versäuken möcht, datt unergrünnliche Frilinger Eock in sihner Däipe tou mähten.

75. Der Seebulle.

Im Grunde des Balksees ruht ein riesenhafter weißer Stier, in der Umgegend der „Seebulle“ genannt. Den größten Teil des Jahres, so lange das Wasser offen, hält er sich still; man merkt nur an den aufsteigenden Blasen und Wasserperlen, wo er liegt und Atem holt, oder am aufquillenden Grundwasser, wenn er sich rührt. Dagegen in der Winterzeit, sobald sich das Wasser mit Eis bedeckt, wird er unruhig, steigt nach oben und sprengt durch sein heftiges, donnerähnliches Gebrüll die Eisdecke, daß lange Borsten sich darin bilden. Je stärker der Frost, desto heftiger wird sein Brüllen und Toben unter dem Eise. In der Nacht stößt er mit seinen Hörnern auch Löcher in das Eis oder taut es mit seinem Atem auf, so daß der Eisverkehr auf dem See stets gefährlich ist.

76. Der gespenstische Bulle.

Bei Melzingen auf der Heide unweit Alzen liegt eine Anhöhe, wenn man über die fortgeht, so gibt es einen Schall, als wenn der Berg innen hohl sei. Aus diesem Berge ist vor alter Zeit alltäglich ein Bulle gekommen, der mit der Melzinger Herde gegangen ist; der Melzinger Hirt hat aber dafür sein Essen an einer bestimmten Stelle gefunden. Da ist er zuletzt übermütig geworden und hat sich einmal, als er gegessen hatte, hingesezt und hat das Gerät verunreinigt. Seit der Zeit hat er kein Essen mehr erhalten, und der Bulle ist auch fortgeblieben.

77. Das Schloß im Bullensee.

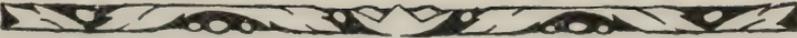
Wo heute der große Bullensee — nahe bei dem großen Forst Fedderloh — liegt, stand einstmals ein großes, prächtiges Schloß, das in Folge der Gottlosigkeit seiner Besitzer versunken ist. An jedem Pfingstmorgen, wenn die Sonne aufgeht, steht am Ufer des Sees ein aufgezäumtes weißes Roß. Wer sich auf dessen Rücken schwingt, den nimmt es mit sich hinunter in das verwunschene Schloß auf dem Grund des Sees.

78. De Schimmel up de Momar-Brügge.

De Schoffee von Knäsebeck nah'm Wahremholte is sehr belewt, un et is vel Wanlent da von Holt- un annern Fuhrwarf — dat heet bi Tage. Denn bi Nacht mag da mannig eener nich recht wat to dauhn hebben — von wegen den Schimmel! Dat is nämlich eene gruselige Gegend. De Strate geiht dicke bi Vorhog dörrch eenen dicken, düstern Wald, de Momar-Busch geheeten, un da is eene Brügge, de Momar-Brügge, de äwer eene brune, düstere Moor-Becke föhrt, un da uppe sitt in hellen Nächten, wenn de Mahn upp'n Brügge schient, een witter Schimmel. Un wer da lang kummt, den huckt de Schimmel up, un he mot den Schimmel dragen bet an de Grenze von'n Momar-Busch. Da is den Schimmel sin Macht to Erne. Awer wat besopene Minschen sind, de huckt he am lewsten up.

So vertellt de ollen Lue — de Jungen willt ja an nicks mehr glöwen. Aber ick heww doch mehr as eenen kennt, von den et in Dörpe heet, dat he den Schimmel dragen hat. Awer as dat so is, wen't passiert is, de swiggt still, un de Lue kömmt vel suafen.

Ich heww een Schaulmester-Fründ, un de meent, dat bi düsse Geschichte eene ole heidnische Göttersage to Grunne liggt von eenen Watergott in Gestalt von een witten Schimmel mit een Rad in'n Schwanz; ick glöw' aber, dat dat een ganz gewöhnlicher Huckup is, as se öm nu in Pott-Hilmsen dat schöne Denkmal sett't hebben to'r Warnung vör de Stehle-Deew's,



79. Der Huckup.

I.

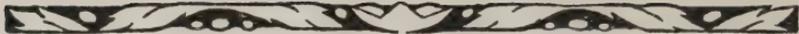
Bei Mardorf am Steinhuder Meere stand auf einem Heidbrink am Wege nach dem Weißen Berge noch vor wenig Jahren eine alte, hochstämmige, hohle Eiche. Kein Mensch ging in der Dämmerung gern an dem Wahrbaume vorbei. Denn es sollte da nicht richtig sein. Man erzählt von dem Baum folgendes: In alten Zeiten, als noch die Leute aus Mardorf, Brokeloh und den anderen Dörfern in „Hüfelenkapsel“ (Gegend nördlich des Steinhuder Meeres) nach Neustadt am Rügenberge zum Markte gingen, mußten sie, wenn sie nicht den großen Umweg über die Bremer Straße machen wollten, am Steinhuder Meer entlang durchs Moor an der alten Eiche vorbeigehen. In dem Baume wohnte der Huckup. Hatten die Kiepenleute nun in der Stadt ihre Ware zu teuer verkauft oder die Städter sonstwie übervorteilt, so sprang ihnen auf dem Rückwege, wenn sie den einzigen Weg durch das Moor an der Eiche vorbeiging, der Huckup in die Kiepe. So hatte einst eine Frau aus Mardorf in der Stadt auch ihre Eier und Butter zu teuer verkauft. Wie sie in der Dämmerung an dem Baum vorbeikommt, merkt sie auf einmal, wie ihre Kiepe schwerer und schwerer wird. Sie fängt an zu laufen und will schreien, aber die Kehle ist ihr wie zugeschnürt, und kurz vor dem Dorfe sinkt sie unter der Last zu Boden. Da hört sie auf einmal eine Stimme „Huckup, Huckup!“, und plötzlich ist die Kiepe wieder ganz leicht. Die Frau aber hat von Stund an ihre Ware nie wieder zu teuer verkauft.

Heute ist die Eiche verschwunden, ist der Axt zum Opfer gefallen. Die neue Zeit hat keinen Sinn mehr für die alten Geschichten.

II.

Das H u c k u p = D e n k m a l in H i l d e s h e i m trägt die Inschrift:

Junge, lat dei Appels stahn!
Süs packet deet dei Huckup an,
Dei Huckup is en starken Wicht,
Hölt mit de Stehldeifs bös Gericht!



Der Huckup ist ein dämonisches Wesen gewesen, eine Art Kobold, der in den Wäldern Hildesheims plötzlich Leuten, die etwa Holz stahlen, oder Wilddieben auf den Rücken sprang und gewaltig drückte, bis der Gequälte ihn bis an den Rand des Waldes getragen hatte. Dann sprang er ab. Statt des Apfeldiebes wäre also ein Holzdieb noch besser am Platze.

III.

Der Wohlgrund ist ein mit düstern Fuhren und merkwürdig geformten Nachangeln bestandener Talgrund zwischen dem zu Wenden gehörigen Ortchen Lohe und dem Nachbardorf Wendenborstel. Unheimlich still ist's dort am Tage. In dem hohen Heidekraut, dem Ginster und dem harten Heide-moorgras, das die Schafe nicht fressen mögen, verbirgt sich heimliches Leben von Wesen, die noch kein Menschenauge sah, deren Walten aber jeder ahnt, der einmal, vom Hauptwege verschlagen, dort hindurchwandert. Die tiefen Trahlen des Heideweges, der hindurchführt, sind mit langem Moos und faferigen Flechten ganz verwachsen. Ihr Wuchs wird kaum gestört, weil die Fuhrleute den Weg nach Möglichkeit meiden. So sind die Herrscher dieser Abgeschlossenheit unumschränkt und wissen die Unverletzlichkeit ihres Gebietes wohl zu hüten. Ihre Wachtposten, die Häher, erheben gewaltiges Geschrei, wenn ein Menschenkind bei ihnen vordringt. Krähen und Elstern eilen dann kreischend heim, ihre versteckten Schätze zu schützen. Nur den frommen Rehen und den immer zufriedenen Hasen gewährt man Gastfreundschaft und Schutz in Dickung und Heidekraut. Allmächtiger Gebieter dieses seltsamen Reiches ist der Huckup. Vor ihm, der dem Christenmenschen Urfehde kündigte, hat sich jeder zu hüten. Am Tage nimmt er's so tragisch nicht. Aber wehe dem, der es wagen sollte, bei Nacht sein Gebiet zu betreten! Ein Heer von Käuzchen, die als grausame Krieger in Huckups Solde stehen, würde seinen Kopf, gräßliche Flüche und fürchterliche Wünsche ausstoßend, umkreisen, Fledermäuse so viel und so dicht vor seinen Augen flattern, daß er den Weg nicht sehen könnte, und Irrlichter wiesen ihn in den unergründlichen Sumpf abseits. Und dann kommt Huckup, halb schreitend, halb fliegend, wie mit Spinnenbeinen und Drachenflügeln, und kniet sich ihm auf die Schulter, daß er versinken muß



auf der Stelle — wenn er den Spruch nicht weiß, der Huckup mit seinem ganzen Heer in die Flucht schlägt. Die ganz alten Leute wissen von manchem zu erzählen, der in frevelhaftem Übermut versuchte, Huckup und seinen Spuß zu entlarven. Allen ging's überein: der Schreck und die Angst lähmten ihnen noch lange die Glieder, wenn sie überhaupt zurückkehrten. Heute kennt man den Wohlgrund und seinen Herrn und hütet sich.

80. Das Kielkröbchen.

Einer Bäuerin am Dümmersee hatten die Schinonten ihr noch nicht getauftes Kind gestohlen und an dessen Stelle ein aufgefangenes Wasserweibchen, ein Kielkröbchen hingelegt. Aber das Kielkröbchen konnte nicht gedeihen. Da fuhren seine Pflegeeltern mit ihm über den Dümmersee, um es zu seiner Genesung nach Kulle zu bringen. Während der Kahn über die Flut des Dümmer dahinfuhr zwischen weißen und gelben Seerosen, die auf dem dunkeln Wasser wie Sterne erschienen, tauchte ein anderes Kielkröbchen aus der Tiefe auf und rief: „Kielkröbken, wo wust' u hen?“ Da antwortete sein kleiner Gefährte im Kahn:

„Ick will na Kulle
un dar mi laten weihen,
up dat ick mag gedeihen
as en änner Kind.“

81. Das harte Gelübde.

In einem dichten Walde bei Wiedensahl war eine Frau mal ganz verbiestert. Es wurde schon Nacht. Da kam aus dem Gebüsch ein graues Männchen und sagte, wenn sie ihm verspräche, was sie unter dem Herzen trüge, so wolle er ihr helfen. Die Frau in ihrer Angst versprach es ihm. Da lachte das Männchen und sagte, in zwölf Jahren müßte aber der Knabe, den sie kriegen würde, hier an derselben Stelle drei Fragen beantworten, sonst gehöre er ihm für alle Ewigkeit. Darauf führte das Männchen die Frau aus dem Walde, und nach einiger Zeit brachte sie auch richtig einen Knaben zur Welt, der wurde sehr klug.

Einst, weil seine Mutter immer so traurig war, fragte er, was das hieße, und da erzählte sie ihm alles und was sie dem Männchen versprochen hatte. „Das war hart,“ sagte



der Knabe. Aber nun wurde er noch fleißiger als bisher und ruhte nicht eher, als bis er alle nur erdenklichen Fragen beantworten konnte. Zur bestimmten Stunde ging seine Mutter mit ihm in den Wald. Das Männchen war schon da; es fing auch gleich zu fragen an: „Was ist härter als Stein?“ Da antwortete der Knabe: „Mutterherz.“ „Was ist weicher als ein Daunebett?“ „Mutterschoß.“ „Was ist süßer als Honig?“ „Mutterbrust.“ Da verschwand das graue Männchen. Der Knabe war gerettet, und seine Mutter konnte wieder ruhige Tage haben.

82. Die Schlange mit der goldenen Krone.

Lange vor der westphälischen Zeit saß eine große, rote Schlange, mit einer goldenen Krone auf dem Kopfe, im Walle am Hildesheimer Hagentore. Kinder, die Veilchen suchten, sahen sie einmal in der Sonne liegen und liefen in Angst und Schrecken davon. Nur ein Junge war beherzt, warf einen Stein nach der Schlange und warf ihr gerade die goldne Krone ab; da huschte die Schlange mit einem kläglichen Geschrei in den Wall und ist nie wieder gesehen worden. Die goldne Krone aber war in den Stadtgraben gefallen, und da liegt sie heute noch, denn soviel man auch gleich darauf und nachher suchte, konnte sie doch niemand finden. Der Junge, der den Steinwurf getan, hat es später oft bereut, denn er hatte von der Stunde an einen lahmen Arm, den er auch mit ins Grab nehmen mußte.

83. Der Snakenkönig.

I.

Es findet sich in manchen Häusern in Wiedensahl ein Snakenkönig, der mit dem Kinde spielt, und dies ist so furchtlos, daß es in seinem Kinderkauerwelsch mit ihm spricht. Läßt man ihn in Ruhe, so legt er jedes Jahr seine Krone ab, die hat großen Geldeswert. Hat man das Glück, einen Snakenkönig mit der Krone anzutreffen, so muß man ein weißes Tuch auf den Rasen breiten, dann legt er seine Krone darauf. Sie ist von reinstem Golde und hat die Eigenschaft, daß, wenn man am Morgen vor Sonnenaufgang ein Stück davon abschneidet, dies Stück bis zum Abend wieder gewachsen ist.



Ein Reitersmann, der allein durch den Wald ritt, sah einen Snaakenkönig mit der Krone; er stieg von seinem Pferde, nahm seinen Säbel und hieb der Schlange die Krone vom Kopfe. Dann schwang er sich damit aufs Pferd. Der Snaakenkönig tat aber alsbald einen hellen Pfiff, worauf die Snaaken aus der ganzen Umgegend herbeikamen und den Reiter verfolgten. Obgleich der seinem Pferde die Sporen in die Flanken drückte, so waren sie doch bald so dicht hinter ihm, daß sie ihn gewiß erreicht hätten, hätte er nicht seinen Mantel hinter sich geworfen; den zerstachen die Snaaken durch und durch. Dann folgten sie wieder dem Reitersmann und hätten ihn gewiß erreicht, hätte er nicht in seiner Not endlich die goldene Krone hinter sich geworfen und so sein Leben gerettet.

Zu einer Magd, die täglich in den Wald ging, die Kühe zu melken, kam immer ein Snaakenkönig, dem gab sie aus dem Eimer Milch zu trinken. Da legte die Snake endlich dem Mädchen die Krone in den Schoß, daß es reich war sein Leben lang.

II.

Eines Tages traf ein Mädchen aus Mackensen im Walde eine große Schlange, die eine goldene Krone auf dem Kopfe hatte. Da sie nun wußte, daß die Schlangen, wenn man ein goldenes Tuch vor ihnen hinlegt, die Krone sogleich darauflegen, nahm sie ihr rotes Tuch ab und breitete es vor dem Tiere aus. Sobald die Schlange das sah, legte sie augenblicklich ihre Krone auf das Tuch und tanzte lustig drum herum. Das Mädchen ergriff rasch die Krone und lief damit fort; sie war aber noch nicht weit gekommen, als sie die Schlange einholte, packte und zerriß.

84. Kellerhahn.

Mancher Mensch hat schon im Keller einen jähen Tod gefunden und niemand wußte, wie das zugegangen sein mochte. Das Unglück aber kommt von der „Baselistsche“ oder dem „Kellerhahn“; wen solch ein Aunding mit glühenden Augen anblickt, der hat sein letztes Brot geessen.

85. De Drake.

I.

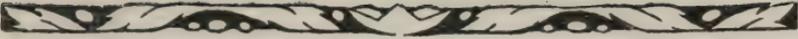
Bremme to Lechtingen arbeetet es up synen Feilde. Do kümmt en Drake annefluogen, bührt em up un flügt met em wiit üöber Land un Water. Un't leste, as he buoben en graut Water is, segt de Drake: „Bremme, siegne di!“ Do segt Bremme: „Nei, dat doe ick nich!“ Do segt de Drake wier: „Bremme, siegne di!“ „Ick doe et nu nich,“ segt Bremme. Do segt de Drake ton drüdden Maale: „Bremme, siegne di!“ Do segt Bremme: „Ick hebbe et di oll tweemaul segt, ick doe et nich!“ Denn wenn he sich siegened hädde, harre de Drake em fallen lauten droft, un Bremme wör in dat graute Water fallen un gewisse verdrunken. Drümme döhh he et nich, un de Drake, as he seige, dat Bremme enen sturen Kopp hadde, moste em wier hen bringen, woer he em kriegen harre un konne em nicks Lees andohn.

II.

Et was der es einmal en Bastor in Achelrien, de was man ganz arm, as he na Achelrien henkam. Aber dat durde nich lange, da wörd he mechtige riek. Dat kam sau. He stellte det Donnerdages Aubens enen Pott up dat für unner den Schattsteen, aber nich anners as det Donnerdages Aubens, un det annern Muarens was de Pott ganz vull van Gold. Dat schal em en furiger Drakel bracht hebben, de dett Nachts ganz schlie, schlie dur den Schattsteen tweim, um ut sienem Halse dat Gold in den Pott spiede. Ens wolde de Bastor es sehn, wau de Drakel dat makede, un he keil dur de Stuabendür. Dat sah aber de Drakel un spiede em twee glönlige Kugeln in de Bost. De Lue fünen em det annern Muarens daut in de Stuaben liggen, un em was dat Knick bruaken.

86. Stöpke.

Wenn einer den „Füerdraken“ oder „Stöpke“ fliegen sieht und ihm „Half part!“ zuruft, dann muß er ihm von dem, was er gerade trägt, einen Teil fallen lassen. Trägt er zufällig nichts, so läßt er einen entseßlichen Gestank zurück.



Ein Schäfer sah einst nachts zwischen elf und zwölf Uhr, als er in seiner Karre saß, Stöple mit seinem langen, glühenden Schweif durch die Luft ziehen. Da rief er ihm zu: „Half part!“ Der Teufel hat ihn, er möchte ihm doch lassen, was er trüge, es würde bei einer Kindtaufe sehr nötig gebraucht. Aber der Schäfer ging nicht darauf ein, und Stöple warf ihm Speck, Wurst, Käse, Butter und allerlei andere Speisen herunter. Nach einiger Zeit kam Stöple wieder vorbei und sagte zum Schäfer, er solle doch noch einmal „Half part!“ rufen. Aber der Schäfer sagte, er habe noch genug. Da warf Stöple einen Mühlstein aus der Luft herunter, der fiel auf die Deichsel der Schäferkarre und zerschmetterte sie. Hätte der Schäfer „Half part!“ gerufen, so hätte ihn Stöple mit dem schweren Mühlstein zu Tod geworfen.

87. Das schreiend Ding.

Auf der altoldenburgischen Geest wie auch im Saterland kennt man das schreiend oder schrauend Ding. Es fährt durch die Luft und schreit so laut, daß man es mehrere Stunden weit hören kann, und so schrecklich, daß allen, die es vernehmen, die Haut schaudert, und selbst die Tiere, zumal die Hunde, von Furcht ergriffen werden. So eigentümlich ist das Geschrei, daß sich kein anderer Laut damit vergleichen läßt, kein Mensch kann es beschreiben und niemand und nichts es nachmachen; es durchdringt aber Mark und Bein. Man hat das schreiend Ding auch gesehen, aber es zeigt sich nicht überall gleich. Im Kirchspiel Barßel ist es gesehen in Gestalt eines Wagenrades, das bei jeder Drehung den schreienden Laut macht, daher man es dort auch „lopend Rad“ nennt. Im Kirchspiel Ganderkesee und auf dem Binnenland zeigt es sich in Gestalt eines Bindelbaumes; wenn es nach einem Dorfe oder Hause hinwill, so richtet es sich auf und läßt sich dann der Länge nach wieder hinfallen, und wenn es durch einen Busch geht, so brechen jedesmal, wenn es sich hinwirft, die stärksten Bäume zusammen, daß es nur so kracht. An anderen Orten wieder läßt es sich nur hören und nicht sehen; man glaubt dort, es sei ein Tier, und einige halten es für einen Vorspuß, der Mord vorherfrage, andere für einen Wiedergänger.



Vor vielen Jahren hat es sich in Mansie und Hüllstede gezeigt, ist vor jedes Bauernhaus gekommen und hat einmal ganz laut geschrien: „Weh, weh, ji Hüllster Bauern!“ Hernach sind in jener Gegend alle Bauern von ihren Stellen gekommen und ganz verarmt. Auch nach Rehorn ist es gekommen, und der Bauer, der damals dort gewohnt hat, ist gleichfalls so arm geworden, daß er die Stelle hat verlassen müssen.

88. Die Pest.

Vor langen Jahren wütete in Gristede und Umgegend die Pest. In Gestalt einer blauen Dunstwolke zog sie in der Luft umher, und in welches Haus sie einzog, da standen die Leute ohne Rettung. Nur wenige Häuser in Gristede waren verschont geblieben, und zu diesen gehörte das des Hausmanns Eitie.

Eines Tages aber, als alle Leute bei Tisch waren und der Hausherr hinter dem Feuerherd saß, schwebte die blaue Wolke zur Haustür herein. Alle waren höchst erschreckt, aber glücklicherweise zog die Wolke in ein Loch, das sich in einem Ständer an der Diele befand. Rasch sprang der Hausherr auf, ergriff einen Pflock und ein Beil, trieb mit Macht den Pflock in das Loch — und die Pest war gefangen.

Noch jetzt steckt der Pflock im Ständerloch und die Pest dahinter, aber jeder hütet sich, sie durch Herausziehen des Pflockes zu befreien.

III. Von Zwergen und Riesen.

89. Lehnort.

Ein Bauer im Hildesheimischen war so tief verschuldet, daß er meinte, es gäbe keine andere Rettung für ihn als den Strick. Als er so ins Holz ging, einen passenden Baum zu suchen, begegnete ihm bei einem großen Stein ein kleines Männchen, dem erzählte er auf Befragen seine Not. Da erbot sich der Zwerg, ihm die fehlende Summe zu leihen; er verlange aber das Geld gewissenhaft zu einem bestimmten Zeitpunkte zurück; wenn der Bauer bezahlen wolle, so möge er nur an den großen Stein klopfen und dreimal „Lehnort!“ rufen. Der Bauer nahm das Geld, beglich seine Schul-



den und war in Zukunft sparsamer; so konnte er zur verabredeten Zeit das Darlehen wieder zurücktragen. Als er an den großen Stein kam, tat er, wie ihm das Männchen geheißsen, klopfte und rief dreimal: „Lehnort!“ Da öffnete sich der Felsen, ein anderer Zwerg trat heraus und teilte ihm auf seine Frage hin mit, Lehnort sei unterdessen gestorben, aber er habe kurz vor seinem Tode noch befohlen, daß dem Bauern das Geld, wenn er es zurückbringe, geschenkt sein solle. Wie nun der Bauer in die Felspalte hineinschaute, sah er, wie sie den toten Lehnort gerade dahin trugen.

90. Het Erdmännken in'n Eckholte.

In ganz aulen Tien esse den Buur Tebben-Meyer ton Hinnenkamp bi Damme sien Ackerland, wat „In'n Eckholte“ hett, noch'n grautet Holt wöör, woonde in nen Hügel, dee noch to seeinen is un denn se „Erdmännkens-Knapp“ heetet, een aulen lütken Zwerg, van de Buren schlichtweg „het Erdmännken“ nöömet. Düt Erdmännken harr nen langen grüßen Baart und was van Handwerk 'n Schmed, dee Buuren siäen em nau, he wöör keen Christ, sondern 'n Heeide, wiel hee sien Liewedage nig nor'n Klärken gönt; wiel hee awer keenen Minsken wat däe und söcke moje Ploog-iisens maakede, lööten se em in Ruhe. Wenn nu eene sien Piärd beschlaun lauten woll, dann bünnt hee het an nen Baum vor'n Erdmännken siene Hütte un göng na Huus, ower twee Stunde kweim he wier, denn was't Piärd kloar, liä dat Geld upe Baumstuuken un göng siine Weege; Ploog-iisens liäen se auk up den Stuuken, un'n annern Daag wöören se repereert, un'n Zettel leig dar bie, wat het kostede. Aien Schmed in der ganzen Giegend maakede biätere Urbeed esse het Erdmännken, un doarbii was he recht billig; dee Buuren stönnen siel also recht goot doarbii.

Dat Erdmännken harr eene Tochter bi siel van 7 bis 8 Joahren, dat seig unt esse olle Kinner, bloot dat se mächtig langet Hoar härke, dee hängen eer bett up de Hacken, un loopen kunn se esse 'n Reh. Düt Wicht göng saake nau Tebben-Meyers Kinner und spielde mit deei, was auwer nig to bewegen inn't Huus too gaun, sondern bleef jümmer bunten, höchstens bett an't Dürhecke kweim se, doar leit

se düür; wann se denn dee Kinner nig seeg, dann lööp se wier na Huus. Eenes Dages kiddelde de Duwel dee Meyerschen, dat se in'n Kopp kreig und siä too eere Jungens: „Fanget mie denn Erdmännken siene Dochter es, denn will ick ehr de langen Hoare mit der Schären affschneiden.“ Es dat Kiind nu is wier tweim um too spielen, greipen Meyers Jungens dat Wicht, schließenden der mit in't Huus, un de Meyersche schneit em de Hoare af. Dat Kiind lööp grinend na Huus, un esse de Aule höört harre, wat passeert wörr, wiort he ganz vergrellde un lööp bet nan Tebben-Meyers Huus, stellde sich vort Hecke un rööp:

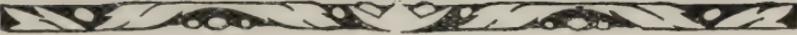
„Wiel dat Ji hebbt mien Kind geschooren,
Wese Jue Glucke up siewen Minskenliewedage verlooren.“

Von de Tiid an gönkt up'n Meierhuowe truggeunt, nig woll gelingen: toerfst stüürworn de Piäre, dann de Kööje, de Kinner wöören dauf un wecke blind, un nig woll helpen. Donn't Erdmännken un siene Dochter heff nien Minske wier wat häärt off seehn.

Hüüte geet het den Meyer nig schlechter un nig biäter esse olle Buuren; de siiewen Minskenliewedage schüöölt woll ünne wesen.

91. Die Unterirdischen von Hoya.

Einem der Grafen von Hoya erschien zur Nachtzeit ein kleines Bergmännlein und bat ihn, er möge in der nächsten Nacht den Einzug und ein Festgelage von vielen Personen in seinem Schlosse gestatten, aber er selbst und seine Leute sollten von keinem Vorgange Notiz nehmen. Erfülle er die Bitte, so werde er belohnt werden. Der Graf versprach's. Die Kleinen Reisigen zogen nachts darauf ein, und am nächsten Morgen darauf erschien das Bergmännlein wieder, dankte und schenkte dem Grafen als Gegengabe ein Schwert, ein Salamanderlaken und einen goldenen Ring, der einen roten Leu trug: solange diese drei Stücke zusammenblieben, werde Einigkeit in der Grafschaft Hoya bestehen; wenn aber eines der Geschenke oder gar alle drei verloren gingen, so wäre es mit dem Glücke des Geschlechtes vorbei. Der Graf nahm die Gaben und hielt sie wert, und seine Erben folgten seinem Vorbild. So oft einer der Grafen von Hoya zum Sterben kam, verblich der rote Leu auf dem Ringe:



das war seine Zauberkraft. Aber unter der Regierung des unmündigen Grafen Jobst und seiner Brüder kam das Schwert und das Salamanderlaken abhanden, und seitdem verblich der alte Glanz der Grafschaft; der goldene Ring jedoch ist bei der Grafschaft geblieben bis an ihr Ende, wohin er aber später gekommen ist, weiß man nicht.

Man erzählt auch, daß zu Hoya vor Zeiten ein Luftloch gewesen sei, durch das die Unterirdischen des öfteren hervorkamen.

92. Die Unterirdischen bauen eine Kirche.

Die Kirche in Bliedersdorf bei Harsfeld haben die Unterirdischen gebaut. Sie haben es aber ganz heimlich getan. Nur in der Nacht sind sie bei der Arbeit gewesen, nur in der tiefsten Nacht. Die Menschen haben sich bannig in Acht genommen, die heimlichen Kirchenbauer zu stören oder auch nur zu belauschen. Nur bei einem Bauern im Nachbardorfe war die Neugierde gar zu groß; er wollte durchaus wissen, wie es bei dem Kirchbau zugeing. Nun, das ist gut. Er ging also eines Abends von Hause fort, ohne einem Menschen zu verraten, was er vorhatte. Am andern Morgen vermißten ihn die Dorfleute. Alles machte sich auf die Suche. Zuletzt kam man auch nach Bliedersdorf. Dort fanden sie den Bauern hoch oben im Mauerwerk — tot. Die Unterirdischen hatten ihn mit eingemauert.

93. Zwerge bei Seelze.

Zwerge gibt es bei Seelze auch. Ein Kiepenträger kam einst an einem Sonntage im Sommer sehr frühe neben Seelze vorbei. Er wollte eine Tracht Butter nach Hannover bringen, und das muß man im Sommer frühe tun. Als er nun neben dem Seelzer Monumente war, sah er in dessen Fuße eine Öffnung. Aus dieser trat ein Männlein, kaum eine Spanne lang und redete freundlich den armen erschrockenen Kiepenträger an: „Erschrick nicht, ich will dein Glück! Du bist bestimmt, den Schatz im Geldberge zu heben. Was du dort auch sehen magst, erschrick nicht, gib keinen Laut von dir. Wirf aber etwas, das du in der Hand trägst, Stock oder Hut oder Tuch, in das Feuer, das du sehen wirst. Du wirst dann reich sein. Gebrauche deinen Reichtum recht!“ Der Zwerg verschwand unter dem Monumente und mit ihm



jede Spur einer Öffnung. Mein guter Kiepenträger geht fort; da er den Geldberg nicht kennt, erschrak er nicht wenig, als ihm nach etwa 300 Schritten ein großer schwarzer Hund mit glühenden Augen und aufgesperrtem glühenden Rachen entgegensprang. „Ach,“ rief er aus und stieß, zurückweichend, mit einem Fuße einige Kohlen aus dem Feuer, das er plötzlich zu seinen Füßen bemerkte. Doch zu spät! Feuer und Hund waren verschwunden. Zum Zeichen, daß der Zwerg wahr gesprochen, fand er unweit von sich im Grase ein paar Geldstücke — die Kohlen, die er mit dem Fuße aus dem Feuer gestoßen hatte. Hundert Jahre nach dieser Begebenheit wird der Schatz wieder auf der Oberfläche der Erde sich zeigen, wo er unerreichbar tief versunken ist. Sonst wollte man ihn wohl finden, denn den Geldberg kennt jedes Kind in Seelze; es ist ein Acker, da, wo die Brembeke die Heerstraße von Hannover nach Wunstorf durchschneidet.

94. Die Zwerge am Wohlenberge.

Vor Tiden sin im Wolenbarge Twarge wesen. Wenn de Buren morgens taum Ploigen gan sin, denn hewwet de Fruenslüe enen dat Froistück in Henkelpötten up et feld ebracht un de Pötte nahe bi dem Wolenbarge dalesettet. Dat sin Ursten mit Speck wesen. Da hewwet de kwaden Twarge upeluret; sei sin ut dem Barge komen, hewwet dat Froistück upegeten un dann in de Pötte schetten. Wenn dann de Buren eten wullen, dann sunnen se man Schite.

Dat is so ne Tid lang egan. Da hewwet se in Leiserde ne Kerke buet, un de Glocken sungen an to liien. Dat kunnen de Twarge nich verdragen, un da sin se hille wegetogen na Volkse tau. Wenn se da an de Acker kämen, kunnen se nich up de annere Site komen, denn da is keine Brügge. Man en Schepper is da ewesen, un den hat de Twargkönig efraget, ob hei en un sine Twarge owerfoiren wolle, un wo lange dat woll dure? Sä de Schepper: dat könne hei nich weten, denn hei seie ja nich, wovel Lüe hei overfoiren sulle.

Da fragete en de Twargkönig, ob hei koppweise betalt sin wulle oder ob hei en Haut vull Tweipennigstücke hewwen wulle? Da seggt de Schepper: En Haut vull Tweipennigstücke. Man morgen froi, da sulle de König mit sinem Volke da sin.



Am annern Morgen kam of de König, un de Schepper glowete, hei wäre allene, denn dei Twarge, dei met eme kamen, kunne hei nich seien. Hei het se awer owerefoiret, un dat dure vom froien Morgen bet tau'n Abend, un de Kån is immer sau vull ewesen, dat hei bet taun Ranne in Water insunk. „Nau sin wi alle over,“ sä de Twargkönig und fragete den Schepper, ob hei mal seien wulle, wovel Twarge hei na Volkse owerefoiret härre? „Ja,“ antwore de Schepper. Da nam de Twargkönig sinen Haut af un settete en den Schepper up'n Kopp. Da kunn de Schepper tusende un tusende von lüttgen Twargen mit groten Köppen seien, dei stunnen up'n Felde tehope; dei harre hei owerefoiret. Da nam de Twargkönig dem Schepper den Haut wedder af — un da kunne hei de Twarge nich meer seien. Dei sin wegetogen.

95. Zwergüberfahrt.

Zu Offensen beim Kloster Wienhausen lebte ein reicher Bauer, der hatte ein Schiff auf der Aller. Eines Tages kamen Leute zu ihm und forderten, er solle sie über das Wasser schiffen. Zweimal führte er sie über die Aller, jedesmal nach der großen Wiese, die sie Allerau nennen. Als der Bauer zum zweiten Male übergefahren ist, sagt einer von den Leuten zu ihm: „Willst du nun eine Summe haben, oder willst du nach Kopfszahl bezahlt sein?“ — „Ich will lieber 'ne Summe Geldes nehmen,“ antwortete der Bauer. Da nahm einer von den Leuten seinen Hut ab und setzte ihn dem Schiffer auf. „Du hättest dich doch besser gestanden, wenn du nach Kopfszahl gefordert hättest,“ sagte der Mann, und der Bauer, der vorher nichts gesehen hatte, und dem es so leicht in seinem Schiffe vorgekommen war, als ob er nichts darin gehabt, sah die ganze Allerau von kleinen Menschen wimmeln. Das sind die Zwerge gewesen, die weiter gezogen sind. Von der Zeit an haben die Leute in dem Bauernhofe noch immer so viel Geld gehabt, daß sie's nicht verzehren konnten. Aber nun sind sie so einer nach dem andern ausgestorben, und der Hof ist verkauft.

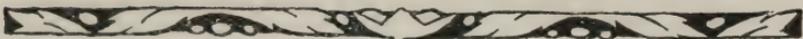
96. Die Osenberger Zwerge.

Als Winkelmann im Jahre 1653 vom Hessenland nach Oldenburg reiste und über den Osenberg kommend in dem Dorfe Bümmerstedt von der Nacht überreilt wurde, erzählte ihm ein hundertjähriger Krugwirt, daß bei seines Großvaters Zeiten das Haus treffliche Nahrung gehabt, anjeho wäre es aber schlecht. Wenn der Großvater gebrauet, wären Erdmännlein vom Osenberg gekommen, hätten das Bier ganz warm aus der Bütte abgeholt und mit einem Gelde bezahlt, das zwar unbekannt, aber von gutem Silber gewesen.

Einstmals hätte ein altes Männlein im Sommer bei großer Wärme Bier holen wollen und vor Durst alsogleich getrunken, aber zuviel, daß es davon eingeschlafen. Hernach beim Aufwachen, wie es sah, daß es sich so verspätet hatte, hub das alte kleine Männlein an bitterlich zu weinen: „Nun wird mich mein Großvater des langen Ausbleibens wegen schlagen.“ In dieser Not lief es auf und davon, vergaß seinen Bierkrug mitzunehmen und kam seitdem nimmer wieder. Den hinterlassenen Krug hatte des Wirts Vater und der Erzähler selbst auf seine ausgesteuerte Tochter erhalten, und solange der Krug im Haus gewesen, die Wirtschafft vollauf Nahrung gehabt. Als er aber vor kurzem zerbrochen worden, wäre das Glück gleichsam mit zerbrochen und alles Krebsgänglich.

97. De Twarge von Jüne.

Vor nich langer Tid gaf et to Jüne noch Twarge. Düse plegten up et feld to gan un den Lüen de Ursten weg to stelen, wat se üm sau lichter konnen, da se unsichtbar wören dor ene Kappe, dei se uppen Koppe harren. Sau wören nu of de Twarge enen Manne ümmer up sin grat Urstenstücke egan und richteden öne velen Schaën darup an. Düt duerde sau lange, bet hei den Infal kam, de Twarge to fengen. Hei tog alsau an hellen Middage en Sel rings üm dat feld. As nu de Twarge unner den Sel dorkruppen wollen, sellen önen de Kappen af, se seiten nu alle in blaten Köypen un wören sichtbar. De Twarge, dei sau esongen wören, geiwen öne vele gaue Wore, dat hei dat Sel wegnömen mögde, un versproken ene Mette Gold davor to gewen, hei solle mant vor Sonnenuppgange weer an düse Steß kommen. En



ander Man segde öne awer, hei mögde nich gegen Sunnenuppgang, sondern schon um Twölwe hengan, denn da wöde de Dag ol schon anegan. Düt de he, un richtig wören de Twarge da mit ener Mette Geld. Davon heiten de Lüe, dei dei Mette Geld ekregen harren, Mettens.

98. Zwerge in den Schwebhäufer Bergen.

I.

In den Schwebhäufer Bergen hat es auch Zwerge gegeben, die darin in sonderbaren Höhlen gewohnt haben. Die Höhlen sind noch in den Bergen, sie sollen voll wundervollen Edelgesteins, Goldes und Silbers sein. Da sich aber die Zwerge nicht mehr sehen lassen — ob sie ganz verschwunden sind, weiß man nicht —, so sind auch die Höhlen nicht mehr aufzufinden. Vor langer Zeit ist auf den Schwebhäufer Bergen bei dem Herrn auf Schwebhausen ein Hirt im Dienste gewesen, auch ein Schäfer. Der Hirt hat eine Tochter gehabt, der Schäfer einen Sohn, die sich sehr gut gewesen sind. Es ist aber zu der Hirtentochter immer ein Zwerg gekommen, ungestaltet und häßlich, der hat sie zur Frau haben wollen, hat daher immer viel schöne Sachen von Gold und Silber mitgebracht. Das Mädchen aber, dem doch ihr Schäfer weit lieber war, hat sich sehr betrübt, daß der Zwerg um sie geworben hat, weil er ebenso mächtig wie häßlich war. Die Mutter hat auch nicht gewollt, daß ihre Tochter einen Zwerg heiraten sollte, und wie der Zwerg wieder eines Tages gekommen ist mit noch schöneren Sachen, hat sie ganz ärgerlich gesagt: „Ihr braucht nur gar nicht wiederzukommen, meine Tochter kriegt Ihr doch nicht zur Frau.“ Da hat der Zwerg ganz gelassen gesagt: „Wenn ich wiederkomme, und Ihr wißt, wie man mich nennt, so will ich dann nie wiederkommen und Eure Tochter auch nicht heiraten. Wenn Ihr aber meinen Namen nicht wißt, so werde ich wiederkommen und Eure Tochter mit Gewalt zur Frau nehmen.“ Damit ist er fortgegangen. Die Hirtenfrau aber hatte dem jungen Schäfer schon öfter gesagt, er solle genau acht geben, woher der Zwerg komme, und wohin er ginge. Das hatte der Schäfer auch schon öfter getan, aber immer war der Zwerg zuletzt plötzlich weg gewesen. Also hütete der Schäfer an eben dem Abende, wo der Zwerg mit seinem Bescheide



weggegangen war, an den Bergen seine Schafe — die Sonne war schon im Untergehen — da kommt plötzlich der Zwerg wieder daher. Der Schäfer gibt genau acht und schleicht ihm auch langsam nach. So tritt der Zwerg an einen Steinfelsen und ist auf einmal verschwunden. Nun geht aber der Schäfer ganz nahe an den Felsen, da sieht er eine purpurrote Blume, die duftet ganz herrlich und leuchtet wie ein Stern. Aber nirgends sieht er einen Eingang in den Felsen. Auf einmal hört er in dem Berge ein Klingen wie von Gold und Silber und dazu ganz vernehmlich den Zwerg singen:

„Hier sitz ich, Gold schnitz ich,
ich heiße HolZRührlein, Bonnesführlein.
Wenn das die Mutter wüßt',
so behielt sie ihr Mägdlein.“

Das merkt sich der Bursche, läuft nach Hause und erzählt's noch denselben Abend der Mutter seiner Liebsten. Wie nun nach ein paar Tagen der Zwerg wiederkommt und mit recht hämischem Lachen die Hirtenfrau fragt, ob sie denn nun seinen Namen wüßte, da sagt die Frau ganz kurz: „Wie mögt Ihr wohl heißen? Ihr heißt HolZRührlein, Bonnesführlein.“ Wie die Frau das gesagt hat, ist der Zwerg verschwunden und ist auch nie wiedergekommen. Die rote Blume auf dem Steinfelsen hat der Schäfer auch nie wiedergesehen, aber er hat die Hirtentochter geheiratet und ist lange glücklich mit ihr gewesen.

II.

Es hat sich auch noch folgendes mit einem Zwerge zugegetragen. Einmal haben zwei Drescher in der Scheune Erbsen gedroschen. Wie sie nun die Erbsen auf den Wurfhaufen gebracht haben und mit Werfen bald fertig gewesen sind, haben sie doch noch immer keine Erbsen auf der Scheune gehabt. „Ain,“ sagte der eine, „das geht nicht mit rechten Dingen zu,“ und wirft ganz verdrießlich seine Wurffschaufel auf die Scheune hinaus. In demselben Augenblicke sieht er da auch einen Zwerg stehen, der hat einen Sack neben sich und sammelt alle Erbsen darein. Das war aber davon gekommen, daß der Drescher dem Zwerg seine Nebelkappe abgeworfen hatte. Also war er sichtbar geworden, denn die Zwerge können nur so lange von den Menschen nicht gesehen



werden, wie sie ihre Nebelkappen aufhaben. Das hat der Knecht gewußt, ist deshalb schnell hingelaufen und hat die Nebelkappe aufgenommen. Da hat sich der Zwerg geschwind davonmachen müssen und hat den Sack und die Erbsen müssen stehen lassen. Der Knecht aber hat die Nebelkappe dem Herrn auf Schwedhausen gebracht, wo sie gut aufbewahrt wird.

99. Die Bergmännchen in Jburg.

Zu Jburg haben sich früher viele Bergmännchen aufgehalten, die haben dort bei einem Bauern besonders einen Schimmel gefüttert, der ist stets viel besser im Stande gewesen als die andern Pferde, und oft hat man eine Stimme rufen hören: „Noch 'ne Matte forn Witten!“ Auf den Spinnrädern dieses Bauern hat auch nie der Flachs gefehlt, und sein Brot ist immer viel schöner gewesen, als das seiner Nachbarn. Weil nun niemand gewußt, woher das kam, hat einstmals ein Knecht beschloffen, dahinter zu kommen, hat sich über Nacht versteckt und da gesehen, wie eine Menge kleiner Bergmännchen in ganz zerlumpten Kleidern hervorgekommen sind. Das hat er alles dem Bauern erzählt, und der hat sogleich ganz neue Kleider hingelegt, die auch am andern Morgen fortwaren, aber seit der Zeit sind auch die Bergmännchen verschwunden.

100. Die Zwergentaufe.

In einem Hause in Wiedensahl wohnten Zwerge unter dem Gossenstein in der Küche. Das Dienstmädchen goß immer das schmutzige Wasser hindurch und verbrannte die ausgekämmten Haare. Eines Tages wurde sie zur Zwergentaufe geladen und der Pastor, den sie um Rat fragte, sagte ihr, sie dürfe wohl hingehen, solle aber nichts essen, was die Zwerge nicht selber anrührten und ihr geben würden. Als sie zu Tische saßen, sah das Mädchen auf einmal einen schweren Stein an einem seidenen Faden über ihren Kopf hängen. Da sprach der Zwerg zu ihr: „Wie dieser Stein, so hängt dein Leben an einem seidenen Faden; hättest du etwas gegessen, ohne daß ich es angerührt, so wär's dein Tod gewesen. Auch mußt du mir versprechen, kein schmutziges Spülwasser mehr durch den Gossenstein zu schütten oder die Haare zu sengen, sonst wird dir's schlimm ergehen.“ Das



hat das Mädchen versprochen, und als es fortgegangen, haben ihm die Zwerge Hobelspäne mitgegeben, die sind nachher zu Gold geworden.

101. Die Hebamme bei den Unnererdsken.

Die Frau eines Unnererdsken befand sich in schweren Kindesnöten. Ihr Mann lief zur Hebamme des nächsten Dorfes und bot eine reiche Belohnung, wenn sie seinem Weibe helfen wolle. Die Hebamme war auch bereit, ging und half, und zur Belohnung erhielt sie drei Goldklumpen, die sie in die aufgebundene Schürze legte. Dann entfernte sie sich. Unterwegs aber ließ ihr die Neugierde keine Ruhe mehr; sie schaute in die Schürze und erblickte statt des Goldes Pferdefeigen. Entrüstet ließ sie die Gabe fallen, nur ein Stück nahm sie mit sich heim, um es beim Erzählen vorzuzeigen. Aber als sie, zu Hause angelangt, das Klümpchen vorweisen will, erschrickt sie, denn sie hält wieder schieres Gold in den Händen. Bestürzt eilte sie zurück und sucht nach dem fortgeworfenen, doch ist nichts mehr zu finden. Das Erdmännchen war ihr unhörbar und unsichtbar nachgegangen und hatte das verschmähte Gold wieder aufgehoben.

102. Das Zwerghütchen.

Als eines Abends ein Schäfer bei seiner Herde auf dem Felde lag, sah er viele ganz kleine Zwerge, die riefen in ein Erdloch hinein: „Smit Hütken herut!“, und jeder kriegte ein Hütchen herausgeworfen, und wenn er es aufsetzte, wurde er unsichtbar. Das gefiel dem Schäfer. Er rief auch in das Loch: „Smiet Hütken herut!“ Da rief es von innen: „Is näine mehr ans den Grotevaar sin Häot.“ Aber der Schäfer antwortete: „Is of all gäot!“ Und das traf sich auch günstig, denn der größere Hut war für den dicken Kopf des Schäfers grad passend.

Im Dorf war Hochzeit. Da gingen die Zwerge hin, und der Schäfer ging mit, und weil sie keiner sehen konnte, aßen und tranken sie, so viel sie nur wollten. Nun hätten die Zwerge ihrem Großvater seinen Hut dem Schäfer gern wieder abgenommen. Sie konnten nur nicht dranreichen. Da beredeten sie den Schäfer, er solle sich doch über die große Schale mit Reisbrei, die auf dem Tisch stand, zum Spaß



mal in die Hude setzen, und wie er das tat und sich Klein machte, schwupp, rissen ihm die Zwerge den Hut weg, so daß er plötzlich dasaß in seiner Blöße vor den Augen der Hochzeitsgäste. Und so 'ne Tracht Schläge, wie da, meinte der Schäfer, hätt' er vorher noch nie gekriegt.

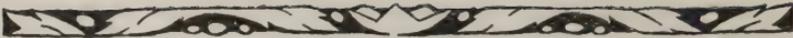
105. Der letzte Riese.

I.

In der Gegend von Hameln liegt Oehrmanns Hof, wo der letzte Riese gewohnt hat, von dem man noch manches zu erzählen weiß. So sagt man, die Frau habe ihm einmal geheißt, kleines Holz zu holen, da habe er ihr Sägespäne gebracht, und als sie darüber unwillig geworden und ihm geboten, er solle großes Holz bringen, sei er in den Wald gegangen, habe ein paar Eichen bei den Kronen gepackt, sie ausgerissen und herbeigeschleppt.

Ein andermal fährt er Holz aus dem Walde, da bricht der eine Schenkel an der Achse der Vorderräder; er aber springt schnell herzu, packt die Achse, ehe noch der Wagen zum Fallen kommt, nimmt das Rad auf die Schulter und fährt so lustig nach Hause. Als er aber auf den Hof kommt, hat er ein neues Mißgeschick; die Bäume sind von solcher Länge, daß er bei der Biegung des Wegs nicht ins Tor kann. Doch auch hier ist er wieder kurz entschlossen. Er faßt schnell die beiden Schenkel der Hinterachse, bringt so den Wagen in die Richt und fährt schnellen Laufes in den Hof.

Nach einiger Zeit hat er nun auch Soldat werden sollen, allein er hat keine Lust gehabt; da hat man endlich die stärksten vom Regiment abgeschickt, die haben ihn holen sollen. Sie haben ihn auf dem Felde hinterm Pfluge getroffen. Als er sie aber von weitem kommen sieht, nimmt er einen Pflugbaum, schwingt ihn ein paar Mal über seinem Kopfe und ruft ihnen zu: „Kennt ihr die Sprache?“ Und sie müssen sie wohl verstanden haben, denn sie haben sogleich links um kehrt gemacht, doch sind sie am nächsten Morgen mit Verstärkung wiedergekommen, und zwar haben sie sich eingestellt, als er noch im Bette gelegen, und haben alles, womit er sich hätte wehren können, beiseite geschafft. Als sie nun so sein Bett umstehen, reckt er sich und drückt damit das ganze Bett so auseinander, daß er die zu Häupten



und Füßen Stehenden gegen die Wand drückt, daß ihnen das Blut nur so herausspritzt. Allein nach langem Widerstand haben sie ihn endlich doch bezwungen, da hat er zur Strafe nach Weklar gemußt und hat eine eigene eiserne Karre, fünfzehn Zentner schwer, schleppen müssen.

II.

Am hohen Gebirge oberhalb des Dorfes Altenhagen, im Amte Springe, finden sich viele Felsen und einzelne, auf der Oberfläche der Erde umherliegende große Sandsteine. Die Landleute erzählen, daß daselbst in der Heidenzeit Riesen oder Hünen auf einer mächtigen Burg gewohnt hätten, die aus großen Felsstücken gebaut gewesen sei. So oft einer von ihnen gestorben, hätten ihn die Gefährten unter den noch befindlichen Hügeln begraben. Wie zuletzt nur noch einer übrig gewesen sei, habe der aus Mißmut die Burg eingestürzt, die Steine weit umhergeschleudert und den größten über sich selbst gewälzt. Der Platz wird noch jetzt die Hünenburg genannt.

104. Die Hünenwörpe bei Letter.

Die Hünenwörpe lagen unmittelbar an der alten Landstraße nach Seelze, vor Ahlem rechter Hand, dem Letterholze gegenüber. Schon bei der Anlage der Poststraße nach Hagenburg wurde ein Teil von ihnen abgetragen, aber erst die alles gleichmachende Verkoppelung der Feldmark in den vierziger Jahren beseitigte sie vollends. Den beiden nebeneinander liegenden Hügeln gegenüber, im Letterholze, war im Erdboden eine längliche Sinke, die von einem in der Nähe befindlichen Quell gespeist wurde; sie diente dem hier weidenden Vieh als Tränke.

Einstmals, so erzählten sich früher die Bauern in Letter, als Hünen unsere Lande bevölkerten, da kam ein solcher Unmensch, der bei seinem Bruder in der Lüneburger Heide zu Besuch gewesen war, über die Berge gegangen. Die Wälder zertrat er auf seinem Gange wie Gestrüpp, und die Leine überschritt er wie einen Wassergraben. Seine Schuhe waren ihm in der Heide und in den Herrenhäuser Dünen voll Sand gelaufen, und der sandige Boden bei Letter tat noch sein übriges. In der Gegend des heutigen Letterholzes setzte er sich nieder, zog die Schuhe aus und schüttete den Sand aus ihnen



auf den flachen Boden. Als er sich erhob und weiter wanderte, da türmten sich nebeneinander zwei Wörpe (Wörp = Wurf) auf, und wo er gefessen, da hatte sein schwerer Oberkörper eine tiefe Senke in das Erdreich gedrückt.

Heute findet der Wanderer weder Hügel noch Senke.

105. Der Gewekenstein.

I.

Ein Riese hat den Gewekenstein nach Stöckse geschafft. Der kam aus dem hohen Norden und trug solche Steine theils als Spielzeug, theils als Waffen gegen etwaige Feinde mit sich in seinen großen Schubtaschen. In Einsburg ließ sich der große Mensch nieder. Von hier aus beherrschte er die ganze Gegend. Widerspenstige Bewohner der Gegend steckte er einfach so lange in seine Kitteltasche, bis sie zahm wurden. Er war aber noch ein grober Heide. Als nun der Christengott hier Einzug hielt, war es aus mit des Riesen Herrschaft. In Wölpe hat man die erste christliche Kirche gebaut. Sowie der Riese den Glockenturm mit seinem Kreuze erblickte, nahm er einen von seinen „Knickern“ und schleuderte ihn nach der Kirche mit den Worten:

„Flüg hoch, flüg siet,
flüg awer 'n Stöcker Dieß,
flüg an'n Wölper Kloctorn!“

Dann wandte er sich mürrisch von dannen, wohin, das weiß man nicht. Der Stein aber traf sein Ziel nicht. Er blieb an der „Krähe“ liegen. Dort liegt er noch. — Später haben Zwerge unter dem Steine gewohnt, deren Kuh der Stöcker Hirt, wenn er dort vorbei das Vieh ins Bruch trieb, regelmäßig mit auf die Weide nahm. Dafür bekam er jeden Tag eine Schale voll Essen, das immer vor dem Steine bereit stand. Den Eingang zur Zwergewohnung kann man noch jetzt sehen.

II.

Der Giebach ist ein ganz kleines Männchen. Im Walde hat er sein Reich. Seine Wohnung ist eine große Höhle am Rande der „Krähe“, des riesigen Waldes zwischen Nienburg, Wölpe und Stöckse. Aber keines Menschen Auge hat sie bisher gesehen. Der Eingang ist so versteckt, daß man ihn nicht finden würde, selbst wenn man davor stände. Dazu besitzt



Giebiß geheime Kräfte, die ihm Gewalt über den Menschen verleihen. Das Menschenkind, das in die Nähe seiner Wohnung kommt, kann er mit einer Blindheit schlagen, daß es sonst alles richtig sieht, nur der Eingang zur Höhle ist ihm unsichtbar.

Jetzt kommt Giebiß nicht mehr zu den Menschen wie früher, wo er ihnen bei allen Arbeiten behilflich war und jedem aus der Not half, auch wenn man ihn nicht besonders darum gebeten hatte. Insbesondere hatte er die Menschen vor den bösen Riesen zu schützen, die stets danach trachteten, dem Menschengeschlechte zu schaden. So stand Giebiß schützend zwischen dem Riesen Hans Lohe aus dem Grinderwald und den Leuten an der Krähe, den Wölpern und Stöckern. Hans Lohe war zwar einfältig und gutmütig, und seine Nachbarn hatten nur selten Grund, sich über ihn zu beklagen; aber zum Zorne gereizt, wütete er plump und roh, und alles, was ihm dann in den Weg kam, schlug er in den Erdboden. Da hatte Giebiß oft schweres Tun. Aber schlug Hans mit noch so großen und gewaltigen Eichen, die er wie Grasbüschel ausriß, um sich, Giebiß zwang sie ihm mit unwiderstehlicher Gewalt aus der Hand, daß sie auf den Erdboden fielen und dort fest und unverrückbar lagen.

Einst hatte Hans Lohe seinen Bruder in Hämelfsee hinter Heemfen besucht. Auf dem Rückwege wollte er bei den Leuten des Ortes Wölpe, die schon Christen waren, einkehren. Die Wölper aber wollten von dem alten Heiden nichts wissen und gaben ihm nichts. „Das sollt ihr mir büßen,“ dachte der Riese wütend, und auf dem ganzen Wege nach Einsburg grübelte er darüber nach, wie er den Wölpern heimzahlen konnte, was sie Unrechts an ihm getan hatten. In der Nähe seiner Wohnung am Grinder Wald lagen eine Menge großer Steine. Von ihnen nahm er den größten und schwersten und schleuderte ihn mit Riesengewalt gen Wölpe. Dabei rief er:

„Flüg hoch, flüg siet,
flüg övern Stöcker Dieß,
flüg annen Wölper Kloctorn!“

Giebiß aber hatte Hans Lohes Rachepläne geahnt, sein Prahlen: „Flüg hoch, flüg siet!“ gehört und wandte sofort seine Gegenkraft an. Hatte der Riese den Stein auch mit gewaltiger Kraft geschleudert, Giebiß zwang ihn mit noch



größerer Macht zur Erde nieder. Er stand in der Krähe und vor ihm sauste der Stein mit solcher Gewalt herunter, daß er sich noch tief in den Erdboden eingrub und nur mit dem obersten Teil sichtbar blieb. Dort liegt der Stein noch heute, man nennt ihn, nach dem gütigen Giebach, der die Menschen gegen alle bösen Gewalten schützte, Giebichenstein, in der Mundart der Leute hier: Gäwelenstein.

106. Der Stein im Riesenschuh.

I.

Nahe beim Museum in Hildesheim liegt ein großer Kieselstein, mit dem es folgende Bewandnis hat:

Einst ist ein Riese zur Stadt hereingekommen und hat die Innerste durchwatet. Da ist ihm mit dem Wasser etwas Sand in die Schuhe gekommen, und als er die Dammstraße herausgekommen ist, hat ihn der am Gehen gehindert. Da hat sich der Riese hingesezt, seinen Schuh ausgezogen und den lästigen Sand fortgeschüttet, und dann ist er weitergegangen. Dieser „Sand,“ den der Riese ausgeschüttelt hat, waren dicke Kieselsteine; der Stein am Museum ist noch einer davon, und nach ihm ist wahrscheinlich auch die Straße benannt worden.

II.

Für Bergfexe ist der Hans-Loheberg kein Berg, aber für uns ist es einer, ein richtiger Berg, der dazu noch den Vorteil hat, daß er den Fernblick nicht trotzig versperrt, es einem nicht schwer macht, ihn zu besteigen, und einen Rundblick gestattet, wie ihn mancher seiner Riesenbrüder nicht frei gibt. Da weitet sich endlos stille Heide, Nebeldunstbläue webt das traurige Moor in feine Schleier, der träumende Blick wird am Horizont sanft eingefangen von weich geschwungenen Hüggellinien. Beim Gehen knirscht der weiße Sand, er gibt Fluchtzeichen der flinken Eidechse und dem Laufkäfer im Goldpanzer. Gleichmäßig fällt der Hügel nach allen Seiten hin ab, daß er aussieht, als sei er künstlich aufgeschichtet, und so und nicht anders weiß es auch das Sagen der Leute:

Der Riese, der in Linsburg wohnte, Hans Lohe, machte hier am Rande des jetzt Meer gewordenen Stöcker Sees (Stöcker Diek) gern Raft. Der klare Bach, der in den See floß, bot sein Wasser zu erfrischendem Trunk nach dem an-



strengenden Marsch durch den losen Sand der Gebiete, die er jagend durchstreifte. Hier zog er auch seine niedrigen Schuhe aus und entleerte sie von dem feinen Sande, der stets beim Gehen hineinrann. Der Sand aber aus dem Riesenschuh häufte sich zum Berge, der bis auf den heutigen Tag Hans-Löhe-Berg heißt.

107. Vom Klinkborn.

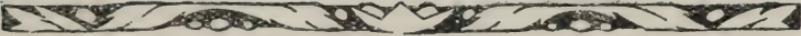
Wer ihn nicht kennt und nicht ganz genau weiß, wo er bornet, der findet ihn nicht. Quellen sind ja immer heimlich, und der Klinkborn ist es ganz besonders: Er sprudelt seine selten klare Gabe nicht über hartes Felsgestein oder bunte Kiesel wie die meisten seiner Brüder, sondern läßt sie in einen tiefen Graben in die Moorbeke rinnen. Das verschwiegene Vergiftmeinnicht, die fleischrote Glockenheide und das harte Nisch hat er gebeten, ihn zu bedecken, damit nicht Frevler die weichen Ufer stören und den Suchenden den Tranf verderben. Die Leute von Wenden, die die Quelle am nächsten haben, ziehen das Wasser, das sie sich selbst ergruben, dem Geschenk des Bornes vor. Nur wenige trinken es und erfahren seine Wunderkraft. Einst stand der Born in höheren Ehren. Als noch das Geschlecht der Riesen auf Erden gangbar war, wohnte eine Sippe von ihnen auch im Grindwald, wo heute das Dorf Linsburg steht. Sie holten ihr Wasser täglich vom Klinkborn, und ihre Kinder mußten jeden Morgen am Klinkborn sein, von seinem Wasser trinken und ihre Glieder damit bespülen. Das gab ihnen den Riesenswuchs. Die Kinder unserer Zeit haben soviel anders zu denken und zu tun und finden nicht die Zeit, zum Born in der Heide zu gehen und seine Wunderwirkung zu prüfen, aber gewiß wahr ist's darum doch: „Wer ut'en Klinkborn trinkt, wart so grot, dat he uter Luken fräten kann.“

IV. Heinzelmännchen und Hausgeister.

108. Hödeken.

I.

Nicht lange vor der Schlacht bei Hastenbeck trug sich in dem Dorfe Pottholtensen ein wunderbares Ding zu. Auf dem Kornboden eines reichen Ackermanns rief es jeden Mit-



tag: „Pottholtensen! Pottholtensen! Hans hat Hunger!“ Wenn nun jemand auf den Boden ging, um den sonderbaren Schreier zu entdecken, so wurde nichts gehört noch gesehen; man durchkroch alle Winkel, wandte alle Säcke um, — vergebens, weder Mann noch Maus saß auf dem wohlverwahrten Boden; sobald aber die Leute wieder unten im Hause waren, hörten sie den seltsamen Ruf. Da erklärte der Pastor dem Aclermanne, daß die Stimme von einem unsichtbaren Geiste herkommen müsse; er solle nur dem hungrigen Hans jeden Mittag eine Schüssel mit Essen auf den Boden bringen lassen. So geschah es. Das Essen wurde heraufgebracht, und wenn die Leute nach einer Kleinen Stunde nachsahen, war das Essen fort und die Schüssel so blank, als ob sie der Hofhund unter der Zunge gehabt hätte. Ließ man den unsichtbaren Hans mal etwas länger als gewöhnlich auf das Essen warten, so schrie es vom Boden herab, daß das Haus zitterte: „Pottholtensen! Pottholtensen! Hans hat Hunger!“ Im größten Schrecken beeilte man sich dann, den Appetit des Unsichtbaren zu stillen.

Das ging so durch Wochen und Monate bis auf den „Tod von Hastenbeck,“ da fielen die fremden französischen Kriegsvölker zu Haus in der Bauern Häuser und verzehrten alles, was sie mit den Zähnen bezwingen konnten, so daß eine große Hungersnot entstand. Das war nun nicht zum Verwundern, hatte es doch der unsichtbare Hans lange vorher prophezeit.

II.

Als Hödeken vom Bischof von Hildesheim hinweggebannt war, machte er sich gern auf den Feldern mit Pferden und Wagen zu schaffen, lud auch wohl Heu auf und ging den Knechten unsichtbar zur Hand. Aber man mußte sich hüten, ihn zu beleidigen.

Ein Bauer in der Minzenburger Gegend, der eben auf seinen Acler gehen wollte, sah aus der Ferne ein kleines graues Männchen damit beschäftigt, den Dünger auseinanderzustreuen. Der Bauer hatte niemand mit diesem Geschäft beauftragt und beschleunigte seinen Schritt, um zu sehen, wer ihm ungerufen den Dienst täte. Als er aber zu laufen anfing, stand das Männchen still wie ein Stock, und als der Mann seinen Acler erreichte, sah er dort nichts als einen



alten, grauen Wegweiser, der auf dem Kreuzwege hart am Felde stand. „Du Lorl heft meß wat ebrüet!“, brummte der Bauer, der ganz außer Atem war, und gab dem Pfahl einen derben Schlag mit dem Stocke. Aber wie erschraf der Mann, als der Wegweiser kläglich aufschrie und mit seiner lebendig gewordenen Hand ihm eine Ohrfeige gab, daß er über und über stürzte. Der Bauer raffte sich auf, nahm die Rockschöße unter'n Arm und lief, was er laufen konnte, dem Dorfe zu. Nachher ist er immer weit um den Wegweiser herumgegangen.

109. Hinzelmann.

I.

Hinzelmann hieß der Hausgeist des Hauses Hudemühlen im Lüneburgischen. Gewöhnlich blieb er unsichtbar, und wenn er sich zeigte, so war es nur für ganz kurze Zeit und in wechselnder Gestalt, sei es nun als Marder, Schlange, Storch oder wie es ihm gerade einfiel. Er sprach aber oft mit den Hausbewohnern, gab in Notzeiten guten Rat, und in sorglosen Zeitläuften neckte er die Leute und polterte, wenn er schrecken wollte, gewaltig. Er tat nie etwas Schlechtes und bestrafte nur die Bösewichter, die ihn neckten oder Schlimmes vorhatten; im Gegenteil war er sehr freigebig, schenkte viel und gerne und verkündete manchem sein Schicksal. Ein Hausherr, dem er doch als zu lästiger Aufseher erschien, zog, da Hinzelmann nicht weichen wollte, lieber vor jenem aus dem Hause, aber der Geist flog als leichte Feder neben dem Wagen her und zog mit in das neue Haus. Er soll erst im Jahre 1588 verschwunden sein.

II.

Zu einer Zeit war ein Edelmann in Hudemühlen eingetroffen, der sich erbot, den Hausgeist auszutreiben. Als er ihn nun in einem Gemache merkte, dessen Türen und Fenster überall fest geschlossen waren, ließ er erst diese Kammer, sowie das ganze Haus mit bewaffneten Leuten besetzen und ging darauf selbst, von einigen begleitet, mit gezogenem Degen hinein. Sie sahen nichts, singen aber an links und rechts nach allen Seiten zu hauen und zu stechen in der Meinung, den Hinzelmann, sofern er nur einen Leib habe, damit gewiß zu erreichen und zu töten; indessen fühlten sie



nicht, daß ihre Klingen etwas anderes als leere Luft durchschnitten. Wie sie glaubten, ihre Arbeit vollbracht zu haben und müde von dem vielen Fechten hinausgehen wollten, sahen sie, als sie die Türe des Gemachs öffneten, eine Gestalt gleich einem schwarzen Marder hinauspringen und hörten die Worte: „Ei! Ei! Wie fein habt ihr mich doch ertappt!“ Hernach hat sich Hinzelmänn über diese Beleidigung bitterlich beschwert und gesagt, er würde leicht Gelegenheit haben, sich zu rächen, wenn er nicht den beiden Fräulein im Hause Verdruß ersparen wollte. Als dieser Edelmann nicht lang darauf in eine leere Kammer des Hauses ging, erblickte er auf einer wüsten Bettstatt eine zusammengerinkelte große Schlange liegen, die sogleich verschwand, aber er hörte die Worte des Geistes: „Bald hättest du mich erwischt.“

III.

Einmal reiste ein Edelmann Barthold, aus dem Geschlechte von Mandelsloh, nach Hudemühlen. Er stand wegen seiner Gelehrsamkeit in großem Ansehen, war Domherr bei dem Stift Verden und Gesandter bei dem Kurfürsten von Brandenburg und dem Könige von Dänemark. Als der nun von dem Hausgeiste hörte, und daß er als ein Christ wollte angesehen sein, sprach er, er könne nicht glauben, daß es gut mit Hinzelmänn stehe, er müsse ihn vielmehr für den bösen Feind und den Teufel halten; denn Menschen solcher Art und Gestalt habe Gott nicht erschaffen, die Engel aber lobten Gott ihren Herrn und schirmten und schützten die Menschen: damit stimme das Poltern und Toben und die abenteuerlichen Händel des Geistes nicht überein. Hinzelmänn, der während seiner Anwesenheit sich noch nicht hatte hören lassen, machte ein Geräusch und sprach: „Was sagst Du, Barthold? Bin ich der böse Feind? Ich rate Dir, sage nicht zu viel, oder ich werde dir ein anderes zeigen und Dir weisen, daß Du ein andermal ein besseres Urtheil von mir fällen sollst.“ Der Herr entsetzte sich, als er, ohne jemand zu sehen, eine Stimme sprechen hörte, brach die Rede ab und wollte nichts mehr von ihm hören.

Ein andermal kam ein Edelmann, der bei Tisch, als er Hinzelmänn's Stuhl und Teller sah, ihm nicht zutrinken wollte. Darüber beschwerte sich der Geist und sprach: „Ich bin ein so ehrlicher Gesell als dieser: warum trinkt er mir



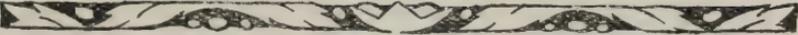
vorüber?“ Darauf antwortete der Edelmann: „Weiche von hinnen und trinke mit deinen höllischen Gefellen — hier hast du nichts zu schaffen!“ Als Hinzelmann das hörte, ward er so heftig erbittert, daß er ihn bei den Schnallriemen packte, mit dem er seinen Mantel unter dem Halse zugeschnallt hatte, nieder zur Erde zog und also würgte und drückte, daß allen Anwesenden Angst wurde, er möchte ihn umbringen. Als der Geist von dem Edelmann abgelassen hatte, dauerte es Stunden, bis dieser sich wieder erholen konnte.

IV.

Ein Mann aus Hudemühlen war einmal samt anderen Arbeitsleuten und Knechten im Feld und mähte Korn, ohne an etwas Unglückliches zu denken. Da kam Hinzelmann zu ihm auf den Acker und rief: „Lauf! Lauf in aller Eile nach Haus und hilf deinem jüngsten Söhnlein, das ist eben jetzt mit dem Gesicht ins Feuer gefallen und hat sich sehr verbrannt.“ Der Mann legte erschrocken seine Sense nieder und eilte heim, zu sehen, ob Hinzelmann die Wahrheit geredet. Kaum aber war er über die Türschwelle geschritten, als man ihm schon entgegen lief und das Unglück erzählte, wie er denn auch sein Kind über das ganze Gesicht elendiglich verbrannt sah. Es hatte sich auf einen kleinen Stuhl bei dem Feuer gesetzt, wo ein Kessel überhing. Als es nun mit einem Löffel hineingangen wollte und sich mit dem Stuhle vorwärts überbog, fiel es mit dem Gesicht mitten ins Feuer. Indes die Mutter, die zugegen war, lief herzu und riß es aus den Flammen wieder heraus, so daß es zwar dem Tode entrissen, aber im Gesicht stark verbrannt war. Merkwürdig ist, daß fast in demselben Augenblick, wo das Unglück geschehen, der Geist es auch dem Vater im Felde verkündigte und ihn zur Rettung aufmahnte.

110. Stiefel.

In dem Schlosse Calenberg hauste ein kleiner Geist namens Stiefel. Er war einmal an einem Beine beschädigt worden und trug seitdem einen großen Stiefel, der ihm das ganze Bein bedeckte, weil er fürchtete, es möchte ihm ausgerissen werden.



III. Der Puck.

Auf einem Bauernhof bei Alzen hielt sich ein Puck auf, der den Leuten mit unsichtbaren Händen bei der Arbeit half. Er erhielt dafür reichliche und leckere Kost, die man ihm auf den Boden stellte, und war auch im übrigen bei Alt und Jung geehrt und geachtet. Aber gesehen hatte ihn niemand, und daher kam es, daß die Haus- und Dorfbewohner ihn sich in allerlei Gestalten dachten.

Als die Knechte einst vom Felde kamen, hörten sie vom Giebel des Hauses ein vergnügtes Singen und sahen dann auch, wie beim Untergang der Sonne ein winziges Kerlchen im Eulenloch saß und mit den Beinen schlenkerte. Der Großknecht hieß seine Kameraden aufpassen, stieg rasch auf den Boden und gab dem Puck einen Stoß, daß er das Dach hinunter kollerte und zwischen die Leute fiel. Diese griffen schnell zu, um ihn zu fassen und genau zu besehen, aber sie packten nur ein Bündel Heu. Als der Knecht wieder unten war, hörte man oben auch das bekannte lustige Pfeifen wieder, und plötzlich fauste der Eßnapf des Kleinen Kerls herunter und dem Knecht mitten ins Gesicht, daß das Blut in Strömen rann. Der Puck hat sich hernach nie wieder sehen lassen, im übrigen aber seine gute Art beibehalten, da die Menschen fortfuhren, ihn zu respektieren.

III. Der Kalfatermann.

I.

Zu Norden in Ostfriesland nannte man den Schiffskobold „Kalfatermann,“ auch „Klabautermann.“ Er betrachtete sich als den Ersten der Mannschaft, half das Schiff zur Fahrt ausbessern und vorbereiten, sorgte für den richtigen Geist unter der Mannschaft, ohrfeigte Nachlässige und jagte Bösewichter von Bord; die Ratten aber, die bei ihm in Dienst standen, schützte er vor Verfolgung. Er liebte es, gut gepflegt zu werden, nicht geringer als der Kapitän selber, auch durften die Ratten seine Leckerbissen ungestört verzehren. Auf See war er unaufhörlich wachsam, besonders in den Masten, denn im Raum vertraten die Ratten seine Stelle.

II.

Einst war ein Steuermann aus Ostfriesland an Bord eines englischen Schiffes, das im Hafen von Stockholm vor



Unter Tag. Abends ging er auf das Verdeck, um ein wenig frische Luft zu genießen; da sah er am Ende des Schiffes ein kleines rotes Männchen und ein gleiches auf dem nächstliegenden Schiffe. „Gehst du mit in See?“, fragte der auf dem andern Schiffe. „Nein,“ antwortete der auf des Steuermanns Schiffe, „ich bleibe im Kanal, dort geht dies Schiff unter.“ „Halt,“ dachte der Steuermann, „wenn's so steht, gehst du wenigstens nicht mit.“ Am andern Morgen erzählte er dem Kapitän sein Erlebnis, dieser aber und die ganze Mannschaft lachten ihn aus. Der Steuermann ließ sich jedoch nicht irre machen, nahm seinen Abschied von dem Schiffe und ging auf ein anderes. Als er seine Reise beendet hatte und an seinem Bestimmungsorte ankam, erhielt er auch schon die Nachricht, daß sein früheres Schiff mit Mann und Maus im Kanal untergegangen sei.

III.

Der Klabautermann haust eigentlich auf Schiffen, kommt zuweilen aber auch an Land. Ein Bauer in Ostfriesland hatte einst von einem Schiffer einen solchen erhalten. Der Klabautermann quartierte sich in den Pferdestall ein, und der Bauer ließ ihm Sonntags dicken Reis mit Zucker hinsetzen. Eines Sonntags brachte ihm die Magd das Gericht, war aber so naschhaft, den Zucker davon zu essen. Als der Klabautermann dies sah, fiel er über die Magd her, und nur mit genauer Not wurde sie durch den Bauern gerettet.

V. Vergessene Götter und vergessener Glaube.

113. Der Schimmelreiter.

I.

In Oldenburg erzählt man sich:

Von Ostfriesland her wird durch Strüßlingen ein großes Heer kommen, nahe bei Ramsloh Ruhe halten und dann vom Westende von Ramsloh nach dem Süden marschieren. Der Letzte der durchziehenden Reiter wird einen weißen Schimmel reiten und das Westende von Ramsloh in Brand stecken. Zu Papenburg wird ein Lager aufgeschlagen, und der mit dem Schimmel wird dann zwischen Papenburg und dem Saterland patrouillieren.



II.

Ein junger Vechtaer ging einst von Vechta nach Emstel. Nicht weit vom Ziele reitet ihm plötzlich einer auf einem weißen Schimmel in den Weg und ruft: „Halt!“ Der Wanderer sieht eine Krone auf dem Haupte des Reiters; ihm wird schwach, und er fällt ohnmächtig hin. Als er wieder erwacht, ist nichts zu sehen. Zwei Tage mußte er in Emstel Krankheit halber liegen bleiben und erfuhr dort, daß an jener Stelle öfter Erscheinungen vorkämen.

III.

In der Zeit, als die Franzosen in unseren Landen hausten, konnte man selbst auf den Dörfern genug französische Soldaten sehen. Die schikanierten die Leute auf alle mögliche Art und Weise, und unsere Landsleute hatten alles ruhig einzustecken, ja, mußten sogar gute Miene zum bösen Spiele machen.

Hie und da verschwand auch einmal ein Franzose von der Bildfläche. Seine Kameraden suchten und untersuchten dann gar viel, aber es war nichts herauszukriegen, und das war auch nur gut. Auf einem Hof in Nordgoltern lag einmal ein französischer Offizier längere Zeit im Quartier. Eines Tages hatten auch ihm die Hausbewohner den Garaus gemacht und den Leichnam verscharrt. Genaueres über diese Tat hat man niemals erfahren können, doch weiß man, daß es seit jener Stunde nicht mehr ganz geheuer auf dem Hofe ist, denn zu gewissen Zeiten erscheint der Ermordete. Auf einem Schimmel reitet er dann um die zwölfte Stunde mit lautem Getöse im Hause umher. Dann herrscht große Bestürzung im Hofe, und niemand wagt es, dem unheimlichen Gaste zu begegnen.

114. Der Roboluswagen.

In der Silvesternacht um zwölf Uhr fährt der altfriesische König Robolus oder Radbod in gestrecktem Galopp durch die Dörfer bei Norden in der Westermarsch. Dann fliegen die Scheunentore von selber auf; ist der rasende Spuk aber vorüber, so schließen sie sich auch wieder von selber. Und wenn der Sturmwind wüthet und der Donner rollt und der Regen gegen die klirrenden Fensterscheiben schlägt und das Meer laut heult, dann stürmt noch jetzt der gewaltige König auf

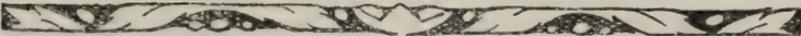


schäumendem Rofse einher und gibt, wie einftmals, an der Knoch feinem vor dem tofenden Meere ſich bäumenden Renner die ſcharfen Sporen und fliegt durch den zifchenden Schaum weit über den Dollart hinweg.

115. Der Schimmelreiter vom „Dicken Hopy.“

Lange vorher, ehe die Herren von Hoya und Diepholz fleißige wendifche Bauersleute herbeiholten und hier anfiedelten, die unferm Ort feinen Namen Wenden gaben, ſtand auf der Höhe im Ofen des Dorfes ein alter Edelhof, der „dicke Hopy“. Der Name der Herren, die hier von der Urzeit her als freie Herren auf ihrem freien Grunde ſchalteten und walteten nach ihrem Belieben, iſt verloren gegangen. Heute berichtet nur noch der Flurname von dem einftigen Herrſitz und dieſe Sage von dem ruhmloſen Ende ſeiner Beſitzer.

Der letzte Edle vom dicken Hopy war ein ſtolzer Herr, deſſen größtes Vergnügen darin beſtand, auf ſeinem prächtigen Schimmel, einem edlen Renner, die Grenzen ſeines ſchönen Beſitzes abzugaloppieren. Dann machte er gern Halt auf einem Hügel, deſſen nicht bewaldeter Weſtabhang freien Ausblick geſtattete. Mit Freude ruhte ſein Blick auf den Wäldern, deren Wildreichtum die Küche mehr als reichlich verſorgten, glitt ſein Blick über die fiſchreichen Seen und die fruchtbaren Wieſengründe, auf denen das Vieh in großer Zahl weidete. Unbegrenzt dehnte ſich der Beſitz nach Weſten. Wenn er aber ſein Roß wandte, ſo verfinſterte ſich ſein Blick. Saß doch drüben jenseits der Senke, gleich hinter ſeinem Hof, ſein Nachbar Dude, der ihm dort die Ausdehnung wehrte, indem er ſcharfe Grenzwaſch hielt. — Eines Tages nun hielt er wieder auf ſeinem Lieblingsplaze, wieder ärgerte ihn die Grenze im Ofen. Da faßte er den Entſchluß, die ſeit alten Zeiten als Markſteine geltenden Feldſteine zu verlegen und ſeinen Beſitz ſo durch Hinzunahme der fruchtbaren Senke zu verbessern. In einer dunklen Herbſtnacht, als dicke Nebelſchwaden über der Grenze in der Senke lagen, die Füchſe im nahen Forſt bellten und Käuzchen ihren todmahnenden Ruf in die ſtille Nacht ſchickten, kam der Plan zur Ausführung. Dude aber merkte den Betrug; über die Perſon des Täters ſchien ihm kein Zweifel, und er forderte ihn zur Rechenſchaft. Dieſer empfand die Verdächtigung als Beleidigung und ſtellte



Dude im Zweikampf. In diesem Kampf fiel der Schuldige. Er hatte aber im Grab keine Ruhe. Immer in der dunklen Herbstnacht, wenn dichte Nebelschwaden die Senke erfüllen, die noch heute die Grenze zwischen Wenden und Dudenfen bildet, die Füchse in den Fuhren bellen und die Käuzchen ihren unheimlichen Ruf in die stille Nacht schicken, erscheint der Schimmelreiter. Seine Gestalt zerfließt im Nebel, wie sein unehrlicher Name verschwand, aber der stolze Schimmel ist deutlich zu sehen. So erscheint er dem, der seinen Nachbarn um die Grenze betrügen will, und warnt ihn im letzten Augenblick durch seine Erscheinung.

116. Der Hackelberg.

I.

Vorzeiten lebte zu Neuhaus im Solling ein Oberjägermeister mit Namen Hackelberg. Der war ein gar wilder Herr und hatte an nichts größere Lust als am wilden Jagen, am Hussa und Hundegebell in den finsternen Forsten.

Einst sollte wieder eine große Jagd im Solling stattfinden. Da hatte er in der Nacht einen seltsamen Traum. Ihm träumte, auf der Jagd sei er mit einem wilden Eber in Kampf geraten, und der hätte ihn zu Boden gerissen und mit seinen Hauern getötet. Als er am Morgen erwachte, erzählte er diesen Traum seiner Frau, und diese bat ihn: „Ziehe doch dieses eine Mal nicht mit auf die Jagd! Mir ist bange um dich; bleibe daheim um meinetwillen!“ Hackelberg tat es. Die andern Jäger aber jagten im Solling nach Herzenslust.

Am Abend brachten sie einen borstigen Keiler mit heim, der hatte zwei scharfe Hauer. Hackelberg besah sich das Antier, faßte es beim Rüssel, hob ihn empor und sprach höhniisch: „Nun hau zu, wenn du kannst!“ Als er aber des Wildebers Haupt wieder zur Erde fallen ließ, traf der eine Hauer ihn am Bein und rißte es auf, daß Blut daraus floß. Hackelberg achtete erst der Wunde nicht; aber sie wurde von Tag zu Tag schlimmer, und bald ging es mit ihm zu Ende.

Als der Jäger merkte, daß er nun doch durch den Eber sterben mußte, verfluchte er sich selbst und sprach: „Muß ich denn sterben von dieser elenden Wunde, so will ich nicht selig werden, keine Ruhe will ich haben im Grabe, jagen



will ich bis an den jüngsten Tag, und begraben will ich sein im Walde an der Stelle, wohin mich mein Schimmel zieht!" Damit starb er.

Allen, die den furchtbaren Fluch gehört hatten, war ein Grausen angekommen. Dennoch wollten sie den letzten Wunsch des wilden Jägers erfüllen, spannten seinen Schimmel vor einen Schlitten — denn es war mitten im Winter —, legten den Leichnam darauf, trieben den Schimmel an und ließen ihn gehen, wohin er wollte. Das treue Tier wußte, wo sein Herr stets am liebsten gewesen war, und zog ihn hinauf auf den Moosberg, in den dunklen Fichtenwald. Dort machten sie ein Grab und legten ihn hinein. Jede Spur des Grabes wurde verwischt, und bis auf den heutigen Tag hat es niemand gefunden.

Ruhe aber kann der wilde Jäger in seinem einsamen Waldesgrabe nicht finden, denn sein Fluch hat sich erfüllt. Alljährlich im Herbst zur Zeit der Jagd steigt er aus seinem Grabe hervor; seine Hunde und seine Jagdgesellen scharen sich um ihn, und Hussaruf und Hundegekläff stört die stille Ruhe des Waldes. Die Bäume beginnen zu rauschen, immer lauter, immer stärker, und endlich schüttelt ein tosender Sturmwind ihre hohen Wipfel. Dann stöhnen und seufzen die alten Fichten des Moosberges und beugen sich vor der Gewalt des wilden Jägers. Und ist die wilde Jagd vorüber, dann recken die Fichten wieder ihr Haupt empor, und die Menschen, die den Sturmwind brausen hörten, sagen: „Häckelnberg ist mit dem wilden Heere vorbeigezogen“.

II.

Wenn man von Einbeck über'n Solling mit der Richtung auf Uslar zu wandert und besonderes Glück hat, kann sich's treffen, daß man auf Häckelnbergs Grab stößt. Es ist ein Platz wie eine Wiese, doch von wildem Gewächs und Schilf wild bestanden, etwas länger als breit und größer als ein Acker. Kein Baum steht auf ihm, und nur an den Rändern zieht sich der Wald entlang. Ein großer roter Stein liegt darauf, bei acht oder neun Schuh lang und etwa fünfse breit; er ist aber nicht wie ein anderer Leichenstein gegen Osten gerichtet, sondern mit dem einen Vorhaupt gegen Süden, mit dem andern gegen Norden gelehrt. Will man das Grab mit Fleiß und aus Vorwitz suchen, so findet man



es nie, so sehr man sich auch müht; nur der, der von un-
gefähr kommt, stößt darauf. Er tut aber gut, nicht zu feck
zu sein, denn neben dem Grab liegen etliche greuliche schwarze
Hunde und bewachen es.

17. Herodes jagt.

In den Zwölften jagt Rods oder Herodes mit seinen
Hunden. Er hat sich nämlich gewünscht, daß er für sein Teil
Himmelreich ewig jagen möge. Das ward ihm gewährt, und
so zieht er denn mit seinen Hunden, und vorzugsweise in den
Zwölften. Da muß man gleich nach Sonnenuntergang alles
fest zuschließen, denn sonst jagt er durch's Haus und läßt
einen seiner Hunde zurück.

So ist's einmal einem Bauern namens Plate in Kirchdorf
ergangen, und der Hund hat ein ganzes Jahr lang dort ge-
legen, hat nichts als Flugasche gefressen und ist doch dick
und fett geworden. Von Farbe ist er gris und dabei so groß
gewesen wie ein tüchtiger Kettenhund. Als nun aber das
Jahr um war und es wieder in die Zwölften ging, da hat
man den Herodes wieder heranziehen hören, und als er dicht
am Hause gewesen ist, hat er gerufen: „Mulle, wiltu met?“
Und kaum hat der Hund das gehört, da ist er schnell auf-
gesprungen und ist mit der wilden Jagd wieder davon-
gegangen.

18. Der wilde Jäger.

I.

Ein Junge aus Peke, der noch spät im Holze Laub sam-
melte, war gar zu neugierig; er hatte gehört, daß man sich
dreist nach dem wilden Jäger umsehen könne, wenn man
durch einen Erbschlüssel sehe. So hatte sich denn der Junge
heimlich einen Erbschlüssel mitgenommen, und als es über ihn
losging: „Giff, gaff! Hoho, hoho!“, da machte er das eine
Auge zu und sah mit dem andern durch den Erbschlüssel in
die Luft. Was der Junge aber da gesehen, hat er sein Leb-
tag nicht verraten können, denn er war von der Stunde an
stumm, und keine zehn Pferde hätten ihn wieder ins Holz
gebracht. Auch wurde er auf einem Auge blind und fiel der
Gemeinde zur Last.



II.

Eine wunderbare Geschichte ist einmal mit dem wilden Jäger in der Ilse passiert. Ein Musikant aus Salzgitter war auf dem Appener Pässe am Glase hängen geblieben und hatte nicht gemerkt, daß seine Kameraden längst fort und nach Hildesheim gegangen waren. Auf einmal sieht sich der Musikant allein in der Wirtsstube, springt erschrocken auf, ruft den Wirt und bezahlt seine Zeché, um seinen Kameraden nachzueilen. Der „blaue Zwirn“ spukte ihm aber dergestalt im Kopfe, daß er den entgegengesetzten Weg einschlug, auf Wendhausen zulief und in die Ilse geriet, die damals noch ein dichter Hochwald war. Wie er nun zwischen den Bäumen herumirrte, wurde es ihm gruselig, denn die Sonne war untergegangen, und der Heben fing an zu dunkeln. „Gottlob, daß ich einen Menschen finde, der mir den Weg zeigen kann“, rief er endlich heilsfroh, als er einen Jäger mit zwei Hunden fand, der mit dem Rücken an einer Eiche lehnte. „Guten Abend, Vetter!“ sagte der Musikant, „könnt ihr mir nicht den rechten Weg nach Hildesheim zeigen?“ „Der kürzeste Weg ist der beste“, sprach der Jäger, „nimm dein Klapphorn und spiele mir ein schönes Jägerstücklein auf, dann sollst du nach Hildesheim kommen!“ Der Musikant nahm sein Horn und fing lustig an: „Was gleicht wohl auf Erden dem Jägervergnügen?“ und im Hui war er turmhoch in die Luft gehoben und flog dahin, daß ihm Hören und Sehen verging. Als er wieder zum Bewußtsein kam, stand er vor Hildesheim am Friesentore. Es war stockfinstere Nacht, und nur ein dunkelroter Streifen war zu erkennen, der sich hoch am Himmel quer über der Steingrube am Hochgericht hinzog. In dem glutroten Streifen krimmelte und wimmelte es wunderbar durcheinander, aber erkennen konnte der Musikant nur den Jäger, den er in der Ilse gesehen. Derselbe ritt dem ganzen Gewimmel voran wie ein turmhoher Riese auf feurigem Pferde, und seine beiden Hunde, so groß wie Ochsen, sprangen kläffend vor ihm her.

III.

Auf dem Platze des Hellhauses in Ostenholz bei Lüneburg wohnte einst ein Mann, dessen Sohn am Christabend ein Wild geschossen hatte, das vor dem Jagdzuge des wilden Jägers daherrannte. Seitdem mußte der Mann zu jeder



Jagd am Christabend eine Kuh stellen, die fortgenommen wurde und nicht wieder kam. Dieses Opfer wurde jedoch dem Manne bald lästig, und er hielt die Kuh zurück. Zuerst kamen nun die Jagdhunde in den Stall und beschnüffelten die Kuh, dann wurde diese förmlich wild, und als auch dann die Tür noch verschlossen blieb, entstand ein Sturm, der das Haus schüttelte, daß man jeden Augenblick das Zusammenbrechen erwarten konnte. Zitternd öffnete der Bauer die Tür, und als die Kuh sofort mit erhobenem Schwanz davon rannte, rief er ihr fluchend nach: „Na denn loy in Dreedüwels Namen!“ Seitdem ist der Helljäger nicht wieder durch das Haus gefahren, wenn auch Tür und Fenster offen standen.

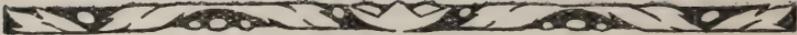
IV.

Im Kirchspiele Badbergen liegt die Bauerschaft Langen. Als einst der wilde Jäger wieder nachts mit seiner Schar dahinzog, stand ein Bauer dieses Ortes vor seinem Fenster. Als er das Brausen und Schnauben in den Lüften hörte, merkte er gleich, daß es der wilde Jäger sei, und rief diesem spöttisch zu: „Ich wünsche dir viel Glück zu deiner Jagd; erlege für mich aber auch ein Stück!“ Kaum aber war das Wort seinem Munde entfahren, da erhielt er auch schon die Antwort: „Da ist dein Anteil!“, und es fiel etwas neben ihm nieder. Als der Bauer sich danach umsah, war es eine blutige Mohrenhand, die ihm vom wilden Jäger zuteil geworden war. Diese Hand soll lange Zeit auf dem betreffenden Bauernhofe gewesen sein, diesem bald Glück, bald Trauer verkündend. Wohin man sie auch schaffte, stets kehrte sie auf den Hof zurück.

119. Die Harfensichte.

Bei Neuhaus soll eine Sichte gestanden haben, die die „Harfensichte“ genannt wurde, weil sie große Ähnlichkeit mit dem alten Musikinstrument hatte. Der wirkliche Grund zu der Bezeichnung liegt aber tiefer. Ein alter Holzhauer erzählte:

An ihrer Stelle soll einst der Eingang zu einer großen Höhle gewesen sein, in der Frau Harke oder Frau Harse, eine gewaltige Riesin, wohnte. Mit nur wenigen Schritten konnte sie den ganzen Sollingwald durchmessen. Alle vier-



fäßigen Tiere des Waldes waren ihr untertan. Auf ihren Ruf kamen sie alle herbei, die Hirsche, Rehe, Hasen und Wildschweine. Jeden Abend, wenn die Dämmerung sich niedersenkte, durchschritt sie ihr weites Waldrevier, sammelte ihre Lieblinge und führte sie truppenweise in ihre Höhle, um übermäßigen Abschuß des Wildbestandes von berechtigter und unberechtigter Hand zu verhindern. Wenn sie an Jägern vorbeihuschten, machte sie den Zug unsichtbar und brachte so das Wild in Sicherheit. Kein Jäger konnte daher abends ein Stück Wild erlegen. Die Nacht verbrachten sie miteinander. Erst wenn der Morgen graute, ließ Frau Harfe die Tiere ziehen und sich wieder über den Wald verbreiten.

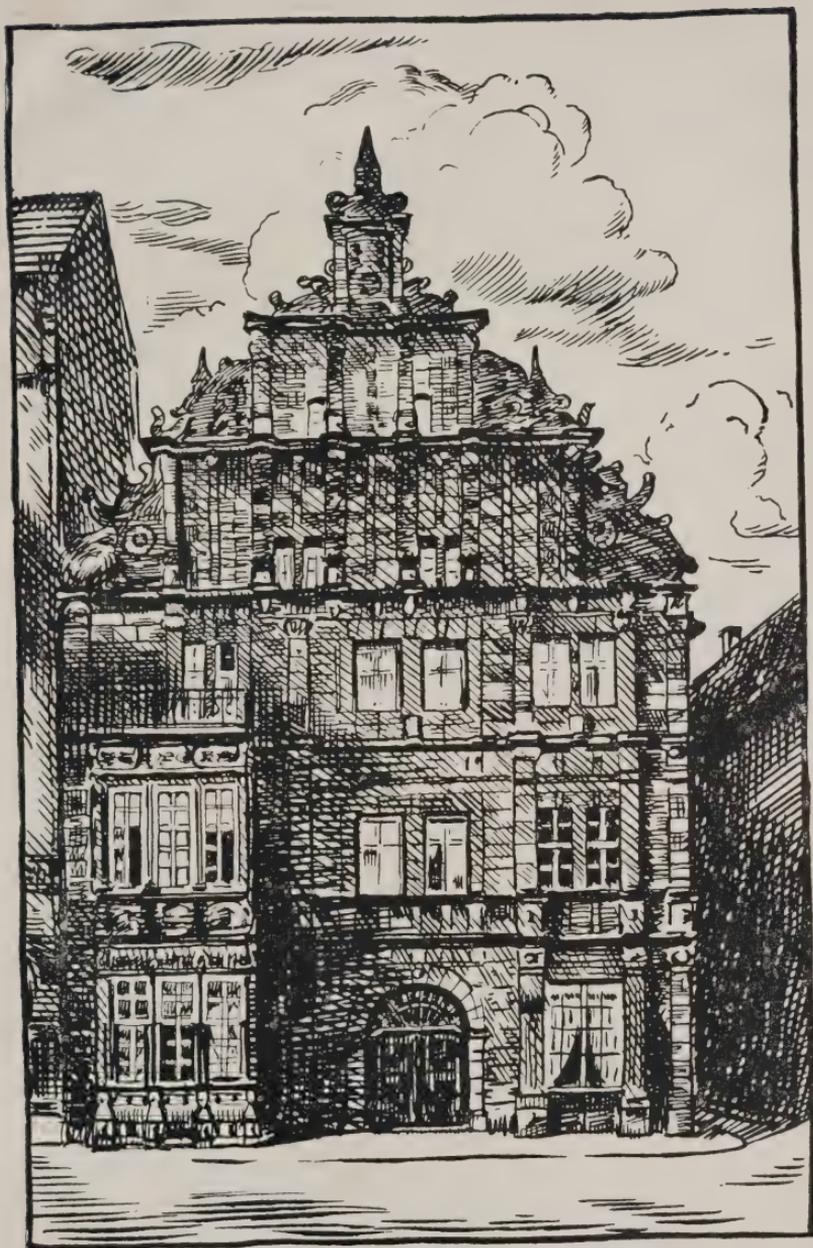
Die Riesenfrau lebte sehr zurückgezogen und verließ am hellen Tage ihre Höhle nur selten. Darum war ihre Erscheinung nicht genau zu kennzeichnen. Sie lebte nur dem Walde und dem Wilde. Daß sie sonst den Menschen Böses tat, hörte man ebensowenig, als daß sie ihnen Gutes erwies. Nur den Wilddieben, die bei der Abendröte und im Morgennebel zu jagen versuchten, saß sie auf dem Kittel. Sie machte sie unruhig und schußunsicher und führte ihnen zuweilen eine Rückschußladung ins Gesicht oder auf die Hände, damit sie als Wildschütz erkannt wurden.

Dazu lautete dann ihr zorniges Wort:

„Wer hett hier justement 'eschaten?
 Wutt du mien Wild in freë laten!
 Du dröggest de flinte unnern Rock
 Und darfst nich scheiten up Swien und Bock.
 Dei Greunröcke könnt in'r Fräuhe gahn,
 Dei dröbet al up'n Anstand stahn.
 Du Wilddeif makest veel Verdruß.
 Piff, pass! hest nu'n „Harfeschuß“,
 Dame 'n willen Jägersmann
 De ganze Forst erkennen kann.“

Den Wildschützen war deshalb Frau Harfe ein Dorn im Auge.

Als der schöne Wald oberhalb ihrer Behausung umgehackt wurde und sich dadurch lichtete, gefiel es ihr dort nicht mehr. Sie zog fort in den schönen Thüringer Wald und richtete sich dort eine neue, behaglichere Wohnung ein.



Rattenfängerhaus in Hameln



Ihre bisherige Behausung hat sie aber mit einem Fußtritt eingetreten und mit Erde und Gesteinen angefüllt.

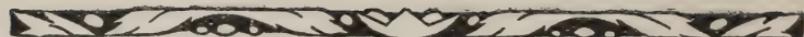
Nun ist Frau Harse aus Neuhaus und dem Solling verschwunden, aber die „Harfensichte“ ist aus ihrem Grund und Boden hervorgewachsen und hält das Gedenken an die Beschützerin des Wildes fest, solange ihre Wurzeln sie verankern und ihre Blätter im Sollingwalde rauschen und raunen. Aber die Schar der Wilddiebe soll seitdem größer geworden sein.

120. Der Rattenfänger von Hameln.

Im Jahre 1284 wurden die Einwohner von Hameln von einer ungewöhnlichen Anzahl Ratten und Mäusen geplagt. Alle Mittel, sie zu vertreiben, waren vergebens. Da kam eines Tages ein unbekannter, abenteuerlich gekleideter Mann in die Stadt und erbot sich, gegen eine Summe Geldes die schädlichen Gäste zu vertreiben. Freudig versprach man ihm die nicht unbedeutende Summe. Lächelnd zog nun der Fremde eine Sackpfeife hervor, spielte ein Lied darauf und durchzog sämtliche Straßen der Stadt. Als bald brachen die Ratten und Mäuse aus ihren Schlupfwinkeln hervor, sammelten sich um den Pfeifer und liefen ihm nach in solcher Zahl, daß die Straßen über und über davon bedeckt waren. Wie er nun meinte, es wäre kein Tierlein mehr zurückgeblieben, zog er mit ihnen zum Tore nach Lachen und Arzen hinaus und führte sie an die Weser. Hier schürzte er seine Kleider und trat in den Fluß. Unaufhaltsam folgten ihm die Tiere in das Wasser und ertranken.

Als die Bürger Hamelns sich nun auf eine so leichte Weise von ihrer Plage befreit sahen, gereute sie ihr Versprechen, und unter allerlei Ausflüchten weigerten sie sich, den bedungenen Lohn auszuzahlen. Darüber ergrimimte der Rattenfänger und beschloß, schwere Rache an der Stadt zu nehmen.

Kurze Zeit danach, am Johannistage, als die Einwohner Hamelns des Festtages wegen fast alle in der Kirche waren, kam er unerwartet wieder in die Stadt. Er war diesmal als Jäger gekleidet, hatte einen Hirschfänger um den Leib gegürtet, trug einen feuerroten Hut mit einer langen Hahnenfeder auf dem Kopfe, und aus seinen grauen Augen schosß



ein höhnisches Lächeln hervor, während seine Mienen Fröhlichkeit und heitere Laune heuchelten. Wiederum begann er auf seiner Pfeife ein Liedchen zu pfeifen. Als bald kamen diesmal nicht Ratten und Mäuse, sondern Kinder, Knaben und Mägdelein vom vierten Jahre an, in großer Anzahl herzugelaufen, darunter auch die schon erwachsene Tochter des Bürgermeisters. Der ganze Schwarm folgte ihm, und er führte sie zum Ostertore hinaus nach dem Koppelberge, wo er mit ihnen verschwand.

Dies hatte ein Kindermädchen gesehen, das mit einem Kinde auf dem Arm ihnen von weitem gefolgt war, dann aber umkehrte und das Gerücht in die Stadt brachte. Auch zwei Kinder waren zurückgeblieben, die sich verspätet hatten; aber das eine von ihnen war blind, so daß es nur erzählen konnte, was es gehört, und das andere stumm, daß es nur die Stelle zeigen konnte, wo das geschehen war. Ein Knäblein war im Hemde mitgelaufen und kehrte um, seinen Rock zu holen, wodurch es dem Unglück entging; denn als es zurückkam, waren die andern schon in der Grube eines Hügels, die noch gezeigt wird, verschwunden.

Als die Eltern aus der Kirche kamen, liefen sie haufenweis vor alle Tore und suchten ihre Kinder mit betrübtem Herzen. Die Mütter erhoben ein jämmerliches Schreien und Weinen. Von Stund an wurden Boten zu Wasser und zu Lande an alle Orte herumgeschickt, um zu erkunden, ob man die Kinder oder nur etliche von ihnen gesehen; aber es war alles vergeblich. Es waren im ganzen hundertdreißig Kinder verloren.

Die Straße, durch die die Kinder hinaus zogen, heißt noch heute die Bungenlose, weil kein Tanz darin geschehen und keine Bunge (Trommel) noch Saitenspiel darin gerührt werden durfte. Ja, wenn eine Braut mit Musik zur Kirche geführt wurde, mußten die Spielleute über die Gasse hin schweigen. Die Bürger von Hameln haben die Begebenheit in ihr Stadtbuch einzeichnen lassen, und in der Mauer eines Hauses an der Bungenlosenstraße ist die Geschichte bildlich dargestellt worden. Auch bewahrt folgender Spruch die Begebenheit auf:



Im Jahre MCCDXXXIV na Christi Geburt
To Hameln worden utgevort
Hundert und drittich Kinder, dorsülvest geboren
Dorch enen Piper under den Köppen verloren.

Einige sagen, die Kinder wären in eine Höhle geführt und in Siebenbürgen wieder herausgekommen. Die noch jetzt in Siebenbürgen befindliche deutsche Kolonie soll von ihnen abstammen.

121. Der Heidenstein bei Lübbow.

Bei dem Dorfe Lübbow auf dem Wege nach Salzwedel liegt ein großer, mit Moos bewachsener Block, auf dem in vorchristlicher Zeit einer heidnischen Gottheit geopfert worden sein soll. Man erzählt von ihm, daß er noch immer unwillig sei über die Einführung des Christentums: in jeder Christnacht dreht er sich, wenn er den Hahn krähen hört, voller Zorn auf seine andere Seite.

122. Die Opferstätte in Bentheim.

Auf dem Schlosse zu Bentheim zeigt man eine Art Küche, das soll zur heidnischen Zeit eine Opferstätte gewesen sein, auf der man Menschen geopfert; das Bild des Götzen, schon sehr verwittert, wird noch gezeigt; es ist aus Sandstein in halb erhabener Arbeit und zeigt einen Reiter, in dessen einer Hand in früherer Zeit noch ein Stein sichtbar gewesen sein soll.

123. Der Götze auf den Schwebhäuserbergen.

Die Einwohner der Dörfer Waake, Landolfshausen und Mackenrode pflegen am ersten Ostertage nach den Schwebhäuserbergen bei Göttingen auszugehen. Dort soll einmal, als alle Leute noch Heiden waren, in einem Tempel ein riesiges Götzenbild gestanden haben, das inwendig hohl war. Wenn nun zur Osterzeit viele Menschen aus der Umgegend zum Opfer kamen, kroch ein Pfaffe durch einen unterirdischen Gang in das hohle Bild und redete aus ihm heraus; er konnte von innen auch Zunge, Mund und Arm des Götzen bewegen, so daß es ausah, als lebe er. Das Bild ist längst verschwunden, aber noch heute pilgert das Volk am ersten Ostertage nach den Schwebhäuserbergen, wo es gestanden.

124. Marenholtz.

Sandhorst ist lange Zeit ein fürstliches Lustschloß gewesen, bis einmal eine Fürstin in Ostfriesland herrschte, die an ihres unmündigen Sohnes Statt regierte. Sie hatte einen Ratgeber, der hieß Marenholtz; von dem Manne ließ sie sich lenken und leiten und bemerkte nicht, wie er ihr Vertrauen mißbrauchte und tat, was ihm gefiel. Als nun der junge Fürst an die Regierung kam, hörte er viele Klagen über die Regierung seiner Mutter und ihres Rates und besonders über die große Gnade, die der Rat bei der Fürstin genösse, ja man redete sogar noch ganz andere Dinge von den beiden. Da wurde der junge Fürst zornig, ließ Marenholtz verhaften und ihm ungeachtet der Bitten seiner Mutter den Prozeß machen. Das Urteil lautete auf Tod; drei Tage, nachdem es gefällt war, sollte es in Sandhorst vollstreckt werden. Als nun Marenholtz auf dem Block lag und des Streiches wartete, sah er durch das Fenster die Krone eines Apfelbaumes ragen, und er erkannte den Lieblingsbaum seiner Herrin. Da rief er: „So wahr dieser Baum von jetzt an blutrote Äpfel tragen wird, so wahr bin ich unschuldig an den Verbrechen, deren der Fürst mich beschuldigt!“ Da fiel das Messer und trennte den Kopf vom Rumpfe.

Der Frühling kam, und der Baum fing an zu blühen. Und es wurde Herbst, da trug er, der zuvor gelbliche Frucht gehabt hatte, blutrote Äpfel. Da ließ die Fürstin ihrem Sohne sagen, daß er einen Unschuldigen gemordet habe, und daß sie ihn hinfort nicht mehr sehen wolle, und zog fort in ihrer Eltern Land. Dem jungen Fürsten war der Baum verleidet; er ließ ihn umhauen, aber die Wurzeln trieben immer neue Schößlinge mit blutroten Früchten. Da verkaufte er schließlich das ganze Schloß, um der Erinnerung an seine Schuld zu entfliehen.

In den roten Äpfeln aber erkannten viele Leute Gottes Fingerzeig, nahmen sich von den Kernen der Früchte und pflanzten sie bei sich, so daß der Baum über ganz Ostfriesland verbreitet wurde. Noch heute nennt man den Apfel „Marenholte.“



125. Der Kinderbrunnen im Nesserland.

Wenn in Ostfriesland die Kinder fragen, woher sie gekommen seien, erzählt man ihnen den Vorgang so:

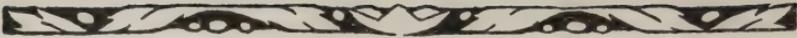
Vater und Mutter fahren in einem gläsernen Schifflein nach Nesserland, um das Kleine Kind zu holen. Auf äußerster Spitze liegt dort der Kinderbrunnen, den der Vater dreimal umschreitet; dann steigt aus ihm das Kinderschiffchen hervor, dem der Vater das Kind entnimmt; dann gibt er's der Mutter. Diese bricht auf der Heimreise das Bein und muß deshalb zu Bette liegen.

Nesserland ist der letzte Überrest des untergegangenen Landstriches, der Dullert genannt wird. Dessen Häuptlinge gerieten einst in Unfrieden, und aus Rache verbrannte der eine die Siele. So brachen die Wogen über das Land hinein und begruben Städte und Dörfer unter sich. Die Stadt Torum soll heute noch hie und da auf dem Meeresgrund sichtbar sein, und am Abend klingen zuweilen ihre Glocken leise zur Oberwelt herauf.

VI. Von Zauber und Fetischen.

126. Poltergeist ins Haus gezaubert.

Böse Menschen können einem Gespenster ins Haus bannen. Wenn man nämlich die Leber von einer Fledermaus hinter dem Schornsteine versteckt, so ziehen die „Anderinger“ durch den Schornstein ins Haus und plagen die Leute. So hat es einmal einer auf der Almsstraße gemacht, der wollte gern seines Nachbars Haus haben, aber der Nachbar wollte es für kein Geld abstecken, weil es seiner Voreltern Haus war. Der böse Mann, der sich nicht an das Gebot Lehrte: „Du sollst nicht begehren deines Nächsten Haus,“ steckte heimlich dem Nachbar eine Fledermausleber hinter den Schornstein. Von da an war des Nachts ein Gepolter, Geschlurfe und Gerassel in dem Hause, als ob der wilde Jäger durchzöge. — Das ganze Kapuzinerkloster wurde aufgeboten, um den Geist zu bannen, aber da half weder Gebet noch Weihwedel, und der geplagte Mann mußte sich endlich entschließen, sein Haus zu verlassen und dem bösen Nachbar um einen Spottpreis zu verkaufen. Der Bösewicht lachte hinten im



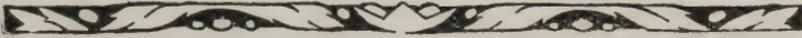
Halse, als er Herr des Hauses geworden war, und das erste, was er tat, war, daß er hinter den Schornstein ging, die versteckte Fledermausleber an sich nahm und unten auf dem Herde ins Feuer warf. Brdauk! tat es einen Knall, als ob ein Pulvermagazin aufgeslogen wäre, das Haus stürzte zusammen und unter dem Schutte zog man den Bösewicht tot hervor.

127. Der Diebszauber.

Einem Manne aus dem Amt Ostenholz wurden einmal Bienen gestohlen, und da er sich nicht zu helfen wußte, ging er zu einem, der das Zaubern verstand, und bat ihn, ihn zur Bestrafung des Diebes zu verhelfen. Der wollte anfangs nicht, weil es sündhaft sei und er sich vorgenommen hat, es nie wieder zu tun; aber schließlich ließ er sich doch für dieses eine Mal bereden. Nun hatte der Bestohlene aber jemand im Verdacht, ohne dem Betreffenden doch etwas beweisen zu können; dem sagte er, daß er ihm die Bienen binnen drei Tagen wieder bringen solle, wenn er nicht in großes Elend geraten wolle. Der Dieb leugnete aber alles frech ab, brachte auch keine Bienen wieder.

Nun ging der, der den Diebszauber kannte, ans Werk. Er nahm eine Fußspur des Diebes vor dem Bienenschauer auf, die er in einen leinenen Beutel tat. Dann bat er einen benachbarten Müller, am folgenden Tage von Mittag an vierundzwanzig Stunden zu mahlen, ohne einen Augenblick still zu halten. Um Mitternacht aber solle er sich nur aus der Mühle entfernen und die einige Zeit allein gehen lassen. Der Müller versprach's auch so.

Vor Mitternacht gingen nun der Bestohlene und sein Helfer nach der Mühle zu. Auf der Hälfte des Weges kommt ein schwarzer Hund mit feuersprühenden Augen aus dem Moore zu ihnen und begleitet sie. Dem Bestohlenen wird bange; er fragt, was das für ein Hund sei, aber erhält nur ein strenges Schweigegebot zur Antwort. Als sie bei der Mühle angekommen, ist verabredungsgemäß niemand darin, die Mühle aber inwendig hell erleuchtet. Der Bestohlene muß draußen in einiger Entfernung stehenbleiben, der andere geht hinein, und der Hund folgt ihm. Was nun in der Mühle vorgegangen, weiß man nicht, denn die Türe war zugemacht



worden. Soviel ist aber gewiß, daß der Zauberer die Fußspur an das herumgehende Mühlenrad genagelt hat. Als es fertig gewesen, kommen Zauberer und Hund aus der Mühle zurück, und alle drei treten den Rückweg wieder an. Der Hund verläuft sich wieder in das Moor, und der, der den Zauber ausgeführt hat, erklärt dem Bestohlenen feierlich, daß er von nun an sich durchaus nicht wieder mit solchen Dingen abgeben wolle, denn es sei etwas ganz Greuliches.

Mit dem Dieb ist es so gegangen: Er wurde plötzlich in seinem Bette abends krank, wälzte sich hin und her und konnte nicht leben und nicht sterben. Seine Angehörigen, die gleich merkten, daß da ein Zauber im Spiele war, baten den Bestohlenen, den Zauber aufzuheben, und dieser sprach mit seinem Freunde, aber der sagte, das sei nun zu spät, und es lasse sich nichts mehr dabei tun; der Dieb sei zudem ja vorher auch dringend genug gewarnt, habe sich also sein Elend beizumessen. Der Dieb quälte sich bis zum Mittag, dann starb er, in demselben Augenblicke, als auch die Mühle stille stand.

128. Entsetzen.

Ein Milchmädchen aus Nordmoor sitzt einmal auf der Weide bei ihrem Melkeimer, da reitet ein Reiter vorüber, und gleich darauf fällt sie unter gewaltigen Schmerzen zur Erde nieder; da eilen die anderen Mägde herbei, und sie sagt ihnen, daß eben ein Reiter vorbeigeritten sei, der müsse sie entsetzen haben. Daher eilen sie jenem nach, kommen ihm auch auf Nichtwegen zuvor, halten ihn an und sagen ihm, er habe es dem Mädchen angetan, nun solle er sie auch wieder gesund machen. Da erschrickt er und sagt, das sei wohl möglich, denn frühmorgens habe er sich nicht gesegnet, kehrt auch sogleich um zu dem Mädchen, segnet sich, und im Augenblick war sie gesund.

129. Der Bau des Neustadter Walles.

Als vor Jahrhunderten Neustadt am Rügenberge zu einer Festung umgewandelt werden sollte, konnte man den Wall durchaus nicht vollenden, denn was am Tage aufgebaut war, das fiel über Nacht wieder ein, und trotz aller Wachsam-



Zeit konnte man doch nicht herausbekommen, wie das zuging. Da ist ein alter Priester hinzugekommen und hat gesagt: Satan sei ärgerlich auf dies Werk; wollten sie daher den Bau wirklich zu Ende führen, so müßten sie ein unschuldiges Kind im Gewölbe lebendig einmauern, dann werde der Böse zufrieden sein. Einer umherziehenden Bettlerin kaufte man ihr kleines Kind, das noch nicht sprechen konnte, ab und setzte es auf einen hohen Kinderstuhl in der Mitte eines gewölbten Raumes innerhalb des Walles nieder. Man gab ihm darauf noch einen Zwieback in die Hand, an dem es saugen konnte, und als man das Kind endlich fragte: „Was ist weicher als ein Kissen?“, antwortete es: „Der Mutter Schoß!“, und auf die Frage: „Was ist süßer als Honig?“ „Der Mutter Brust!“ Dann aber legten die Maurer schnell Hand an und schlossen eilends das Gewölbe und schütteten es mit Erde zu. Mehrere Tage hat man die Kinderstimme noch vernehmen können, dann aber ist's stille gewesen. Die Arbeit am Walle wurde nicht wieder gestört, und die Festung konnte sehr bald vollendet werden.

150. Die Springwurzel.

In Mehen war einmal ein Schäfer, der trieb mit seiner Herde auf der Babilonie und fand dort eine Springwurzel; wie er nun da an eine Stelle kommt, die man den Wasserfall nennt, sieht er plötzlich eine große eiserne Tür, die stand offen. Da ging er hinein in den Berg und sah drei Jungfern sitzen, und ringsumher lagen hohe Haufen von Gold und Silber, und goldene Wagen standen auch da, und war eine gewaltige Herrlichkeit. Da steckte er sich endlich die Taschen von dem Silber voll und wollte wieder hinaus, als sie ihm zuriefen: „Vergiß das Beste nicht!“ Er aber dachte, daß sie das Gold meinten, steckte auch davon die Taschen voll und ging; allein er hatte die Springwurzel liegen gelassen, und wie er hinausgeht, schlägt die Tür zu und verklemmt ihm die Ferse so, daß sie sein Lebtag nicht wieder heil geworden.

151. Der gebannte Fuhrmann.

An einem trüben Frühwintermorgen hielt einmal ein Fuhrmann, der mit vier Pferden vor seinem Karren von Hannover nach Bremen fahren wollte — damals gab's noch

keine Eisenbahn —, vor Dannebels Krauge (Dammkrug) zwischen Neustadt und Frielingen, um einen „Lüttjen“ als Herzstärkung zu trinken. Auf der Diele waren die Knechte und einige Tagelöhner beim Dreschen. Da sagte einer von diesen, der weit in der Welt umhergekommen war und allerlei geheime Künste verstand, zu den anderen, während der Fuhrmann in der Dönze saß: „Schall de mal wisse mit sin'n Wagen stahublieben, dat de veier Päre den Wagen nich antein künnt?“ Die anderen sagten nichts darauf, weil in dem Augenblick der Fuhrmann aus der Stube kam. Er trat zu seinen Pferden, nahm das Leit in die Hand und trieb sie an. Doch die Pferde bleiben stehen und können trotz aller guten Worte nicht von der Stelle. Da sieht der Fuhrmann, daß sie gebannt sind, und laut ruft er auf die Diele: „Bruder, laß los, oder ich schlage dich tot!“ Und dann tritt er an die Säule mit Hü und Hott von neuem an. Aber es geht noch nicht —, die Tiere stehen wie angewurzelt. Da nimmt er die Axt vom Wagen und schlägt vor der Deichsel in die Erde. Im selben Augenblick stürzt der Drescher auf der Diele tot zu Boden. Der Fuhrmann aber ist mit den Pferden, die nun den Wagen ziehen konnten, weitergefahren.

152. Das Uruuntje.

I.

Wer das Uruuntje haben will, muß am Sünt-Janstage mittags zwischen zwölf und ein Uhr in den Busch gehen, da sieht ein schwarzer Vogel mit einer Blässe vor der Stirn auf einem Miegamelbült. Spricht man die Zauberformel, so pickt er in den Haufen und zieht die von den großen roten Waldameisen behütete Uruunwurzel heraus; dann muß man ein feuerrotes Tuch unter ihm ausbreiten, auf das er die Wurzel fallen läßt. Wickelt man sie in das Tuch ein, so bekommt sie Leben, und das Uruuntje ist da.

Es ist ein ganz kleiner Geist, den man in der Tasche, ja sogar in der hohlen Hand verbergen kann. Seinem Besitzer ist er sehr zugetan und bringt ihm Glück, namentlich weiß er Geld herbeizuschaffen. Man erzählt zwar gelegentlich, daß er nur durch ein Bündnis mit dem Teufel erlangt



werden kann, aber wer ihn besitzt, wird keineswegs gemieden und gefürchtet, sondern sogar beneidet. Man soll ihn auch in der Johannisnacht graben können.

II.

In Hildesheim hatte eine Frau einen Uraun, den legte sie Jahr und Tag in eine Schachtel, und als Jahr und Tag um war, da lag bei dem Uraun ein Hecketaler. Wenn nun die Frau zum Kaufmann oder Bäcker ging, so bezahlte sie die gekaufte Ware immer mit dem Hecketaler. Dieser blieb aber nicht lange in dem Geldkasten des Verkäufers, sondern folgte ihr immer unvermerkt wieder nach. Das ging so eine Zeit lang recht gut, bis endlich ein Schlachter, bei dem die Frau oft Fleisch für ihren Hecketaler gekauft hatte, aufmerksam wurde und der Frau auf die Finger zu sehen beschloß. Einst kam sie wieder, kaufte ein Pfund Schweinefleisch, gab dem Schlachter einen Taler in die Hand und ließ sich das übrige Geld wieder herausgeben. Kaum war sie aus der Tür, so wollte auch der Taler in der Hand lebendig werden; doch der Schlachter, der ein starker Mann war, hielt die Hand fest zu, holte Hammer und Nagel und nagelte den Taler auf den Hackblock. Da ward der Hackblock lebendig, tanzte mit schrecklichem Gepolter auf der Diele herum, zum Hause hinaus und eiligst hinter der Frau her, die einen nicht geringen Schrecken kriegte. Zur Strafe mußte sie Hab und Gut hergeben, und der Magistrat ließ ihr kein Hemd auf dem Leibe.

155. Der Heckemann.

Ein alter Hexenmeister hatte einen Jungen, der ging alle Abende zur Spinnstube und brachte immer eine auffällig schwere Heededieße mit. Alle wunderten sich darüber, aber keiner konnte herausbekommen, woher der Junge die schwere Dieße hatte. Aber eines Abends fiel sie unglücklicherweise in den Krüsel und brannte sogleich lichterloh, und da huschte der Heckemann, der darinnen gefessen hatte, aus ihr heraus, über das Werktau, dessen Fäden gerissen, und zum Fenster hinaus, von dem er das ganze Fach mitnahm. Am andern Morgen sah man noch einen Gamaschen des Heckemanns im Baume hängen.



154. Der Lorklim Buttertopf.

Zu Harenberg war früher eine Bäuerin, die einen großen irdenen Topf zum Aufbewahren der Butter gebrauchte. In diesem Topfe wurde die Butter niemals alle. Das ging so zu: Die Bäuerin hatte einen Lork (Kröte) eingefangen, diesem ein schönes, rotes Bändchen um den Hals gebunden und ihn so in den Buttertopf gesetzt. Dieses Tier sorgte nun dafür, daß die Butter nie alle wurde. Ihr Geheimnis behielt die Bauersfrau streng bei sich.

Eines Tages war die Frau mal nicht zu Hause, und da sie vergessen hatte, die nötige Butter herauszugeben, so mußte die Großmagd in den Keller und Butter heraufholen. Wie sie aber den Lork im Topfe erblickte, ergriff sie das Tier mit den Worten: „Wie kümmtst diu Deiert in düssen Pott?“ und warf ihn durch das Kellerfenster, ohne sich was dabei zu denken. Von nun an war der Steintopf alle Augenblicke leer, worüber sich die Bäuerin höchlichst wunderte. Als die Frau eines Tages wieder im Garten hantierte, da kam mit einem Male ihr Liebling, der Lork, auf sie zugehopft. Mit den Worten: „Leiwie lütje Lork, hät Tante uneweten deß ut'n Pott esmeten?“ ergriff sie freudig das Tier und trug es wieder heimlich in den Buttertopf. Von der Stunde an soll der Buttertopf nie wieder leer geworden sein.

155. Der webende Hase.

In Moorausmoor im Amte Osten lebte vor vielen Jahren eine Frau, die webte so schönes Leinen und webte stets so schnell, daß kein Mensch verstehen konnte, wie das möglich sei. Da schlichen sich einmal ein paar Nachbarn an ihr Fenster, weil sie glaubten, sie müsse irgend eine Hilfe haben, und da sahen sie denn auch zu ihrem großen Erstaunen einen Hasen am Webstuhl sitzen, der warf das Schiffchen so schnell wie der Blitz hin und her, daß es eine Freude war, es mit anzusehen.

VII. Weisfagungen und Ahnungen.

156. Der Robbedisser Brunnen.

Wenn man von Dassel über die Höhe, Bier genannt, und über den Kirchberg gehen will, hat man zur linken Hand einen Ort namens Robbedissen, wo ein Quellbrunnen fließt.



Von diesem, von dem schwarzen Grund hinter dem Gericht und der großen Pappel vor Eilenhausen haben die Leute der Gegend den festen Glauben: wann der Robbedisser Brunn seine Stätte verrücke, der schwarze Grund der anderen Erde gleich werde und der große Eilenhäuser Pappelbaum verdorre und vergehe, alsdann werde in dem Schoffe, einem Feld zwischen Eilenhausen und Markoldendorf, eine große Schlacht gehalten werden.

157. Weltkriegsagen.

In den ersten Wochen des Weltkrieges, als man noch keine Vorstellung von Art und Gestalt der Kriegsführung hatte, meinte man in Osnabrück, daß der Krieg in einer großen Schlacht entschieden werden würde, und diese Schlacht werde die einzige sein, die überhaupt geschlagen würde. Solange der Kampf dauern wird, werden Tag und Nacht alle Glocken Deutschlands läuten, um Gottes Beistand zu erslehen. An den Tod Weddigens mochte man nicht glauben: verzaubert sitzt er, so erzählte man, verborgen in Berges Schoffe, andere wieder wußten zu berichten, daß er mit unglaublicher Schnelligkeit wie der fliegende Holländer immer rund um England herumfahre.

158. Das Klageweib.

In der Lüneburger Heide läßt sich das Klageweib sehen. In stürmischen Nächten wandt es riesengroß, mit todbleichem Gesichte und schwarzen Augenhöhlen über die Heide. Sein Leichengewand flattert im Winde. Es streckt seine riesenlangen Arme über das einsame Bauerhaus, grauenvolles Wimmern in die Nacht heulend. Unter dem Dache, über das das Klageweib sich gestreckt, muß noch im Laufe des Monats einer der Hausgenossen sterben.

159. Der Zaunhase.

Die Bewohner des Dorfes Bösinghausen im Göttingenschen erzählen von einem Zaunhasen, der sich in einem Zaune nicht weit vom Nummannschen Hofe aufhalte. So oft einer aus dem Hause sterben soll, oder auch wenn ihm ein Unheil bevorsteht, läßt sich der Zaunhase auf dem Hofe sehen. Das ist noch jedes Mal eingetroffen. Seine Farbe ist die eines an-



dern Hasen, aber er ist so groß wie ein großer Hund. Ein Mann aus Waake, der einmal über Nacht über die Wiese ging, hat erzählt, daß er den gespenstigen Zaunhasen auf der Wiese gesehen habe. Er sei so groß gewesen wie ein Esel.

140. Die weiße Rose.

Wenn ein Domherr in Hildesheim sterben sollte, so wußte er das schon am dritten Tage vorher, denn am Morgen des dritten Tages vor seinem Ableben fand er auf seinem Sitze im Chor eine weiße Rose; dann bestellte er sein Haus und bereitete sich zum Tode.

141. Der Rabe von Meryhausen.

Wenn die Sonne im Westen sinkt, dann schlüpfen die gefiederten Sänger, die sich den Tag über müde gesungen und gesprungen haben, in ihre Nester, zupfen sich ihre Bettchen zurecht und schlafen bis zum frühen Morgen. Nur noch die Eulen fliegen durch die dunkle Nacht, die keines Menschen Freund sind. Zu ihnen gesellt sich bei Meryhausen oftmals ein Rabe, der wegen seiner absonderlichen Art und Flugzeit der Nachtrabe heißt. Schwarz ist sein Gefieder. Grimmig ist sein Aussehen; denn seine Augen leuchten wie Blitze, und aus seinem dicken, kegelförmigen Schnabel hängt eine feurige Zunge heraus. Zwei lange eiserne Schwingen dienen ihm nicht nur zum Fliegen, sondern auch als Waffe. Riesig vermag er damit zu fliegen; in einer Stunde überfliegt und durchquert er den ganzen Solling. Seine Stimme läßt er nur wenig hören.

Ehemals soll er ein Fuhrmann gewesen sein, der nicht allein harmlose Tiere schlecht behandelte, sondern sich auch an Menschen vergriff und an ihnen seinen Zorn ausließ. Das konnte der Herrgott nicht mehr ansehen, und er verwandelte ihn deshalb in diese eigentümliche Gestalt. Nun muß er ewiglich den Himmelsraum durchfliegen und diejenigen warnen, die sich gleichfalls, wie er einst, versündigen.

Hat er einen solchen Menschen entdeckt, so läßt er sich nachts mit großem Gepolter auf dessen Dachfirst nieder und stößt auch wohl einige schaurige Rufe aus. Hat er den Übeltäter gehörig geängstigt, so fliegt er weiter. Läßt der Mensch von seinem unwürdigen Tun nicht ab, so wiederholt der



Warner den Vorgang noch zweimal. Nach dem zweiten Male schlägt er den Verstockten, wo er ihn findet, im Hof, Feld oder Wald, mit einem wuchtigen Flügelhiebe als gerechter Richter und unbarmherzig, wie er sich als Fuhrmann schon immer gezeigt, zu Tode.

Manchmal hat sein Erscheinen einen anderen Zweck. Dann will er der Vorbote einer schweren Kriegszeit und der Verkünder von Elend, Not und Tod sein. Etwas verändert tritt er dann auf. Sein Schwanz ist nun deichsellang und feurigglühend. Nach ihm wird er jetzt auch „Glühsteert“ genannt. Achzend und krächzend und nachhallend dringt sein Ruf durch die stille Nacht. Jedermann weiß, was er verkünden will, erschrickt und bebt und wartet in Unruhe der Dinge, die ihm bevorstehen.

Noch in den neunziger Jahren des verflossenen Jahrhunderts schloß eine alte Bauersfrau in Merghausen den grausigen Nachtraben mit in ihr Abendgebet ein und betete am Schluß:

„Du Glühsteert, Rabe, schwarzes Tier,
schük in Jesu Namen
vor rohem Sinn und Feindesgier!
Das bitt ich und sag: Amen!“

142. Spökenkieken.

I.

Ein Steuermann warnte seinen Schiffszungen, der in den Mast wollte, er möge nicht hineingehen; es komme nichts Gutes daraus. Der Steuermann galt aber auf dem Schiffe für einen wunderlichen Menschen, der allerlei Grappen im Kopfe habe; daher achtete der Junge seiner Warnung nicht und kletterte doch hinauf. Aber es dauerte nicht lange, so kam ein heftiger Windstoß, ein Segel schleuderte den Jungen in die See, und keine Anstrengungen vermochten ihn zu retten. Als man später den Steuermann fragte, wie er das habe voraussehen können, antwortete er: „Ich sah eine weiße Frau auf dem Deck, und immer, wenn ich die sehe, muß einer von der Mannschaft, der eine Mutter hat, sterben.“



II.

Vor langen Zeiten hatte ein Pfarrer in dem Flecken Hage die Gewohnheit, daß er zum Lernen seiner Predigt in die Kirche ging, um nicht gestört zu werden. Als er nun so beschäftigt an einem Nachmittage in der Kirche auf und ab spazierte, hörte er plötzlich ein Gemurmel, und wie er auffah, erblickte er eine vornehme Leiche, mit Schilden behängt, die von einfachen Leuten, die er gut kannte, in die Kirche getragen wurde. Der Pastor wunderte sich darüber, daß eine Leiche beerdigt werden sollte, ohne daß man ihm das vorher mitgeteilt hatte, und fragte den vorangehenden Hundvogt, wer denn da begraben werden sollte? Der antwortete ihm anfangs unhöflich und ausweichend; dann, als der Pfarrer nicht abließ zu fragen, wies er nach der Empore zum Beamtenstuhl, in dem die Beamten den Gottesdienst zu hören pflegten, und sagte: „Es ist der Mann, der droben steht!“ Da schauderte es den Pastor, er trat zurück, um den geheimnisvollen Zug an sich vorüberzulassen und merkte wohl, daß es ein Spuk war.

Als über ein halbes Jahr später der fürstliche Rat Marenholtz, der hingerichtet worden war, in Hage beerdigt wurde, traf alles genau so ein, wie es der Pfarrer an jenem Tage gesehen hatte, und da wußte er wohl, daß der schauerliche Zug von damals ein Vorspuk gewesen.

III.

Ein alter Entenjäger besaß die Gabe, Todes- und Unglücksfälle vorherzusehen. Nächtlich sich von einem Hause zum Friedhof bewegend leuchteten ihm, daß in dem betreffenden Hause bald ein Toter sein werde. Heulte nachts sein alter Wasserhund, so brauchte er nur von hinten zwischen dessen Ohren hindurchzusehen, um das zu schauen, was das Heulen des Tieres zu bedeuten hatte, und das war dann meistens Tod oder Unglück für irgend einen Bekannten oder Freund.

Der Vorspuk ist eine Gabe, die dem Besitzer bald zur Last wird, und man hat denn auch den alten Entenjäger selten lachen sehen.





B. Nachmythische Sagen.

I. Teufelsagen.

143. Der Teufel als Nachtmarder.

In Benthe am Benther Berge hat sich einst der Teufel auch als Nachtmarder blicken lassen. Ein Mann lag nachts einsam in seiner Kammer und schlief. Die Kammertür hatte er inwendig verschlossen und den Schlüssel ausgezogen. Mitten in der Nacht wachte er auf und spürte, wie ein Luftzug seine Kammer durchzog. Gleich darauf fühlte er, wie Hände seine Füße berührten und langsam den Körper hinauf fuhren. Er erschrak sehr und war nicht imstande, einen Laut von sich zu geben.

Als der Druck am Halse angekommen war, ließ er plötzlich nach. Der Schläfer wagte lange nicht, sich zu rühren und blieb, in Schweiß gebadet, bis zum Morgengrauen liegen. Mit dem Luftzuge war der Nachtmarder durch das Schlüsselloch in die Kammer gekommen und hatte ganz leise durch das Schlüsselloch die Kammer wieder verlassen.

144. Die schwarzen Raben von Rodewald.

In alten Zeiten wohnte auf dem Rowohle (in Rodewald) ein Bauer, dem wollte es in der Wirtschaft gar nicht so recht vorangehen. Da hörte er, daß man mit dem Höllenzwang den leibhaftigen Gottseibeius herbeizwingen könne, damit er die höllischen Kräfte in den Dienst der Menschen stelle. Der Höllenzwang war ein großmächtiges Buch, und wer unter geheimen Sprüchen und Formeln nach seinen Vorschriften den Bösen beschwor, dem mußte alles gelingen. Doch wehe, wenn ein Unberufener in dem Buche las, ohne daß der Besitzer davon wußte! Er konnte sich nur dann von



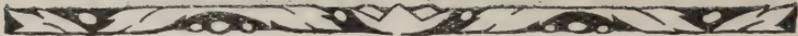
dem Zauber lösen, wenn er den Höllenzwang rückwärts las. Und darum wurde das Teufelsbuch auch so verborgen gehalten, daß es kein fremdes Auge sah.

Einmal war der Bauer nun am Sonntag in die Kirche gegangen. Gerade fing der Pfarrer an zu predigen, da wurde ihm auf einmal so angst und heiß unter dem Brusttuch, daß er eilig aufstand und auf dem schnellsten Wege nach Haus lief. Schon von weitem hörte er ein furchtbares Krächzen und sah, wie der Hof und das Vorschauer voll schwarzer Raben saßen, die alle ins Haus hinein wollten. Und immer mehr kamen angeflogen. In seiner Angst gab ihnen der Bauer zu fressen, was er finden konnte. Dann aber stürzte er in die Kammer, wo unterm Stroh verborgen der Höllenzwang lag. Da sah er dann gleich, daß ein Unberufener in dem Buche gelesen, denn es lag nicht mehr so, wie er's versteckt hatte. Schnell riß er das Buch an sich und fing von rückwärts an zu lesen. Und siehe da: als er wenige Seiten durch hatte, da erhoben sich auf einmal die schwarzen Raben auf dem Hofe mit großem Geschrei und flogen davon. Es waren aber alles Teufel gewesen.

Noch am selben Tage trug der Bauer das Buch in die Bärenlohe, die sich nach dem Lichtenmoor zu ausdehnt, vergrub es und legte kreuzweise zwei Holunderstäbe über die Stelle. Und von der Stunde an ist es besser mit ihm gegangen.

145. Der Teufel auf dem Ratskeller.

Der Montag vor Margretentag anno domini 1564 war ein gar schlimmer Tag für den Teufel, denn an diesem Tage hatte der fromme Herzog Heinrich von Braunschweig zehn Hexen auf einmal auf dem Galgenberg vor Salzgitter verbrennen lassen. Auch ein jung frisch Mädchen von zehn Jahren hatte in einem der dunklen Keller des Rathauses auf der Folter unter Schreien und Wimmern gestanden, daß es von den zehn Zauberschen die höllische Kunst gelernt und wohl anzuwenden verstünde. Da aber seine zarte Jugend die Richter dauerte, ward es nur vor die Iodernden Feuer geführt, hatte allda das Seufzen und Stöhnen der Brennenden gehört



und war dann hart bedrohet. Darnach hatte es der Herzog in ein Kloster getan, von welchem es der Teufel alsobald hohnlachend entführte.

Und doch war der Teufel trotz dieses Streiches schlechter Laune, denn nach solch einem heilsamen Exempel stellen sich die Weiber gar hart gegen alle Verlockungen und verstocken ihr Herz in wahrhaftem Glauben.

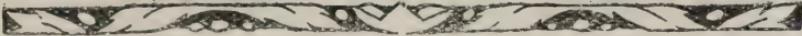
Da kam dem Teufel ein Gedanke, der ihm gar fürtrefflich schien. Ging es nicht mit den Weibern, so ging es vielleicht mit den Männern, sintemal die mit anderen Mitteln zu fassen sind als die Weiber.

Er wußte aber auf dem Solte einen Webergesellen, der nichts lieber hörte als das Klappern der rollenden Würfel auf der harten Tischplatte. Zu dem setzte er sich allabend auf dem Ratskeller in dem Gewande eines frommen Mönches, auf daß sein Pferdefuß verdeckt sein möge, würfelte mit ihm gar fleißig und versuchte, wie es ihm gelänge, die arme Seele in seine Netze zu verstricken. So ging das Spiel um die Seele des Gesellen jeden Tag in gar wüster Weise unter greulichem Fluchen und Schwören bis gen Mitternacht.

Eines Tages aber, als die arme Seele fast schon verloren, erzitterten die Hände des Webergesellen in der Eier des Gewinnes, so daß einer der heinernen Würfel absprang und unter den Tisch rollte. Da sah der Geselle, der sich bückte, um den Würfel zu suchen, zum Heil seiner Seele den Pferdefuß, erkannte daran den Bösen, schlug ein Kreuz und brachte Leib und Seele durch schnelle Flucht in Sicherheit. Der Teufel aber, der sich solchermaßen geprellet sah, fuhr mit Zischen und Fauchen durch das Stubenfenster und ließ nichts hinter sich als Scherben und höllischen Gestank.

146. Der Teufel als Doppelgänger.

Einem Kranken in Wiedensahl sollte das Abendmahl gebracht werden. Der Pastor sagte dem Küster, er sollte nur vorangehen; er, der Pastor, würde gleich nachkommen. Als der Küster nun auf dem Wege war, begegnete ihm der Pastor schon, als käme er von dem Kranken zurück. Der Küster sah es ganz genau: es war sein Schimmel und sein Mantel, und lautlos ritt der Pastor an ihm vorüber. Dem Küster ging ein Schauer über den Rücken, doch er ging



weiter zu dem Kranken. Da kam der Pastor auch bald hin, und sie gaben dem Kranken das heilige Abendmahl. Als sie dann weggingen, erzählte der Küster dem Pastor: an der und der Stelle wäre er ihm vorhin schon begegnet. Als sie an der Stelle waren, kam ihnen wieder der Reiter entgegen, dem Pastor sein Ebenbild. Da rief ihn der Pastor an: „Teufel, was tust du in meiner Gestalt?“ Sprach der Teufel: „Solange du den Mantel da trägst, der am heiligen Christabend genäht ist, solange habe ich auch Gewalt, in deiner Gestalt zu gehen.“ Da ritt der Pastor schnell nach Hause, machte ein Feuer und verbrannte den Mantel, und von der Zeit ab nahm er den Schneider immer ins Haus, dann wußte er, daß sein Zeug nicht an einem heiligen Tage gearbeitet wurde.

147. Des Teufels Gelächter.

Es ist noch nicht gar lange her, da trieben in Eberhausen bei Dransfeld eines Abends in der Spinnstube Knechte und Mägde allerlei Kurzweil miteinander, und wie nun das Gespräch auf dies und das kam, da hatte sich eine der Spinnerinnen, ein hübsches, junges Mädchen, das bisher still da-gesessen, ein gar seltsames Vergnügen ausgedacht. „Wi willt dat Uphängen mal verzeuken!“ sagte sie nämlich plötzlich, und als nun den Andern bei diesem Vorschlage doch ein Bißchen unheimlich wurde, da erbot sie sich, mit dem Uphängen bei sich selbst den Anfang zu machen. Gesagt, getan! Vorher aber ward ausgemacht, daß, wenn sie beim Hängen keinen Atem mehr schöpfen könne, so wolle sie pfeifen, und alsdann solle der Strick zugleich heruntergelassen werden. So wurde unter Lachen und Scherzen dem kühnen Mädchen der Strick lose um den Hals geschlungen, und das entseßliche Spiel begann. Da aber, als die Belustigung ihren Höhepunkt erreicht hatte und das Mädchen bereits bedenklich zu zappeln begann, tönte mit einem Male eine so liebliche Musik von außen in die Stube herein, daß die ganze Gesellschaft, von unwiderstehlicher Gewalt ergriffen, hinauseilte, um in Erfahrung zu bringen, von wo und wem die wundersamen Töne herrührten. Als jedoch alle draußen waren, verstummte plötzlich die Musik, und statt dessen erscholl ein gellendes, höhnisches Gelächter, das die erstaunt und verdußt Dastehen-



den mit Schrecken an die in der Stube Zurückgebliebene erinnerte. Sie eilten schleunigst wieder in das Zimmer zurück; drinnen aber war das aufgehängte Mädchen schon verschieden.

148. Der Kiepenkerl und der Teufel.

Ein uralter tief ausgefahrener Weg führt von Tostedt her quer durch die Nordheide, vorbei am Scheinberge und Falkenberge bei Neugraben, dann durchs Moor zur Elbe nach Moorburg. Dieser Weg wurde in früheren Jahrhunderten allgemein viel von Eier- und Hühneraufkäufern benutzt, die ihre Ware nach Hamburg zum Verkauf brachten; daher heißt er heute noch im Volksmunde „Küken- oder Heunerstieg.“ Diesen Weg benutzte eines Tages ein sogenannter „Kiepenkerl“. Beim Erhandeln seines Federviehes und der Eier war es sehr spät geworden, so daß er erst gegen Mitternacht bei hellem Mondenschein durch die Neugrabener Heide am Falkenberge vorbeikam. Der Mann wollte von Moorburg aus mit dem Schiff nach Hamburg fahren, um dort am anderen Morgen seine Eier zu verkaufen. Unterwegs rauchte er seine kurze Pfeife, die ihm ausging. Da er kein Feuerzeug bei sich führte, so wollte es das Glück, daß er, als er am Falkenberge vorbeikam, glühende Kohlen am Wege liegen sah. „Halt!“ dachte er, „da haben gestern die Schäfer ein Feuer gehabt. Das trifft sich gut. Hier kann ich endlich meine Pfeife wieder anstecken. Das trifft sich ja prächtig!“ Er klopft also seine Pfeife aus, stopft sie aufs neue mit Tabak und bückt sich, eine Kohle aufzunehmen. Kaum hat er diese erfaßt, so bekommt er einen heftigen Schlag in den Nacken, so daß er zur Erde taumelte. „Wat schall so'n Unsinn!“ ruft der erschrockene Mann aus und dreht sich um; aber kein Mensch ist zu sehen.

Er wundert sich nicht schlecht und geht bald seines Weges weiter durchs Moor nach der Elbe zu. Als er auf dem Schiffe seine Pfeife ausklopft, fallen mehrere blinkende Goldstücke heraus. Ganz erstaunt hebt er sie auf und beschaut sie nach allen Seiten hin. Er ist starr vor Verwunderung und grübelt ständig über seinen ihm in den Schoß gefallenem Schatz nach. Da fällt ihm das Kohlenfeuer am Falkenberge ein. Er hat in seiner Jugendzeit oft die Geschichte von den Schätzen gehört, die der Teufel dort bewachen soll. Schnell

bringt der Kiepenkerl am andern Morgen in Hamburg seine Eier und Hühner auf den Markt und eilt wieder heim, um möglichst rasch nach dem Falkenberge zu kommen. Hoffst er doch, dort weitere Schätze zu finden. Das Feuer ist zwar erloschen. Der Mann rührt mit seinem Stoc in der Asche, und richtig findet er noch einige Goldstücke. Es waren Schätze des Teufels, die dieser beim gestrigen Mondenschein an die Oberwelt gebracht und sich am Glanze derselben ergötzt hatte. In der Eile hatte er einige Stücke vergessen, die nun dem glücklichen Händler in die Hände fielen. Dieser machte mit dem Golde sein Glück, kaufte sich eine Hofstelle und brauchte von jetzt ab nicht mehr den sauren und fraglichen Weg durch die Heide anzutreten.

149. De Schaper unner de Egge.

Wer sik in der Faastnacht innen Holte unnerne Egge setten deit, kann allens seien, alle Gedierts, dei dorch dat Holt trekket, den König upp'n Wagen, wo de Fösse vorgaät, un allens, wat sik in der Nacht seien lät. Dat wuste en Schaper, un de wollte dat versöiken; hei ging innen Holte unnerne Egge sitten und leit dorch un sach allens, wat passire; ans nu de Späterü vorbiß was, wolle weer unner der Egge herut krepfen, avers hei sat faste. Do stund de Düvel bie öm un wiese de Täne. „Hast du nich en swart Schap?“, se he, „dat gif mi, denn kumste weer los.“ De Schaper bleif avers noch unner der Egge liggen, bet dat et Dach wort. Do keimen Lüde dorch't Holt gaan un seigen ön unner der Egge; ans se ön los maken wollen, do können se't nich. De Schaper sigte: „Haalt mi mien swart Schap, denn kann ik los koomen.“ Ans se öme dat Schap brachten, nam't de Düvel un ging ermit in de Luft, un de Schaper was nu weer los.

150. Der Teufel im Sumpf.

I.

Anweit Dassel, in einem grundlosen Meerpfuhl, der der bedessische oder bessische heißt, soll eine schöne und wohlklingende Glocke liegen, die der leibhaftige Teufel aus der Kirche zum Portenhagen dahin geführt hat und von der die alten Leute viel wunderbare Dinge erzählen. Sie ist von



launterem Golde, und der böse Feind brachte sie aus Kleid weg, damit sich die Menschen ihrer nicht mehr zum Gottesdienst bedienen können, weil sie besonders kräftig und heilig gewesen.

Ein Taucher erbot sich, hinabzufahren und sie mit Stricken zu fassen, dann sollten die Leute oben getrost ziehen und ihrer Glocke wieder mächtig werden. Allein er kam unverrichteter Sache heraus und sagte, daß unten in der Tiefe des Meerpfuhls eine grüne Wiese wäre, wo die Glocke auf einem Tische stehe und ein schwarzer Hund dabei läge, der nicht gestatten wolle, sie anzurühren. Auch habe sich daneben ein Meerweib ganz erschrecklich sehen und hören lassen, die gesagt, es wäre viel zu früh, diese Glocke von dannen zu holen.

Ein achtzigjähriger Mann erzählte von diesem Teufelsbad: Einen Sonnabend habe ein Bauer aus Leuthorst unfern des Pfuhls länger, als es Brauch gewesen, nachdem man schon zur Vesper geläutet, gepflügt und beides, Pferde und Jungen, mit Flüchen und Schlägen genötigt. Da sei ein großer, schwarzer und starker Gaul aus dem Wasser ans Land gestiegen. Der gottlose und tobende Bauer habe ihn genommen und in Teufels Namen vor die andern Pferde gespannt, in der Meinung, nicht eher Feierabend zu machen, bis der Acker herumgepflügt wäre. Der Junge hub an zu weinen und wollte lieber nach Haus, aber der Bauer fuhr ihn hart an. Da soll der schwarze Gaul frisch und gewaltig die armen, ausgemergelten Pferde mitsamt Pflug, Jung und Bauer in das grundlose Loch und Teufelsbad gezogen haben und nimmermehr von Menschen gesehen worden sein.

Wer den Teufel fordert, muß ihm auch Werk schaffen.

II.

An der Ostseite des Hamberges liegt ein kleiner runder Teich, Sinkelfoot genannt, dessen Ufer mit Schilf bewachsen sind. Schon durch seine Art und durch seine Lage am Berge wirkt er geheimnisvoll. Von ihm erzählt man: In Kniestedt lebte einst vor langen Jahren ein Gastwirt, der sich mit seinem Gewerbe schlecht und recht durch's Leben brachte. Da sein Herz aber nicht zufrieden sein wollte und sich nach Reichtum und Ansehen verzehrte, schloß er mit dem Gott-



seibeius in dunkler Nacht ein Bündnis, daß er ihm um den Preis seiner unsterblichen Seele das Heißbegehrte verschaffe. Der Teufel hielt getreu Wort. Aus dem Kleinen Gastwirt wurde ein großer Bauer, der weit und breit ob seines Reichthums in hohem Ansehen stand, obwohl ihn die Leute auch wiederum dieses Reichthums wegen mit scheelen Augen ansahen: denn manchmal riecht Geld doch, es stinkt wohl gar!

Als nun Zeit und Stunde gekommen, daß der Böse nach dem geschlossenen Pakt die unsterbliche Seele forderte, fuhr vor dem Hause des Bauern eine goldene Kutsche mit sechs schwarzen Pferden bespannt in scharfem Trabe vor. Kaum war der Bauer mit Zittern und Zagen eingestiegen, als die Kutsche mit feurigen Rädern dem Hamberg zuraste und auf Nimmerwiedersehn im Sinkelfoot verschwand.

Lange Jahre nach dieser schrecklichen Begebenheit hat sich ein Bauer aus Kniestedt ein Herz gefaßt und sich bei einbrechender Nacht auf einem Baume in der Nähe des Sinkelfoots verborgen, um zu sehen, ob sich allda nichts Absonderliches ereigne. Als nun der Wind vom Turm in Salzgitter den Klang der zwölften Stunde herüberwehte, ist aus dem Soot eine Gestalt gestiegen, die ihren Kopf in beiden Händen vor sich trug. Der Spuk ist unter Seufzen und Stöhnen nach Kniestedt zu gewandelt und allda im Nebel verschwunden.

151. De groote Warnesfeld.

Eis was de groote Warnesfeld of es in'n Holte spazeren gaan un hadde den Düwel seen, jüst as he unner eine dicke Eike in einer Wanne Goldstücke sünnete. Groote Warnesfeld hatte et nemlich oventluert, dat de Düwel düt meremale döe. Nu günt de groote Warnesfeld eines Maarens, äs et en vellen Dag weeren vul, hen un fleiede in eene groote Eike, hült sik stille darin, un äs nu wär de Düwel sine Goldstücke sünnete, schmeet he üm van hawen eenen Refenspennig in de Wanne, waar een Krüß up stünd. De Düwel konn nu dat Gold nig weer mit kriegen, un Warnesfeld lööt nu dat Geld na sinen Huse bringen.

Groote Warnesfeld was nu mit eenen Male een rieken Man woren; awer de Düwel hadde et sich achttert Wor schreewen und was üm siet der Tyt nietsche falsk tau. Groote Warnes-



feld günt noch faken weer in sinen Holte herümme, man de Düwel passede üm up, un as he weer noch eis up de Stäe kwam, waar he dat Geld kregen hadde, schmeet üm de Düwel van hawen een recht dicken Tang an de Beene, soo dat Warnefeld tytlevens een Kräpel bleew un nig meer gaanen konde.

152. Der Reherbruch.

Der Reherbruch, nicht weit vom Dorfe Reher im Amte Hameln, ist einst ein schönes Fruchtfeld gewesen. Heute ist es aber ganz mit Eichen bewachsen. Und das kam so:

Eine reiche Frau ist vor langer Zeit Besitzerin des Reherbruches gewesen, der damals ein herrliches Ackerfeld war. Niemand hat schönere Früchte gehabt und mehr eingeerntet, als diese Frau. Das hat aber auch seinen guten Grund gehabt, denn sie hatte mit dem Bösen ein Bündnis gemacht, daß er ihr die Feldflur beackerte, das beste Saatkorn säte und die reichsten Ernten bewerkstelligte. So hat das lange Zeit gedauert. Nun ist aber auch der Tag gekommen, an dem der Böse dem abgeschlossenen Pakte zufolge die Seele der Frau verlangen konnte. Der Teufel ist also an diesem Tage gekommen, hat der Frau das Papier, das sie mit ihrem eigenen Blute unterzeichnet gehabt hat, vor Augen gehalten und zu ihr gesagt: „Kennst du dies?“ „Jawohl,“ hat die Frau erwidert, „es ist unser Kontrakt, du hast ihn gut erfüllt.“ „Nun,“ hat der Teufel gelacht, „du sollst ihn jetzt auch erfüllen.“ „Gewiß, ich will mich dessen nicht weigern, aber schenk mir noch einige Frist. Was liegt dir an einem Jahr früher oder später? Erlaube mir, daß ich meine Feldflur noch einmal besäen darf. Wenn wieder auf meinem Lande die Garben stehen, dann bin ich unwiderruflich dein.“ „Gut,“ hat der Teufel erwidert. „Ich will aber diesmal selbst säen.“ „Nun ja, mach es, wie du willst.“ Damit ist der Böse fortgegangen. Die schlaue Frau ist aber deshalb bei der Ankunft des Teufels so ruhig gewesen, weil sie längst ausgesonnen gehabt hat, wie sie ihn überlisten wollte. Sie ließ die Felder nicht mit Frucht besäen, sondern hat Eicheln als Samen benutzt. Die sind denn auch gar lustig aufgegangen. Als nun der Teufel zur Zeit der Garben wieder gekommen ist, um sich die Seele der Frau zu holen, hat er bald gesehen, daß



er schmähslich überlistet worden ist. Die Frau sagte lachend: „Du hast verloren, lieber Freund — siehst du die Garben auf meinen Feldern?“ Da hat der Teufel wütend den Pakt zerrissen und ist abgefahren.

Seit jener Zeit stehen und wachsen die Eichen im Reherbruche.

153. Das Schautenselkrenz.

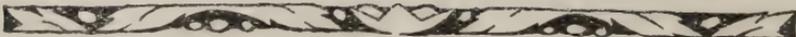
Ein in Not geratener Schuster aus Hildesheim hat den Teufel um Hilfe und versprach ihm seine Seele für die Unterstützung. Der Satan gab ihm einen großen Schatz an Gold zur Aufbewahrung: wenn der Schuster den Reichtum ein Jahr lang aufheben wolle, ohne ihn anzugreifen, dürfe er ihn behalten. Der Arme hungerte mit den Seinen weiter und widerstand siegreich der Versuchung, von dem Schatz zu zehren. Damit ihm das Ausharren leichter werde, ließ er aus dem Golde ein Kreuz anfertigen. Nach Ablauf des Jahres kam der Böse wieder und fragte, was der Schuster mit dem Golde gemacht habe. „Schau, Teufel, dieses Kreuz!“, rief dieser, und unter Zurücklassung des Schatzes fuhr der Höllenfürst von dannen.

Noch heute steht an der Ecke des alten Marktes das Schautenselkrenz, ein Denkstein, der eine vor einem Kreuze knieende Figur zeigt, zur Erinnerung an die Geschichte.

154. De Bur un de Düfel.

'n Bur harr den Düfel to Hülp' ropen, un se güngen mitnanner 'n Verdragg in. De Bur word' rief un kunn fördern, wat he wull, de Düfel muß hüm 't schaffen. De Düfel schull de Bur sien Seel' tokamen, wenn he alls utrichtde, wat de Bur verlangen dee.

De Bur förderd in't erste nix bosen Maten, un de Düfel was d'r heel nich recht mit tofrä, dat't nich mehr was, un plagd hüm, he schull hüm wat sturders to doon gäsen. Do verlangt de Bur in een Nacht 'n neß Plaatz. D'anner Mörge stunn de ook all. De Bur verlangd' löstbarer Pärð, as d' König harr. D' anner Dag wassen s' d'r. All, wat he man bedenken kunn, muß d' Düfel hüm bibringen, un up't Iest wuß he wareintig nix mehr, un de Düfel stunn achter hüm to guifeln. De Bur leep up un dal in d' Kammer un



fööde d'r all wat Liefknipen bi. Miteens leet he een van achtern striken, dat't so knallde, un sä spöttst an den Düfel: „Dar schla mi'n Knütt in!“ Do isz de Düfel d'r achter an, un isz hen to van Dag' to noch nich weer kamen.

155. Zimmermanns Stiz.

Ein Zimmermann zu Werlte hatte mit dem Teufel einen Bund gemacht; als ihn der Satan nun endlich haben wollte, sagte er: Nein, erst müsse er ihm noch eine Botschaft ausrichten. Der Teufel war es zufrieden. Da ließ der Zimmermann einen Wind und befahl jenem, ihn zurückzubringen. Der Teufel lief nun als Wirbelwind hinterdrein und konnte ihn nicht einholen, so sehr er sich auch eilte; so läuft er bis auf den heutigen Tag. Daher kommt's denn auch, daß in Ostfriesland der Wirbelwind „Zimmermanns Stiz“ genannt wird.

156. Das Weingartenloch bei Miren.

Eine gute Stunde vor Lautenberg, unweit Miren, befindet sich eine Höhle, die im Volk den Namen „Das Weingartenloch“ führt. Das soll eine Schatzhöhle sein, und viele sind schon ausgezogen, in ihr Inneres einzudringen. Der Eingang zu ihr ist zwar gefährlich und der Raum eng, aber man darf sich dadurch nicht abschrecken lassen, sondern muß sich mit aller Anstrengung rück- und vorwärts hindurchwinden. Dann erweitert sich bald der Gang, man kommt in eine Art Kammer, in der der Teufel steht und den Ankömmling willkommen heißt, um ihn alsbald in einen großen, durch tausend flackernde Lichter prächtig erleuchteten Saal zu führen. In der Mitte des Saales steht ein Tisch, auf dem ein großes Buch aufgeschlagen liegt. Nachdem man sich etwas ausgeruht hat, wird man vom Teufel durch die schönsten Gemächer geführt, die mit Bergen von Gold und Silber angefüllt sind; davon darf man einstecken, so viel man will. Zum Schlusse muß man seinen Namen in das dicke Buch eintragen, das bedeutet, daß man seine Seele dem Teufel verschreibt. Dann erst darf man zurückkehren. Es sind schon viele ausgezogen, sich ihr Teil von den Schätzen des Teufels zu holen, aber keiner ist wiedergekommen.

157. Das Kartenspiel.

I.

In Scharmbeck (Dorf bei Winsen) steht een ganz ol Hus mit een grot Loek ien de Wand. An dat Loek hett de Düvel moekt. De Bur, den dat Hus freuher tohürt hett, hett jeden Obend mit sin Kobers Kortjens speelt, dor hett he son bannige Lust to hatt. Do is dor eenen Obend een frümnen Mann ober to kommen, hett sik bi de Burn an'n Tisch sett un biert, as wenn he dortohörn dä, is mit anfangen to Kortjen, as wenn dat so wesen müß. Em hett ober keeneen kuint. Und de Kirl hett jümmer gewinnen un hett ganz lästerlichen Snak an'n Dag geben. Den annern Obend kummt he wedder, fangt wedder mit an to truwen, snakt wedder son Krom un winnt wedder in en Törn un so elk Obend. Jümmer hett de Bur dacht: Au frogst du em, wat he for'n Vogel Bunt is un woneem hinhürt — wenn denn ober de Gast in de Dönse pett is, denn hett em dat vörn Harten stohn, un he hett't ne Klor kriegen kuint. Mol up'n Obend fallt Kleberesch ünnern Disch, un de Bur bückt sik un will ehr upkriegen, — to ward he wies, dat de Kirl een Peerdfoot hett, un schütt dreeduppelt tohoop, so verzogt he sik. He seggt ober noch nir un Kortjt wieder. As he noher mit sien Froo alleen is, vertillt he ehr dat mit den Peerdfoot. An de Froo seggt: „Dat is de Dübel, lot mi morgen man moken, ik will em woll räukern.“ Den annern Obend, as dat Kortjen wedder ien de Gangen is, steht se upp un slutt sinnig de Tör to, kriegt de Bibel ut't Schapp rut un fangt ganz hart an, Gotts Wort to lesen. De Dübel springt up, smitt de Kortjen dol un will ut de Dör rut, kann se ober ne open kriegen, de Froo lieft wieder, to sust he dwarft dör de Wand dör, un weg is he. To harrn se Rauh up'p Hoff. — De Dübel is ne wedderkommen, ober dat Loek ien de Wand is bleeben! Dat hebbt se ne dicht kriegen kuint: wenn se't Dogs tomürt harrn, nachts is't jümmer wedder open reeten. Se hebbt dor allerhand mit upstillt, Pastur und Hezenmeister sünd holt worden, ober de hebbt dat Loek oek ne dicht kregen. De Bur hett ne mihr ien dat Hus wohnen kuint. Dat ole Hus steht noch ien Scharmbeck, und dat grote Loek is noch to sehn.

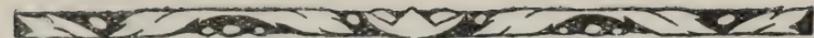


II.

In mond hellen Nächten soll der Teufel bei dem Jesterburger Blut- oder Herenstein sein Wesen getrieben und schon manchmal einsame Wanderer erschreckt haben. So soll er einmal einem Schneiderlein und Dorfmusikanten, der als Kartenspieler und Kartenkünstler in weiten Kreisen bekannt war, begegnet sein und mit diesem auf dem Runenstein zu Seppensen ein lustiges Kartenspiel begonnen haben. Der Schneider blieb Sieger und erhielt als Gewinn einen großen Beutel voll Gold. Das Spiel mit dem Satan hatte ihn aber derart erregt, daß das Schneiderlein gelobte, von jetzt ab des Teufels Gebetbuch nicht wieder anzurühren. Es hielt seinen Schwur. Der Dorfmusikant wanderte fort von der Stätte des Teufelsteins und wurde ein glücklicher, wohlhabender und zufriedener Handwerksmeister.

158. Der Kieselstein bei Melle.

Vor vielen hundert Jahren lebte in Osnabrück ein Mann, der gar sehr schlecht und gottlos war. Anstatt daß er in die Kirche ging, saß er mit seinen Brüdern im Weinkeller und zechte auf Gottes Gnade und Barmherzigkeit. Selbst wenn er einmal in der Kirche war, was selten geschah, so hatte er in der Tasche eine Weinflasche, stellte sich auch eigens in eine Ecke, wo er sie ungehindert leeren konnte, und betrachtete im Stillen, anstatt die Leiden Christi zu betrachten, ob der Wein eigentlich gut am letzten Abend geschmeckt habe. Ein gar sonderlicher Mann war es. Jahre vergingen so in Saus und Braus; sein Leib blühte wie eine Rose, aber seine Seele litt gar fürchterlich unter dem Drucke des Satans. Da ward der Geselle krank und wünschte mit seinem Herrgott ins Reine zu kommen und in Frömmigkeit zu sterben; er ließ einen Pater kommen und hörte sich an, was er ihm zu sagen wußte, aber zwischenhinein mußte er immer wieder an seine vielen Streiche denken und lachte hellauf. So starb er, halb Gott, halb dem Teufel ergeben. Da man nun nicht wußte, wem seine Seele gehören sollte, verabredete sich der Teufel mit den Patres zu einer Beratung über die Seele des Gesellen, und es wurde beschlossen, der Teufel solle sie haben, falls es ihm gelänge, einen großen Stein, der vor dem Bürschen Tore lag, weder bei Tag noch bei Nacht nach Melle



zu bringen. Der Teufel nahm die Wette an. Am folgenden Morgen, als die Dämmerung hereinbrach, hob der Teufel den schweren Stein auf den Rücken und schleppte ihn gegen Melle. Schon war er der Feldmark von Melle sehr nahe gekommen. Keuchend schleppte er den Stein fort, den Blick unverwandt gegen Osten gerichtet, ob die Sonne noch nicht aufginge. Da — noch einen Schritt — er hatte den Grenzstein erreicht — da ging die Sonne auf. Der Teufel hatte verloren, und das hatten die Patres von vornherein gewußt. Mißmutig warf er den Stein ab und mied künftig die Gegend aus Ärger über die verlorene Wette.

In dem Steine aber hatte sich wegen seiner Schwere der ganze Rücken des Teufels abgedrückt, weshalb man auch bei Gottesgerichten einen Menschen, der für einen Hexenmeister erklärt war, mit dem Rücken in diese Höhlung passen ließ. Paßte er genau, so hatte er einen Rücken wie der Teufel, war folglich ein Teufel und wurde verurteilt; paßte er aber nicht, so wurde er freigesprochen.

Noch jetzt ist der Stein in der Gegend von Melle zu sehen. In der Mitte zeigt er einen mächtigen Riß, der soll von dem wuchtigen Wurf, mit dem ihn der Teufel zu Boden schleuderte, und von der Hitze, die der Satan ausgestrahlt, herrühren.

159. Wie ein Bauer den Teufel überlistete.

Es wohnte einmal zu Leer ein verschuldeter Bauer, der wollte eine Scheune bauen, hatte aber kein Geld. Wie er nun nicht ein noch aus wußte, rief er in seinem Ärger: „Da mag der Teufel helfen!“ Der war nun auch gleich zur Stelle und versprach dem Bauer, ihm eine Scheune bauen zu wollen. Dagegen müsse er ihm seine Seele verschreiben. Und sie machten einen Vertrag, daß der Bauer dem Teufel seine Seele geben wolle, wenn er ihm die Scheune vor dem ersten Hahnenschrei fertig und fertig liefere. Der Teufel ging noch in derselben Nacht ans Werk. Er schleppte viel Holz zusammen, auch die nötigen Steine und was sonst zum Bau gehörte, zimmerte und mauerte drauf los und war so eifrig bei der Arbeit, daß ihm der Schweiß am Leibe niederlief. Als er nun die letzte Wand einmauerte, da schlug der Bauer in die Hände und fing so natürlich an zu krähen wie ein wirk-



licher Hahn. Der Teufel aber lachte und sagte: „Du Tölpel, dein Krähen wird dir wenig nützen,“ und lachte immer noch über den Bauer, der klüger sein wollte als der Teufel. Wenn aber ein Hahn kräht, fangen die andern auch an. Daran hatte der Teufel nicht gedacht, aber der Bauer wußte das und krähte in einem fort, bis die Hähne auf seinem Hofe wach wurden und sogleich an zu krähen fingen. Da merkte der Teufel, daß er vom Bauer überlistet war, und wurde so wütend, daß er die gemauerte Wand wieder ausstieß. Diese aber wollte von der Zeit an nicht fest sitzen und fiel immer wieder heraus, so oft wie sie auch von neuem eingesetzt wurde. Der Teufel aber hatte sich unter dem Hohn- gelächter der Bauern schleunigst davongemacht.

160. Der Teufelsknüppel.

Die Knüppelbuche auf dem Ochsenberg ist in Göttingen allbekannt. Unter ihr hat der Teufel einst einen Korporal durchgeprügelt, weil dieser einem Mädchen die Treue gebrochen und ein anderes gefreit hatte. Der Korporal hatte sich nämlich verschworen, daß, wenn er die Treue jemals verletzen würde, der Teufel ihn durchprügeln solle; da hat ihn denn der Leibhaftige beim Wort genommen und ihn so geschlagen, daß er schließlich mit zerfetzten Kleidern und Gliedern davon lief, geraden Wegs zum Wirt nach Ochsenfeld; den Knüppel des Teufels hielt er noch in der Hand und rief immerzu: „Heute ist mein Hochzeitstag!“ Der Wirt hat ihn beruhigt und den Knüppel noch lange Jahre aufbewahrt.

161. Das Teufelsohrkissen.

Am Fuße des Schlosses Bentheim stehen einige sonderbare Felsen. Einer derselben ist oben flach, wie ein aufrechtstehender runder Pfahl; er wird Teufelsohrkissen genannt, weil der Teufel einmal darauf geschlafen habe. Die Spuren seines Ohres drückten sich in den Stein und sind noch sichtbar.

II. Von Hexen und Zauberern.

162. Walpurgisnacht.

Auf dem Wege von Langreder nach Leveste kommt man über einen Kreuzweg, auf dem ging es in der Nacht zum ersten Mai, in der die Hexen zu ihrer großen Walpurgisfeier



durch die Lüfte nach dem Blocksberge jagen, unheimlich zu, denn mit dem zwölften Glockenschlage kamen die Hexen der ganzen Gegend durch die Luft geritten und ließen sich auf diesem Kreuzwege nieder. Meist kamen sie auf Besen daher-
gesaust, manche aber hatten sich einen verspäteten Wanderer, der nicht gleich unter hochgerichteten Eggen Platz finden konnte, zwischen ihre Knie gezwängt und eilten auf seinem Rücken zur Versammlung. Wenn alle beisammen waren, begrüßten sie sich herzlich, lachten und tralallten, Platschten vom Teufel und begannen alsbald ihre wunderlichen Tänze und Sprünge. Die Leute von Langreder und Leveste hatten dann schon längst mit Kreide drei große Kreuze über Scheunenz-, Stall- und Haustüren gemalt, um die Hexen fernzuhalten, und man sann eifrig darüber nach, wie man das heillose Gesindel am besten loswerden könne.

Da kam einer auf den Gedanken, danach zu schießen. Gesagt, getan! Kaum hatte er in der nächsten Walpurgisnacht unbemerkt seinen Schuß über den Kreuzweg donnern lassen, so warf er auch schon sein Schießeißen fort und eilte, so schnell er konnte, ins Haus. Aber die Hexen folgten ihm, und einzig die drei Kreuze am Hause waren seine Rettung. Er lag schon im Bette und hatte sich längst das große geblünte Oberbett über den Kopf gezogen, da hörte er noch fortwährend das Vieh im Stalle ängstlich brüllen, und im Weinstocke an den Fenstern knisterte es unheimlich. Das dauerte bis ein Uhr; dann war es vorbei. Wie manche wissen wollen, sogar für immer.

165. Der Hexenritt.

In einer Mainacht versteckte sich ein Junge aus Wiedensahl hinter den Herd und sah zu, wie seine Wase den Besen salbte. Mit den Worten: „Awer Hagen un Tüne!“ ritt sie zur Türe hinaus. Der Junge macht alles nach, nur hat er nicht genau zugehört. Er sagt: „Dör Hagen un Tüne!“ und so kommt er ganz klaterig auf dem Blocksberge an, wo er sich in einem Gebüsch verkriecht. Die Hexen tanzen und trinken. Der Junge steckt sich heimlich ein Weinglas mit goldenem Fuß in die Tasche. Die Braut seines Veters ist ebenfalls da. Sie wird geschlachtet und aufgeessen. Der Junge nimmt eine Rippe weg, die fehlt nachher, als man



die Knochen sammelt. „Denn muß es auch ohne das gehen!“, hieß es, und das Mädchen wurde wieder lebendig gemacht trotz der fehlenden Rippe. Für die Rückreise kriegte jeder ein Tier zum Reiten. Der Junge kam auch herzu. „Junge, Junge,“ sagte seine Wase, „wie willst du wieder nach Hause kommen? Was zuletzt stehen bleibt, da setze dich drauf; aber kein Wort darfst du sprechen.“ Es war ein jähriges Kalb, was er kriegte. Unterwegs sprang es mit einem einzigen Satz über einen breiten Strom. „Das war'n Satz für ein jähriges Kalb!“, rief der Junge. In demselben Augenblick lag er auch schon unten auf der Erde. Sein schönes Glas war nur noch ein alter Pferdehuf, und sechs Wochen mußte er marschieren, bis er wieder zurück in die Heimat kam.

164. Spuk im Walde.

Wenn man den Fußweg von Esens nach Werdum geht, kommt man durch mehrere Stücklande, die man dort „Hammen“ nennt. In einem dieser Hammen wurde mal eine Hexenmahlzeit gehalten. Wie lange das her ist, kann man nicht genau angeben, doch ist wohl schon manchmal darnach der Wind über die Stoppeln gegangen. Vor fünfzig Jahren oder schon darüber wurde diese Geschichte von alten Leuten in Werdum erzählt, und die mochten sie wohl auch nicht selbst erlebt haben.

An einem dunkeln Abend geht ein Bauer aus der Gegend von Werdum den Weg von Esens nach Hause; er mag zur Hälfte des Weges gekommen sein, da sieht er in einem Hamm, den er durchkreuzen muß, eine Helle wie von tausend Kerzen. Er traut seinen Augen nicht; überall ist es stockfinster, nur dort die blendende Helle. Er will zurück nach der Stadt, da sieht er zwei Gestalten auf sich zukommen, in denen er bei näherem Zusehen zwei Nachbarfrauen erkennt. Die nehmen ihn beim Arm und ziehen ihn über die Kampe ins Land, immer weiter fort, bis da, wo offene Tafel auf dem Rasen gehalten wird. Eine große Gesellschaft ist da vereinigt; die Frauen kennt er fast alle, nur die andern kann er nicht recht erkennen: es scheinen Männer zu sein und doch wieder nicht. Er wird genötigt mitzuessen; die Speisen sind ihm unbekannt und ekeln ihn an, daß ihm übel wird. Da ruft er in



seiner Herzensangst: „Das ist ja alles ganz gut und schön, aber das Salz fehlt!“ — und fort ist der Spul, und er sitzt allein mitten im Hamm im Finstern.

165. Die Hexen von Visquard.

Die Mäher von Visquard schlugen früher, wenn sie aufs Feld gingen, ein Zelt auf und richteten sich dort wohnlich ein. Einst erschienen in der Nacht zwei Jüffers und ritten um das Zelt herum. Bevor sie fortgingen, verscharrten sie etwas in der Nähe des Zelttes. Als nun die Mäher am nächsten Morgen zuschauten, fanden sie einige Kuhrippen. In der folgenden Nacht kamen die Hexen wieder, fanden aber die vergrabenen Rippen nicht mehr und riefen: „Klipp, Klapp, Bottermoll, wor büßt?“ Sie verschwanden und kehrten nie wieder.

166. Die Katzen am heiligen Abend.

Mein Großvater, erzählt ein junger Mann aus Obhusener Hamrich bei Emden, war ein leidenschaftlicher Entenjäger. Nicht weit von seinem Hofe lag ein großes Moor („Meer“), das ihm reichliche Gelegenheit zur Jagd gab. Er fronte seiner Leidenschaft in jeder freien Minute, ja, einmal konnte er sich auch am heiligen Abend nicht bezwingen, nahm seine Flinte aus der Ecke und ging ans Meer, um auf Enten zu paffen. Als er nach einigen Stunden mit gefüllter Jagdtasche zurückkam, sah er auf seinem Hofe sieben große Katzen, die da herumsprangen; bei seinem Herankommen stöberten sie in wilder Flucht auseinander. Mein Großvater ergriff rasch die Flinte und schoß dazwischen, aber die Katzen waren plötzlich verschwunden, und so ging er ins Haus und hatte das ganze Erlebnis schnell vergessen. Am andern Morgen liefen im Dorfe sieben alte Weiber mit verbundenen Gliedmaßen herum, und da wußte es denn mein Großvater, was die Katzen im Hof zu bedeuten gehabt hatten.

167. Der Hexentrunf.

Ein Müller aus Hage in Ostfriesland kam einmal an einer Stelle vorüber, an der Hexen tanzten, die traten zu ihm heran und gaben ihm aus einem silbernen Halbkrug



zu trinken. Er aber nahm den Krug, goß das Getränk dem Pferde zwischen den Ohren durch und ritt schleunigst mit seiner Beute davon. Die Hegen eilten ihm zwar nach, konnten ihm aber nichts anhaben. Daher hat man in der Gegend noch das Sprichwort: „Proßt Jan Müller ut en sülvörn Halskroos!“

168. Die Hegenbrücken.

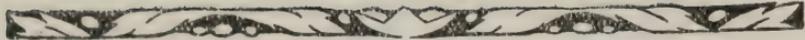
Die Wende und der Hagen sind zwei Hölzer bei Harpstedt, die durch ihren Reichtum an Vießbeeren bekannt sind. Mitten durch sie hindurch geht ein künstlicher schnurgerader Graben, den im letzten Jahrhundert zu Zeiten einer Hungersnot die Regierung zur Moorentwässerung angelegt haben soll. Die Brücken, die über diesen Graben führen, heißen alle ohne Ausnahme Hegenbrücken, und man glaubt, daß unter jeder oder in jeder sich eine Hege verborgen halte. Man vermeidet es daher, aufrecht über eine solche Brücke zu gehen, sondern kriecht darüber, vornehmlich beim Beeren suchen; läßt man die Vorsicht außer Acht, so kommt die Hege, packt den Eimer und schüttet die Beeren aus. Um sie zu versöhnen und ihren Zorn von vornherein zu beschwichtigen, legt man wohl einige Vießbeeren auf die Brücke als Geschenk. Findet man auf der Hegenbrücke Vießbeeren, so meint man, die Hege habe sie dort hingelegt.

169. Hege Anneke.

Mal war eine Hege, die melkte an einem hölzernen Ständernagel in ihrer Küche des Nachbars Küche aus. Sie tat immer sehr fromm; wie das Gericht sie abholte, sang sie gerade ein geistliches Lied. Man warf sie zur Probe in die Weser. Da kam ein Rabe geflogen und brachte ihr eine Nähnadel statt der Eisenstange, die ihr der Teufel versprochen hatte. Die Hege schwamm. Als der Schinder sie wieder wegfuhr, rief der Kerl, der sie angezeigt hatte: „Na, Anneke, wie gefiel dir das Bad?“ Für das Wort mußte er drei Tage sitzen.

170. Das Kind als Hege.

Es war einmal in der Gegend von Peine ein frommer lutherischer Pastor, der hatte ein achtjähriges, hübsches Töchterchen, das von seiner boshafsten Base das Mäuse- und



fliegenmachen gelernt hatte. In seiner Unschuld freute sich das Kind über die neue Kunst und machte vor den Augen seines Vaters ein halbes Duzend Mäuse. Da raufte sich der verzweifelte Mann das Haar und weinte bitterlich, denn nun mußte er das Kind verlieren. Man setzte es in eine Wanne und ließ es tothbluten.

Als das Kind nun starb, lag der Vater in seiner Stube auf den Knien, betete laut zu Gott und flehte ihn an, daß er nun doch wenigstens die Seele des Kindes zu Gnaden annehmen möchte. Wie nun der arme Mann eben das Amen gesprochen hatte, flatterte ein großer Rabe auf einen hohen Baum, der vor des Pastors Fenster stand, und rief, daß es allen, die es hörten, durch Mark und Bein ging: „Gott verschworen, auf ewig verloren!“

171. Der Jesteburger Hergenstein.

Der Waldhüter in den Lohbergen hat einmal eine junge, hübsche Tochter gehabt, die in einen Offizier, der dort zufällig einquartiert gewesen ist, verliebt gewesen. Der Waldwärter glaubte, der Soldat wolle seine Tochter nur verführen. Er schickte sie deshalb nach Hamburg in Dienst beim Bürgermeister. Dort faßte ein alter Diener eine große Zuneigung zu dem Mädchen. Seine Liebeswerbungen wurden aber schroff abgewiesen. Aus Gram darüber erschöpfte sich der Diener, und das Waldwärterkind wurde als Schuldige angesehen. Man glaubte, das rothhaarige Mädchen sei eine Hexe. Es wurde als solche angeklagt und auf die Folter gespannt. Unter schrecklichen Qualen bekannte es, daß es sich beim Hergenstein in den Lohbergen verschrieben habe. Die Folge war, daß das Mädchen öffentlich als Hexe verbrannt wurde. So geschehen in Hamburg im Jahre 1661.

172. Die Hergen von der Rumpeshorst.

Einstmals mußten die Bauersleute auf der Rumpeshorst bei Wittlage vor einer Anzahl Katzen, von denen sie überfallen wurden, flüchten. Ein Bauer aus dem nahen Dorfe erbot sich, sie zu bannen. Er ging nach dem Hause, machte um die Herdstelle einen Kreis mit Kreide und setzte sich in diesem an dem großen Kessel nieder, um Wasser zu kochen. Die Katzen kamen neugierig herbei, konnten aber nicht in



den Kreis kommen. Die erste lud der Bauer mit den Worten ein: „Lieb Käthlein, setz dich hier!“ Diese sagte unter vielen wunderlichen Verbeugungen zu einer anderen Katze:

„Lieb Käthlein, setz dich hier,
spricht Heinrich Volbert zu mir“

und setzte sich in den Kreis. Als diese Einladung so bis an die letzte Katze gekommen war und sie alle um den Kreis herum saßen, kochte auch das Wasser; der Bauer schöpfte tief aus und begoß die Tiere, die heulend davonsflohen. Am andern Morgen hatten fast alle alten Weiber im Dorfe Brandwunden.

175. Dr. Faust im Wurstener Lande.

Nachdem Dr. Faust seinen Pakt mit dem Bösen geschlossen und als ein großer Landfahrer in andern Gegenden des deutschen Reiches allerlei Wunder und Zauberei getrieben, hat er zuletzt im Wurstener Lande eine Zeitlang mitten unter den Friesen gewohnt und wie die übrigen in einem schönen Bauernhof auf einer Wurt gegessen. Dort hat dann auch sein abenteuerlicher Lebenswandel ein Ende mit Schrecken genommen.

Von den mancherlei Wünschen und Begehren, die Faust in anderen Ländern an den Teufel richtete, sind im Lande Wursten nur zwei bekannt: erstlich, daß der Teufel dem Doktor Faust zu jeder Jahreszeit, auch mitten im Winter, reife Kirschen schaffen müsse, und ferner, daß, so oft er reise, stets unter seinem Wagen und Pferdehufen sich ein fester und ebener Weg befinden solle.

In dem Hause, in dem Dr. Faust gewohnt hat, war lange Zeit ein Loch in der Mauer sichtbar, das nicht zugemauert werden konnte: da war der Teufel hindurchgefahren, als er Dr. Faust geholt hat. Daneben war ein großer Blutsfleck zu sehen, der nicht abgewaschen und nicht überpinselt werden konnte. Erst vor etwa hundert Jahren soll beides verschwunden sein.

176. Der Hühnerkönig von Hildesheim.

Vor uralten Zeiten ist einmal eine ganz wunderbare Geschichte in Hildesheim passiert, und noch heute weiß niemand, was er eigentlich dazu sagen soll. Da wohnte auf



dem alten Markte in einem haufälligen Hinterhause seit Menschengedenken ein Mann, von dem man nicht wußte: Wer bist du und was machst du? Er ging selten aus und hatte selbst für die nächsten Nachbarn kein anderes Wort übrig als „guten Tag“ und „guten Weg.“ Wollte ihn einmal jemand fragen, wer eigentlich seine „Hühner und Gänse“ (Verwandte) wären, wo ihm die Bademutter das erste Bad gegeben und womit er den Tag hinbrächte, so wurde er grob und brummte in den Bart, das gehe keinen etwas an, jeder solle vor seiner Tür kehren.

Damit kam er auch durch; denn die Polizei fragte auch nicht: Woher und wohin? — Warum? Weil es damals noch keine gab. Wer ruhig seine Straße ging und keinem etwas in den Weg legte, mochte er von Burtehude oder aus dem „Putjahrlande“ gekommen sein, das war den Herren auf dem Rathhause einerlei. Auch hatten sie damals noch mehr zu tun, als sich um den alten „Stakettenslicker“ zu kümmern; denn schwere Kriegsläufe hatten Stadt und Rat in Schuld und Ungeduld gebracht, und wenn man glaubte, es sei endlich Frieden, so wimmelte es wieder auf dem Galgenberge und auf dem Krehla von fremdem Fuß- und Pferdevolk, welches die Stadt mit Sengen und Brennen bedrohte, so daß der Not kein Ende abzusehen war. Endlich legte sich der Feind gar dicht vor die Wälle und ließ niemand in die Stadt als Hans Hunger, und der ward denn auch bald allersorts Küchenmeister und quälte die Leute gottserbärmlich.

Als nun die Hungersnot aufs höchste gestiegen war, ließ der Rat austrommeln, daß niemand bei Hals und Hand heimlich für sich Lebensmittel bewahren solle; was ein jeder von Vorräten habe, solle er aufs Rathhaus bringen, damit es zu gleichen Teilen gehe. Als nun das Ratsgebot auch auf dem alten Markte ausgetrommelt wurde und die armen Leute weinten und jammerten ob der Not, stellte sich der alte Stakettenslicker mitten auf die Straße, stemmte die dünnen Arme in die Seiten und lachte, daß ihm die Augen übergingen. Da wurden die Leute bitterböse und schalteten und bedrohten den herzlosen Kerl, weil er bei solchen Wehtagen noch lachen könne. Doch der Alte meinte: „Warum soll ich euch dumme Teufel denn nicht auslachen? Ihr jammert um einen Brocken Brot, und die Hühner und Hähne

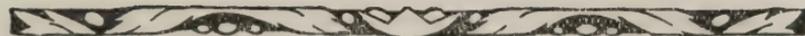


sitzen zu Hunderten über euch auf den Dächern, schütteln die Köpfe und wundern sich, daß ihr sie ungerupft und ungebraten laßt!“

Da guckten die wolfshungrigen Leute wohl nach den Dächern: als sie aber dort nur zwitschernde Sperlinge sitzen sahen — denn Sperlinge hat es allezeit in Hildesheim noch mehr gegeben als in Ulm — wurden sie ganz wild über den Spott und wollten den alten Bösewicht steinigen. Kaum aber hatte ein Schusterjunge den ersten Stein gehoben, als der alte laut aufschrie: „Kückerückkückerück, komet alle beu meß!“ Und kaum war das Wort gesprochen, so erhoben sich alle Sperlinge der Stadt gleich einer finsternen Wolke über den Dächern und stürzten als tausend und abertausend kolternde und gackernde, wohlgewachsene Hühner und Hähne in die Straßen herab; denn sie waren so fett, daß sie sich nicht in der Luft halten konnten. Hei, da ging's an ein Greifen und Halsumdrehen und später an ein Kochen und Braten, als ob der Bürgermeister Hochzeit hielt, und an die Stelle des Jammers und der Wehetage traten lauter Lust- und Freudentage! Ja, die Bürger wurden übermütig, bestiegen vor den erstaunten Feinden die Wälle, tanzten und jubelten und warfen den Feind anstatt mit Steinen und Kugeln mit gebratenen Hühnern und Hähnen.

Als das der feindliche Feldhauptmann sah, sagte er zu seinen Leuten: „Kinners, de Düwel helpet den Hilmischen!“ Und kommandierte: „Rechtsum kehrt!“ Da zog das feindliche Fuß- und Pferdewolk unter dem Hohngelächter der Hildesheimischen ab und ließ die Stadt in Frieden.

Als noch alles jubelte, vergaß der wohlweise Rat doch seine Pflicht nicht und dachte den alten Stakettenflicker als den Erretter der Stadt reichlich zu belohnen, schickte also einen Bürgerboten nach dem alten Markte und ließ den Hühnerkönig nach dem Rathause entbieten. Der aber sagte zum Bürgerboten, wenn der Rat etwas von ihm wolle, so möchte er oben auf den Jakobsturm kommen. Und wie sich der Bürgerbote noch entsetzte ob der groben Antwort — da ging's: „Kückerückü, kückerück!“ und da flog der Alte als ein großer Hahn zum Fenster hinaus und über die halbe Stadt weg bis oben auf die Spitze des Jakobsturms.



Als das nun stadtkundig wurde und man den großen Hahn oben auf der Turmspitze wirklich sitzen sah, kreuzten und segneten sich die Leute; denn nun wußte man, daß der alte Stakettenflücker entweder der Böse selbst oder doch wenigstens einer seiner Hauptgesellen, das heißt ein ganz ver-teufelter Heyenmeister sein müsse. Da bekümmerte sich der Rat sehr, daß er einen solchen Höllenbrand nicht hatte aufs Feuer setzen lassen, und der Bürgermeister rief, die Faust schüttelnd, zum Turme hinauf: „Härrn wen deck, sau brennen wen deck!“ Der große Hahn aber lachte höhnisch, schlug mächtig mit den Flügeln und krächte, daß die ganze Stadt erdröhnte: „Kückerückü, Kückerück, brennet en ohlen — Dreck!“ Und damit flog er auf Nimmerwiedersehen auf und davon und hinterließ dem Rat und der Gemeinde ein Andenken, wie es wohl der Böse selbst zu hinterlassen pflegt, wenn er ausfährt.

Zum ewigen Andenken der wunderbaren Begebenheit ließ aber der Rat damals lauter Hähne auf die Turmspitzen setzen, die mußten die Gelbgießer gerade so groß machen, wie jener Höllenhahn gewesen war.

175. Oberst Sprengepyl.

Als im Dreißigjährigen Kriege des Kaisers Scharen kreuz und quer durch Niedersachsen streiften, hauste in Vechta der kaiserliche Oberst Sprengepyl, wie's ihm gefiel, und kümmerte sich wenig um Furcht und Haß der Bewohner. Er war ein roher und gewalttätiger Mann, und was das Schlimmste war: Er stand mit dem Teufel im Bunde!

Das hat sich einmal gezeigt, als er in Kriegsnot war. Ein starker Trupp Schweden kam nach Vechta, um ihn fortzutreiben, aber er war auf Bente ausgezogen, und die Schweden fanden nur ein leeres Nest. Da ließen sie sich's nun gut sein, aßen und tranken, was das Zeug halten wollte, und machten sich dann wieder auf, den Sprengepyl zu fassen. Und richtig glückte es der Vorhut, den kaiserlichen Obersten an einem Bache bei der Mittagsrast zu beobachten, sie gab das Erspähte weiter, im Geschwindschritt rückte die Hauptmacht an — aber da war kein Sprengepyl mehr zu sehen. Statt dessen standen am Bach viele Birkenbäume nebeneinander, die die Vorhut vorher nicht gesehen haben wollte.



Da stiegen die Schweden mißmutig ab, machten eine kurze Rast und schlugen dabei an den Birken ihr Wasser ab; dann ritten sie weiter. Kaum waren sie fort, da standen die Sprengepyller wieder da, aber die mußten zunächst mal ihre Stiefel ausgießen, denn die standen bis obenhin voll Wasser.

176. Der wunderbare Fischfänger.

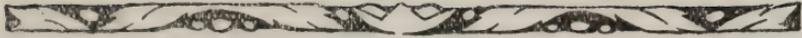
Der Probst Ulrichus von Buztehude (1245) hatte einen Diener Geverhardus, der nach Belieben in den Strudel des Flusses Eschede hinabstieg, so daß er nicht mehr gesehen wurde. Wenn er dann nach einer langen Stunde zurückkehrte, brachte er große Fische mit sich, fast drei Hände lang, einen in jeder Hand und einen dritten im Munde. Oft sprang er aus dem Badezimmer heraus ins Wasser und brachte seinem Herrn Fische in die Stube mit.

177. Der Freischütz.

In der Gegend von Hildesheim ist ein alter Förster gewesen, der hat, was er auch aufs Korn genommen, nie gefehlt. Nun hat er einen Burschen gehabt, der hat auch gern nie fehlende Schüsse haben mögen, drum hat er den Alten gebeten, er möge es ihn lehren. Dazu hat sich der Förster bereit erklärt und hat ihm gesagt, wenn er das nächste Mal zum Abendmahl gehe, solle er die Oblate nicht hinunterschlucken, sondern unbemerkt aus dem Munde nehmen und einstecken. So hat er denn auch getan, und als er aus der Kirche heimgekehrt ist, ist er mit dem Förster nach dem Walde gegangen, wo dieser die Oblate an einen Baumstamm genagelt und den Burschen geheißsen hat, seine Flinte darauf anzulegen. Der nimmt die Büchse, aber wie er eben anlegt, sieht er unsern Herrn Christus am Baume stehen, so daß ihm die Büchse fast aus der Hand fällt und er nicht wieder hat schießen mögen. Doch der Alte hat ihn gescholten, er sei ein feiger, einfältiger Geselle, darum hat er noch einmal angelegt, hat losgedrückt, und die Oblate ist von der Kugel mitten durchbohrt worden und ganz blutig gewesen; seit der Zeit aber hat er nie wieder seines Zieles gefehlt.

178. Die Prophezeiung der Zigeuner.

Zu Visbek waren einst Zigeuner bei einem Bauern über Nacht, und gerade in dieser Nacht wurde dem Bauern ein Kind geboren. So wie die Zigeuner nun hörten, daß die



Zeit da sei, standen sie von ihrem Lager auf, sahen draußen nach den Sternen und riefen dann, sie sollten das Kind noch einige Minuten aufhalten, es sei gerade eine schlechte Zeit. Das Kind aber ließ sich nicht halten, es trat ans Licht und war ein gesunder Knabe. Da fragte der Bauer, was denn dem Kinde Unglückliches widerfahren werde. Die Zigeuner antworteten, dieser Knabe werde einst aufgehängt. Die Eltern entsetzten sich vor dieser Prophezeiung und ließen den Knaben, als er aus der Schule war, Theologie studieren, denn, dachten sie, als Geistlicher werde er doch sicher nicht den verkehrten Weg gehen. Und damit er als Geistlicher auch leben könne, stifteten sie die Vikarie St. Anna und begabten sie mit vielen guten Ländereien. Der Sohn verwaltete die Vikarie längere Zeit ohne Tadel; eines Morgens aber, als er aus der Kirche kam, wo er die Messe gelesen hatte, stieg er auf den Boden, und als er nicht wieder kam, suchte man nach und fand ihn auf dem Boden in einer Ecke, wo er sich mit einem Stück Garn erhängt hatte. Und so ist aller Vorsicht ungeachtet die Vorhersagung doch in Erfüllung gegangen. Der Selbstmörder soll noch jetzt zur Nachtzeit ohne Kopf im Pfarrgarten umgehen.

III. Schatzsagen.

179. Das Schatzfeuer.

In den sechs Äckern, einem Walde bei Gandesbergen (Kreis Hoya), sieht ein Junge, der nachts von zwölf bis eins die Kühe hütet, ein Feuer. Er läuft ins Dorf, um Leute zum Löschen des Feuers zu holen, und kommt zu seinem Großvater. Dieser sagt ihm, daß es die goldene Säule sei, unter der ein Schatz liege. Sie sei alle hundert Jahre zu sehen. Als der Junge in den Wald zurückkommt, ist das Feuer verschwunden.

180. Der brennende Schatz von Hildesheim.

Auf dem Lambertikirchhofe zu Hildesheim liegt ein Schatz vergraben, der brennt alle 99 Jahre in der Christnacht. Wer ihn brennen sehen will, muß mit einem kohlschwarzen Huhn dreimal um die Kirche gehen und nicht bange werden. Ist er zum dritten Male herumgekommen,



so schlagen die Flammen lichterloh aus der Erde; dann muß man das Huhn in Teufels Namen in die Flammen werfen.

Vor 99 Jahren hat einmal eine beherzte Frau aus der Knollenstraße den Schatz heben wollen und ist in der Christnacht mit einem schwarzen Huhn zum Lambertikirchhof gegangen. Nachdem sie drei Vaterunser gebetet hatte, begann sie den Rundgang. Als sie zum ersten Male an die Ecke kam, wo die Sakristei ist, stand da ihr längst verstorbener Nachbar und sagte: „Guten Abend, Liesbeth, nimm mich mit! Mich friert's!“ „In Gottes Schoß ist es warm!“, sagte die Frau und ging mutig weiter. Da flogen blaue Funken von der Erde auf, unter der der Schatz lag. Nach Vollendung des zweiten Rundganges lag an der Ecke ein kohlschwarzer Hund mit glühenden Augen, der tat seinen Rachen auf und rief: „Nimm mich mit, mich friert's!“ „In der Hölle ist es heiß,“ antwortete die Frau und ging weiter. Da schlugen helle Flammen von der Stelle, wo der Schatz lag, in die Luft. Als die Frau nun zum dritten Male an die Sakristei kam, stand da der Teufel selbst und brüllte: „Nimm mich mit, nimm mich mit, sonst bist du mein!“ „Das Huhn ist dein!“, rief die Frau, lief auf die lodern den Schatzflammen zu und warf das Huhn in die Glut. Da war mit einem Schlag alles verschwunden, und es war stockfinstere Nacht wie zuvor. Die Frau kam ein Grausen an, und ohne sich weiter nach dem Schatz umzusehen, lief sie heim und ins Bett. Am andern Morgen gaderte es aus dem Hühnerwiehmen, und als sie ging, nachzuschauen, saß da ihr schwarzes Huhn auf dem Neste und hatte ein goldenes Ei gelegt. Nun fand die Frau jeden Morgen ein solches Goldei im Neste, ein ganzes Jahr lang, und wurde reicher, als sie sich's je geträumt hatte. Aber in der nächsten Christnacht hat der Teufel das schwarze Huhn geholt; da war der ganze Hühnerwiehmen voll Blut und Brandgeruch. Die Nachbarn konnten es nicht verstehen, weshalb die Frau so betrübt war, als ihr schwarzes Huhn vom III, wie sie meinten, geholt war.

181. Der Schatz am brennenden Busch.

In Barlissen bei Münden wohnt eine Familie, genannt „die Brambörger“, die zu den Wohlhabendsten der Gegend



gezählt werden. Der Reichtum rührt von einem Schatze her, den ein armer Schäfer, der Urgroßvater des jetzigen Besitzers, gehoben hat. Diesem träumte einst, unter einem Busche, den er genau kannte, liege ein Schatz, den ein beherzter Mensch heben könne. Er stand rasch auf, machte sich auf den Weg und fand den Busch in Flammen stehen; wie er aber näher hinsah, war das Feuer verloschen und der Busch stand unverfehrt. Nachdem er genau nachgesucht und mit dem Stoß erfolglos etwas gebohrt hatte, legte er sich verdrießlich wieder ins Bett. Nächste Nacht hatte er denselben Traum, erhob sich wieder und nahm jetzt seinen Spaten mit; neben dem Busch lag dieses Mal ein großer, schwarzer Hund, der ihn anflechte. Er machte sich drei Kreuze auf Stirn und Brust und begann neben dem Busch zu graben, während seine beiden großen Hunde sich zitternd an seine Beine drängten. Nach einigen Stichen beginnt der schwarze Hund zu knurren und sich wie zum Sprunge aufzurichten; der beherzte Schäfer nimmt den Spaten in die Linke und streichelt mit der Rechten den zottigen Kopf des Tieres. Dies wiederholt sich mehrmals; dann stößt der Spaten auf einen harten Gegenstand, daß Funken und Flammen dem Schäfer entgegensprühen und seine Augen fast blenden. Der Hund springt mit lautem Geheul empor und verschwindet. Der Schäfer aber hält nicht inne, sondern schaufelt eine eiserne Kiste frei, die er heraushebt und zum Schulmeister trägt. Der stellt fest, daß sie schwedische Goldmünzen enthalte, also wohl eine Kriegskasse sei. Nach wenigen Abzügen darf der Schäfer den Schatz behalten.

182. Die sieben Schatzgräber in der Grenzlerburg.

Daß in der Grenzlerburg gewaltige Schätze an Gold und Edelsteinen verborgen sind, weiß ein Jeder. Aber der Teufel wacht mit schmutzigem Geiz über diese Schätze und hat manchen kühnen Schatzgräber statt Reichtum stinkenden Unrat und Spott und Hohn ernten lassen. Denn an drei Bedingungen knüpft sich die Hebung des Goldes: Erstens darf man kein Wort reden, komme, was da kommen möge; zweitens muß einer der Schatzgräber unbedingt rote Haare haben, und drittens darf die Hebung des Schatzes nur um Mitternacht erfolgen.



Einst hatten sich in Salzgitter sieben verwegene Schuster-
gesellen mit dem roten Hanno, der bei Meister Brennecke
arbeitete, zusammengetan und hatten sich am Sonntag abend
nach dem Ballspiel auf dem Greif verschworen, in der näch-
sten Vollmondnacht den großen kupfernen Kessel im Turm
der Burg, der ganz mit Gold gefüllt ist, zu heben.

Die nächste Vollmondnacht findet die Sieben an der Ar-
beit. Schon ist der Kessel bloßgelegt, sodaß das Gold im
Mondenlicht zauberisch glänzt und die Herzen der Burschen
mit wilder Freude erfüllt. Da hüpfet der Kessel plötzlich ein
wenig in die Höhe, und unter ihm heraus tönt es mit
Grabesstimme: „Den Roten da, den will ich fräten!“ Der
aber vergißt die erste Bedingung, schlägt voller Wut mit
seiner Schaufel auf den hüpfenden Kessel und schreit: „Und
er will den wat“

Der Bann ist gebrochen, der Kessel mit dem Schatz ver-
schwunden, und auf den Teufel und den dummen roten
Hanno schimpfend, zieht die gesoppte Schar nach Hause.

185. Der Schatz in der Aue.

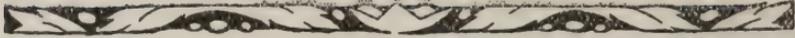
An dem Steierberge fließt das Flüsschen Aue vorüber,
in dem soll ein ganzes Schiff mit Geld angefüllt versunken
liegen, und ein großer schwarzer Hund soll dabei Wache
halten. Die Leute in Steierberg hat's einmal nach dem
Schatze verlangt, und sie haben deshalb einen Taucher
kommen lassen, um Gewißheit zu erhalten, ob auch wirk-
lich ein Schatz da unten sei. Der ist denn auch hinabgestiegen
in das Wasser und ist bald darauf mit einem ganzen Schnupf-
tuche voll Geld wieder heraufgekommen und hat erzählt,
daß es mit dem Schiffe seine Richtigkeit habe; es sei auch
bis an den Rand mit Geld angefüllt, aber oben drauf liege
ein schwarzer Hund. Man habe ihm zwar erlaubt, sein
Schnupftuch mit Geld zu füllen, ihm aber gesagt, zum
zweitenmale solle er nicht wiederkommen. Die Steierberger
sind jedoch solange in ihn gedrungen, bis er noch einmal
hinabgestiegen ist und abermals ein Schnupftuch voll Geld
mit heraufgebracht hat. Doch diesmal ist er unten noch viel
mehr verwarnt worden, ja nicht zum dritten Male zu
kommen. Nichtsdestoweniger hat er sich auch noch ein drittes



Mal bewegen lassen, hinabzusteigen; aber er ist nicht wieder-
gekommen. Sein Schnupftuch hat man nach langem Warten
zulezt aus der Tiefe des Wassers in die Höhe steigen sehen.

184. De güllen Weege.

Bi de Woltersbörger Möhl, an dat linke Gewer von de
Wipperau, dar stümm ins vör väle hundert Jahren en grote
Borg, da weer so'n Ritter in, den se den groten Wolter
heeten; annere seggt of, dat dat en Herr von Molken wör,
wat of am Enne woll to glöwen is. Na, Ikeväl, he harr
dar up de Woltersborg en grote Borg, en Slott so stark, as
man sich dat man utdenken kann. Dat Slott wör so'n rich-
tige Waterborg, mit breede Grawens, un up dat Eiland
stünnen höllsch schöne Eeken un Böken, so datt he dar moje
wahren könn. He harr en lüttje söte Froo un en Reege
fiene Kinner un harr so äverall nicks uttostahn. Sien Slott
dat wör väl feiner as anner Slöter von de Edellüt inn
ganzen Bodendiek, un wat dat feinste vun allen wör, dat
wör en ohl wunnervoll Arwstück, en güllen Weege, de keen
Minsch in de heele Umgegend upwiesen könn. De güllen
Weeg de harr mal ins een von de ohlen Ritters mitbröcht
ut de ohlen Krüztieden, un all sin Nakamen harrn dat Dings
höllschen in Ehr'n holen. So wör dat of mit usen Ritter
von de Woltersborg; he höll grote Stücken up sien güllen
Weeg, dar he as Kind all in weegt wör und dar of sine
Kinner, een ganze Reege, in slapen harrn. Awer sülwst
för de besten Minschen up'r Welt gifft dat nich jümmer
Fier- un Freedensdage. Sin Nawers, de annern Ritters in
de Umgegend, slimme Röwers, de em all darüm nich grön
wören, wiel he en goden Keerl wör, kreeg en Gelüsten na
de güllen Weeg, koppeln sich tosammen un tröcken vör de Wol-
tersborg. Use Ritter un sine Lue wehren sich höllsch, man
gegen en Backaben is slimm anjahren un gegen de Over-
macht slecht strieden. Upt lezte wunnen de Rowritters de
Borg, doch sünn de Ritter mit Froo un Kind eben noch Tied,
dörch en heemlichen Gang to flüchten. As de Röwers awer
sich nu öwer all de Kostbarkeiten von den verjagten Ritter
hermaken wollen un öwer de güllen Weeg herfüllen, da
geew dat up eemal en fürchterlichen Dönnerslag, dat Slott
stört tosammen, de Röwers kömen üm un de güllen Wunner-



weeg versinkt deep in de Eer, wo se noch liggt un up den Glücklichen luurt, de se ins mal sinnen deicht. Våle Lue hebbt dat woll all versöcht, den Schatz to hewen, man dat is jüm nich glückt. Vör langen, langen Jahren hett of mal en Schooster ut Lückau den Versöck maakt, in de Johannesnacht Klock Twölwen de güllen Weeg to beswören, man den annern Morgen hebbt se em dood up de Moltersborg sunnen; he wör ganz bruun un blau anloopen.

185. Die goldene Wiege in dem Forst Haake.

In einem Tannenhain am Rande der Haake bei Harburg befindet sich ein 5 Meter hohes und 46 Meter im Umfange messendes Hünengrab, das seit urdenklichen Zeiten im Volksmunde den Namen „Goldknäbel“ oder „Goldene Wiege“ trägt. An dieser Stätte hat einst eine große Räuberburg gestanden. Als man den Strauchrittern ihr Handwerk gelegt, hatten diese ihre Schätze vergraben, darunter auch eine aus purem Golde bestehende Wiege, die vom Teufel bewacht wurden. Nur drei Brüder, die sämtlich das Schneiderhandwerk erlernt und sich im Leben nie gezankt haben, können den Schatz in der Silvesternacht heben. Sie dürfen aber kein Wort auf ihrem Gange zum Zaubergrunde sprechen; denn der leiseste Ton läßt die Schätze wiederum verschwinden. Dann kann erst nach abermals hundert Jahren ein neuer Versuch gemacht werden, die Schätze auszugraben.

186. Die Schatzjungfrau von Celle.

Auf dem halbzerfallenen Wall der alten Burg Celle läßt sich in Mondscheinnächten eine weiße Jungfrau sehen, die geht händeringend auf und ab, und nur den, der auf sie zugeht, winkt sie zu sich heran; es hat aber noch niemand den Mut gehabt, mit ihr zu gehen, obgleich man meint, durch sie in den Besitz eines Schatzes gelangen zu können. Von der Hebung dieses Schatzes hängt ihre Erlösung ab.

Ein alter Schäfer hat eines Mittags auf dem Walle ein totes Pferd liegen sehen, das war mit goldenen Hufeisen beschlagen. Hätte er nun gleich seine Mücke oder sein Messer oder irgend einen andern ihm gehörigen Gegenstand auf den Kadaver geworfen, hätte er sich in pures Gold verwandelt, und er wäre ein steinreicher Mann geworden. Aber er hatte



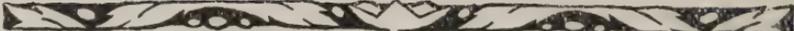
Furcht und ging vorüber, und als er nach einiger Zeit wiederkam, um das Versäumte gut zu machen, war das Pferd verschwunden.

Einige Venezianer, die zur Zeit des letzten Herzogs von Celle dort arbeiteten, waren geschickter im Schatzheben. Sie fanden bei ihren Grabungen im Walle eine goldene Wiege, mit der sie schleunigst die Rückreise in ihre Heimat antraten. Dem Fuhrmann, der die schwere Last in finsterner Nacht von Burg nach Celle schaffte, schenkten sie ein Bein von der Wiege als Fuhrlohn, der war Zeit seines Lebens ein reicher Mann.

187. Der Strumpelsberg.

Im Leinetal, dem Kirchdorfe Niedernstößen gegenüber, da, wo die Kleine Grindau in die Leine mündet, liegt am linken Ufer der Grindau der Strumpelsberg. Seine westliche Abdachung geht allmählich in die fruchtbare Leinemarsch über, während sein östlicher und nördlicher Abhang die Vermittlung bilden zwischen Heide und Marsch. Von diesem Berge erzählen die alten Leute wundersame Geschichten. In alten Zeiten war die Leine ein viel größerer Strom als jetzt, und oft fuhren die Schiffe der reichen Bremer Handelsherren stromauf und stromab mit reichen Geldsummen, dem Erlös für die verhandelten Kaufmannsgüter.

Einst fuhr auch ein solches Schiff mit einer Tonne Goldes beladen stromab. Aber an dem Golde hingen die Tränen vieler armer Leute, die von dem Kaufmann mit den Waren betrogen waren. Zur Strafe fuhr das Schiff in der Nähe des Strumpelsberges auf eine Sandbank und saß fest. Das rohe Schiffsvolk fluchte furchtbar über dies Mißgeschick, und selbst der auf dem Schiffe befindliche Kaufherr rief alle bösen Mächte zur Hilfe an und wünschte schließlich, daß das ganze Schiff mitsamt dem Golde der Teufel holen solle. Kaum hatte er das Wort ausgesprochen, so erscholl ein furchtbarer Donnerschlag, das Schiff versank mit Mann und Maus in die Tiefe, und das aufgeschreckte Wasser der Leine suchte weiter westwärts ein neues Bett. Ein alter Schäfer, der in der Nähe der Grindau hütete, hatte das furchtbare Strafgericht gesehen, und von ihm ist es von Geschlecht zu Geschlecht weiter erzählt worden.



Der reiche Schatz Gold, in eine feste Kiste gepackt, war mitversunken. Er war nur zu heben, wenn mutige Männer in der Christnacht sich daran wagten, den Schatz aus den Händen des Bösen, der ihn bewachte, zu befreien, ohne ein Wort zu sagen. Sie würden sehr reich geworden sein.

In einer Christnacht nun wollten mehrere tapfere Männer, die sich vor dem Teufel nicht fürchteten, den reichen Schatz heben. In Stöcken schlug es vom Turme elf, als sie mit Hacke und Spaten am Strumpelsberge ankamen. Ein blaues Flämmchen zeigte ihnen den Platz, wo sie graben mußten. Fleißig ging es nun an die Arbeit, und als eine halbe Stunde vergangen war, war man dem Ziele schon bedeutend näher gekommen. Ein tiefes Loch zeugte von dem emsigen Graben und Schaufeln der Schatzgräber. Schon konnte man bei jedem Schlage der Hacke es dumpf und hohl klingen hören. Da erschien oben dicht am Rande der Grube ein Wagen, mit Dornen beladen und von sechs kleinen Gössele gezogen. Es schien, als wolle der Wagen in das Loch hineinfallen und die Männer unter den Dornen begraben. Aber keiner sagte ein Wort. Und langsam, langsam fuhr das eigentümliche Gespann davon, ohne Schaden angerichtet zu haben. Die grabenden Männer atmeten auf, und nun ging es mit neuen Kräften an die Arbeit. Bald war man auch so weit, die Goldkiste mit dem Spaten zu berühren und ihre Oberfläche bloß zu legen. Eine unbändige Freude stieg in den Herzen der Schatzgräber auf, denn nun wurde ihre Mühe gewiß reichlich belohnt. Da erschien oben am Rande der Grube ein wunderbares Männchen, auf einem Hahn reitend, der nur ein Bein hatte. Der Reiter hatte ein gelbes, spitzes Gesicht, ein feuerroter Rock hing tief herab auf die schwarzen Stiefel mit langen Sporen. Die Beine steckten in gelben Lederhosen. Den Kopf bedeckte ein grünes Hütchen. Er blickte von seinem Reittier hinab in die Grube und fragte: „Ob sie wohl weit weg sind?“ Aber stumm arbeiteten die eifrigen Männer weiter. Als er so lange Zeit keine Antwort bekam, gab er seinem Hahn die Sporen und rief: „Hopplala! Ich werde sie bald wieder einholen!“ Damit hüpfte der Hahn mit seinem Reiter davon. Einer aber in der Grube hatte sich doch nicht halten können. Dieses Bild war zu lächerlich, und so rief er ihm lachend nach: „Jer! Du schast'n woll daun!“



Mit einem Schlage versank der Schatz in unermessliche Tiefen, und aus dem nahen Esperker Holze hörte man das entsetzliche Brüllen eines wilden Stieres, der auf die Schatzgräber loskam. Sie mußten eilends den Schauplatz verlassen, wollten sie nicht dem Bösen in die Hände fallen, und hatten statt des erhofften Schatzes nur die unnütze Arbeit und den Hohn und Spott der Leute, die zu ihrer Erzählung ungläubig lachten. Der Schatz liegt noch tief in der Erde verborgen und läßt sich auch heute noch heben, aber unter viel größerer Arbeit und Mühe als vor alter Zeit.

188. Der Schatz in der Braupfanne.

In den Zimmermannshöfen hinter der alten Vöppstedter Kirche liegt ein Schatz, der in der Johannisnacht zwischen elf und zwölf sichtbar wird. Dann hebt sich aus der Erde eine große Braupfanne, die über und über mit harten Goldstücken angefüllt ist. Schon von manchen Leuten ist dieser rotschimmernde Schatz erblickt worden. Sie sagen dann, indem sie sich bekreuzigen: Das Geld brennt. So wie es zwölf geschlagen hat, versinkt die Braupfanne wieder. Wie der Schatz zu heben ist, hat man leider vergessen. Nur soviel weiß man noch, daß dabei ein schwarzer Ziegenbock eine große Rolle spielt.

Einst dienten in Salzgitter auf einem Hofe drei Mädchen, die alle drei Marie hießen und die zusammen in einem großen Bette schliefen. Die Mädchen dienten schon lange Jahre auf dem Hofe und hielten sich brav, denn die Frau hatte nicht vergessen, sie beim Dienstantritt nach altem, gutem Brauch dreimal um das Herdfeuer herumzuziehen. Das jüngste Mädchen, ein frisches, plappriges Ding, dessen Alvorderen einst in längst vergangenen Zeiten in dem wüsten Dorfe Vöppstedt auf einem Hof gegessen hatten, schlief in der Mitte.

In einer dunklen, stürmischen Nacht des Wintermaands, als die große Glocke der Marien-Jakobikirche eben die zwölfte Stunde verkündete, ertönte auf der großen Deele eine grobe Stimme: „Dat Mariechen, wat in dä Midde slöppt, dat fall mal runner komen!“ Das Mädchen, das aus dem ersten festen Schlaf geschreckt wurde, stand auch sogleich auf und ging über den Vorsaal zur Treppe, um nachzusehen, was

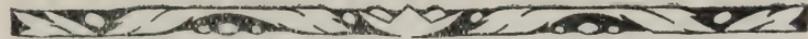


da wäre. Die beiden andren Mädchen aber spähten durch die Türriße. Da sahen sie zu ihrer Verwunderung, daß die Deele durch einen geheimnisvollen roten Schimmer matt-erleuchtet war. Dieser Schimmer aber ging von einer Braupfanne aus, die auf dem Boden stand und mit rotem Golde bis zum Rande gefüllt war. Als das Jungmädchen den Kessel sah, war es, als ob der wundersame Anblick seinen Geist verwirrt habe. Es stolperte die Treppe hinunter und sprang lachend und schreiend um die Pfanne herum und wollte endlich mit beiden Händen in dem Schatz wühlen. Kaum tauchte sie jedoch ihre Hand in das Gold, als sie aus der Dunkelheit eine gewaltige Ohrfeige bekam, so daß sie mit wehem Aufschrei tot zu Boden sank. In demselben Augenblick war der Schatz wieder verschwunden. Welche Bewandnis es mit diesem unheimlichen Vorgang gehabt, hat man nie in Erfahrung bringen können.

Noch jetzt aber brennt um Mittsommernitternacht in den Zimmermannshöfen der Schatz in der Braupfanne und schimmert und lockt: Erlöse mich!

189. De lütke Warnefeld.

Dichte bi dei beiden Warrenfelder Buuren is son lütken Sandberg, dei der Keisebergs-Voll het. Lütke Warnefeld hadde al lange wüßt, dat in den Volle en grooten Geldschat deep vergraben leeg. Hei was et nemlik mit Hülpe der schwarten Kunst gewaar woren, un ook dat hei wol den Schat herut graven kunde, man dorste awer nin Stervenswort dabi seggen. Nu gunt lütke Warnefeld bi un kreeg enige handfaste Keerels, um üimme bi den Nitgrawen behülflick tau wesen; he lägde er aber up, dat see ok unner een enner nicks darbi seggen dorsten, willen sonst de Schat weer na unnern günt un dann ok gar nig weer tau kriegen was. Sei süngen nun an to grawen un as sei een Tütlant in groter Stille grawen hadden, stodden se up eenen grooten isern Kassen, de war awer verdüwelde swaar, se mosden awer nietske dabi hären, kregen se awer glücklich soo wiet hen, dat see en up de Boord kanten wollen, do kwam mit eenen Male uut de Keisebergsstraten en Vöör Heu an, dat van veer groote Göse taugen wöörd, un dar was en Voss by äs Schwepfer nun regeerde dat Weerk. „Kick äs! Kick äs!“, see eene van de Schatz-



grewers — plumps! vüllt dei Kisse mit den Gelde weer in den Grund, un siet den Tien heest se ok nien Menste wer heruttrecken kund. — De Vosz mit den Vöör Heu seeg awer nien Menste weer, dat was de Düwel weesen.

190. Der Schatz im Brunnen der Holterburg.

Die Holterburg liegt in Osnabrück; nur noch einige Mauerreste ragen dort empor, wo früher die Burg stand. Im Burghofe war ein Brunnen. In diesem Brunnen soll ein Schatz liegen, ein goldener Tisch mit diamantener Platte, viele, viele tausend Taler wert. Einst lebte dort eine weise Frau, die wußte ein Sprüchlein, damit konnte man den Zauber lösen und den Schatz gewinnen. Eines Tages nun nahm sie sich zwei starke Leute mit und versprach ihnen, den Gewinn mit ihnen zu teilen, wenn sie ihr behülflich sein wollten, den kostbaren Tisch aus dem Brunnen zu holen. Sie waren es zufrieden; denn wer möchte nicht gern schnell reich werden? Unterwegs aber schärftete das Weib den Leuten ein, daß sie am Brunnen kein Wort sprechen sollten, sonst sei alle Mühe vergebens. Als sie nun dort angekommen waren, sprach die Alte ihr Sprüchlein, die Männer ließen lange Stricke mit eisernen Haken in die Tiefe hinab, und bald fühlten sie, daß sie etwas gefaßt hatten. Sie zogen und zogen — und siehe da, der Tisch war schon am Rande des Brunnens, und die Platte, die aus einem einzigen Diamanten bestand, leuchtete wie die Sonne. Von dem Glanze geblendet, rief der eine Mann aus: „O Jesus Maria!“ In demselben Augenblicke fiel der Schatz wieder donnernd in die Tiefe und liegt noch heute dort. Das Weib war vor Schreck gestorben, und auf das Sprüchlein konnte sich niemand mehr besinnen.

191. Das Geldloch bei Seelze.

Früher schenkte man sich einander mehr Vertrauen als heute. Da kam es vor, daß die Leute in und um Seelze ihre Haustüren nicht einmal zuschlossen, sondern sie nur zuriegelten, wenn sie auf dem Felde oder auf der Wiese zu tun hatten. Nun trug es sich zu, daß in einer Herbstzeit dort viel gestohlen wurde an Geld und wertvollen Gold- und Silbersachen. Bald hatte man diesen Menschen, bald



jenen in Verdacht, aber immer traf man den Unrichtigen. Endlich stellte es sich heraus, daß der Dieb nicht ein Mensch, sondern ein — kohlschwarzer Rabe war. Er trug das Geraubte immer in ein und dasselbe Loch. Aber das Wiederholen von seiten des Bestohlenen war schwer; denn wie eine richtige Rabenmutter umkreiste der Vogel keifend denjenigen Menschen, der sich dem Loche näherte. Und tief war dies auch, so daß man das Geld nicht erblickte und nur ein zeitweises Aufflackern wie von einem Feuer darin wahrnahm. Ängstliche Leute sprachen vom „höllischen Feuer“ und vermeinten in dem Raben den verwandelten Teufel vor sich zu haben. Das wurde bald allgemein geglaubt. Darum unternahm das Nachsuchen keiner, und wenn er auch mit Spaten und Hacke gerade des Weges kam. Das Geld liegt heute noch dort tief unten. Der wachthabende Dickschnabel fliegt nicht mehr über seinem aufgehäuften Schatze hin und her, aber das Feuer soll noch an der Stelle immerfort glühen und gleißen. Wem es gelingt, die lodernden Flammen zu dämpfen, darf auf weiteren Erfolg hoffen und damit rechnen, an dem Schatz seine Habgier zu stillen.

192. Die Schätze des Garzhenhofes.

In dem Dorfe Gitter bei Salzgitter liegt ein alter Edelhof, der Garzhenhof genannt, auf dem einstmals die Herren v. Gitter und dann die v. Garzhen saßen. Heute ist der Hof, den ehemals so wildfrisches Leben füllte und der so glänzende feste sah, verfallen. Nur noch das mächtige steinerne Tor mit dem härtigen Männerkopf, das Pfortnerhäuschen und das schlichte Herrenhaus sind stehen geblieben.

Der einzige Schmuck dieses Herrenbesitzes ist der hohe, geräumige Rittersaal, der zugleich als Diele dient. Seine Wände sind nun verräuchert, die braunen Jagdbilder zerseht. Nirgends erblickt das Auge mehr die Schätze, die hier sonst gefällig aufgestellt, die Macht und das Ansehen der Geschlechter kündeten.

Und doch sind diese Schätze noch vorhanden, sind noch im Hause, ja noch in unmittelbarer Nähe des Rittersaales. Denn als vor vielen Jahrhunderten die Schrecken und Greuel der Stiftsfehde über die Lande fuhren, da hat einer der Herren v. Gitter, der mehr verstand als nur Broteszen, unter



dem Rittersaal eine große und starke Schatzkammer angelegt, deren Tür nur von einem Mitgliede des Geschlechtes oder von einem Sonntagskinde gefunden werden konnte.

Da das edle Geschlecht derer v. Gitter ausgestorben ist, gehören die noch vorhandenen Schätze allein den Sonntagskindern. Kommt nun ein solches um Mitternacht an die Hofmauer, so sieht es, wie zwei große Eulen mit glühenden Augen leise und rastlos das Herrenhaus umfliegen. Tritt es aber durch das Tor auf den Hofplatz, dann umflattert ihn die eine der Eulen, ruft zweimal „Ahu!“ und fliegt dann langsam zu der Stelle im Rittersaale, wo dem Sonntagskinde plötzlich der Ring der Falltür zu der Schatzkammer sichtbar wird. Dem Sonntagskinde ist es nun ein Leichtes, die Kammer zu öffnen und zu den Schätzen zu gelangen, die bis oben an die Decke des mächtigen Gewölbes aufgestapelt sind.

Eine geschlagene Stunde darf das Sonntagskind Kostbarkeiten jeglicher Art zusammenraffen und hinaustragen, so viel es will, kann und mag. Wenn aber die Stunde verflossen ist, so muß es sein Gelüste nach mehr bezwingen und sich bescheiden. Aber wehe dem, dem maßlose Gier den Verstand blendet. Kaum ist die erste Morgenstunde unter Hahneneschrei herausgezogen, so schreit die zweite Eule fünfmal „Ahu!“, und mit dem ersten Schrei fällt lautdonnernd die Falltür wieder zu, den törichtesten Schatzsucher mit seiner Gier auf ewig unter Gold, Silber und Edelsteinen begrabend.

Heute machen die Sonntagskinder kaum noch Versuche, zu den Schätzen zu gelangen. Sie fürchten sich immer vor dem modernden Totengebein, das in dem Gewölbe schauerlich vor den Folgen unbezähmter Gelüste warnt, und zum anderen trauen sie sich trotz dieser furchtbaren Warnung doch nicht die Kraft zu, sich schon nach einer Stunde von all den glitzernden und gleißenden Herrlichkeiten losreißen zu können. Und so wollen sie lieber ihr Leben, wenn auch in Armut und Kümmerlichkeit, bewahren.





IV. Legenden.

193. Kloster Mariensee.

Über die Gründung des Klosters Mariensee (Kreis Neustadt a. Rhg.), eine Stunde von Dudensen entfernt, erzählen sich die Leute, daß ein Bild der Mutter Gottes die Leine hinabgeschwommen sei. An der Stelle, an der es angeschwemmt sei, habe man das Kloster Mariensee gegründet.

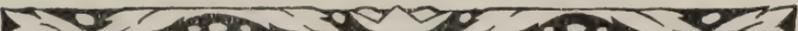
Es befindet sich dort tatsächlich ein Marienbild, auf dem die Mutter Gottes den Fuß auf einen Drachen stellt. Sie wird hier also als Erlöserin dargestellt.

194. Der Brunnen im Kloster Rulle.

Als es durch Gottes Willen geordnet war, daß das Kloster Rulle auf dem Platze sollte stehen, wo es jetzt steht, so fanden sich auch viele gute Herzen, die dazu halfen. Aber es ist einem Jeden bekannt, wenn einer etwas Gutes anfangen will, so bringen böse Leute Verhinderung dagegen. So geschah es auch hier. Denn als man anfing, das Kloster Rulle zu bauen, waren etliche mißgünstige Leute, die nicht einwilligen wollten, daß das Kloster auf dem Platze stände, und nicht abließen, ihr Vieh und ihre Schafe dort zu weiden. Nun war ein Hirt bei den Schafen, der stumm und taub geboren war. Als dieser mit seinen Schafen auf den Platz kommt, wo jetzt der Brunnen ist, da findet er einen schönen roten Rock, auf dem mit güldenen Buchstaben geschrieben war: Marien-Brunn. Der Schafhirt zieht den Rock heraus, da entspringt der Brunn, und alsobald bekommt der Schäfer seine Sprache und sein Gehör. Als dies bekannt worden war, da haben die Leute ihren Willen darin gegeben, daß das Kloster sollte auferbauet werden, und nach der Zeit ist dort vielen Kranken, Lahmen, Blinden und anderen geholfen.

195. Der tausendjährige Rosenstock von Hildesheim.

Wo jetzt Hildesheim steht, war früher alles Wald. Vor dem Dammtor und bei St. Michaelis ist noch Holzung gewesen, als die Stadt schon erbaut war; darum heißt die Straße bei St. Michaelis noch heute „der Wöhl“. Die Erbauung der Stadt hat nun vor mehr als tausend Jahren der Kaiser Ludwig der Fromme befohlen. Diesem Kaiser



gehörte das ganze deutsche Land; die schönsten Städte und Dörfer standen ihm offen, aber er war an keinem Orte lieber als im Wöl: denn er war ein Freund vom Jagen, und wo hätte er mehr und besser Wild finden können, als in dem damals unermesslich großen Wöl.

Eines Tages war der Kaiser mit seinem Gefolge wieder zu Holze gefahren und verfolgte hitzig einen schneeweißen Hirsch. Der Kaiser hatte das schnellste Pferd und die schnellsten Hunde, aber noch flinker war der Hirsch; der lief über Berg und Tal, sprang in die Innerste und schwamm hindurch. Der Kaiser, immer hinterdrein, sprang auch ins Wasser, verlor aber dabei sein Pferd und seine Hunde. Der Hirsch entkam, und der Kaiser schleppte sich müde und matt eine Strecke weiter unter einen hohen Baum, um auszuruhen.

Da lag nun der verirrte hohe Herr mutterseelenallein in der Wildnis. Er stieß in sein Jagdhorn, um das Gefolge herbeizurufen. Aber alles Rufen und Blasen war vergebens; er erhielt keine Antwort, denn sein schnelles Pferd hatte ihn meilenweit fortgetragen. Da wurde es doch dem Kaiser recht bang ums Herz; er nahm ein goldenes Gefäß mit dem Heiligtum von der Mutter Gottes von seinem Busen, hing es vor sich an einen wilden Rosenstrauch und betete davor inbrünstig, daß ihn die Mutter aller Gnaden doch nicht hier in der Wildnis verkommen lassen, sondern am Leben erhalten und wieder zu Menschen führen möchte.

Gestärkt durch das Gebet, fiel der Kaiser gleich darauf in einen tiefen Schlaf, und als er wieder aufwachte, sah er zu seiner Verwunderung vor sich den Platz mit Schnee bedeckt, während doch ringsumher alles in grüner Sommerpracht stand. Auch das Heiligtum, welches er in den Rosenbusch gehängt hatte, war darin festgefroren, und dennoch blühten am Busch die Rosen weit schöner und voller als sie vorher geblüht hatten. Da merkte der Kaiser, daß Gott ein Wunder getan hatte, und er gelobte, auf der Stelle, wo der heilige Schnee gefallen war, eine Kirche zu bauen. Noch sann er über diesen frommen Voratz nach, als Hundesgebell und Waldhornklang durch den Wald ertönten. Sein Jagdgefolge kam herbei und war hocherfreut, den Herrn gesund und frohgemut wiederzufinden,



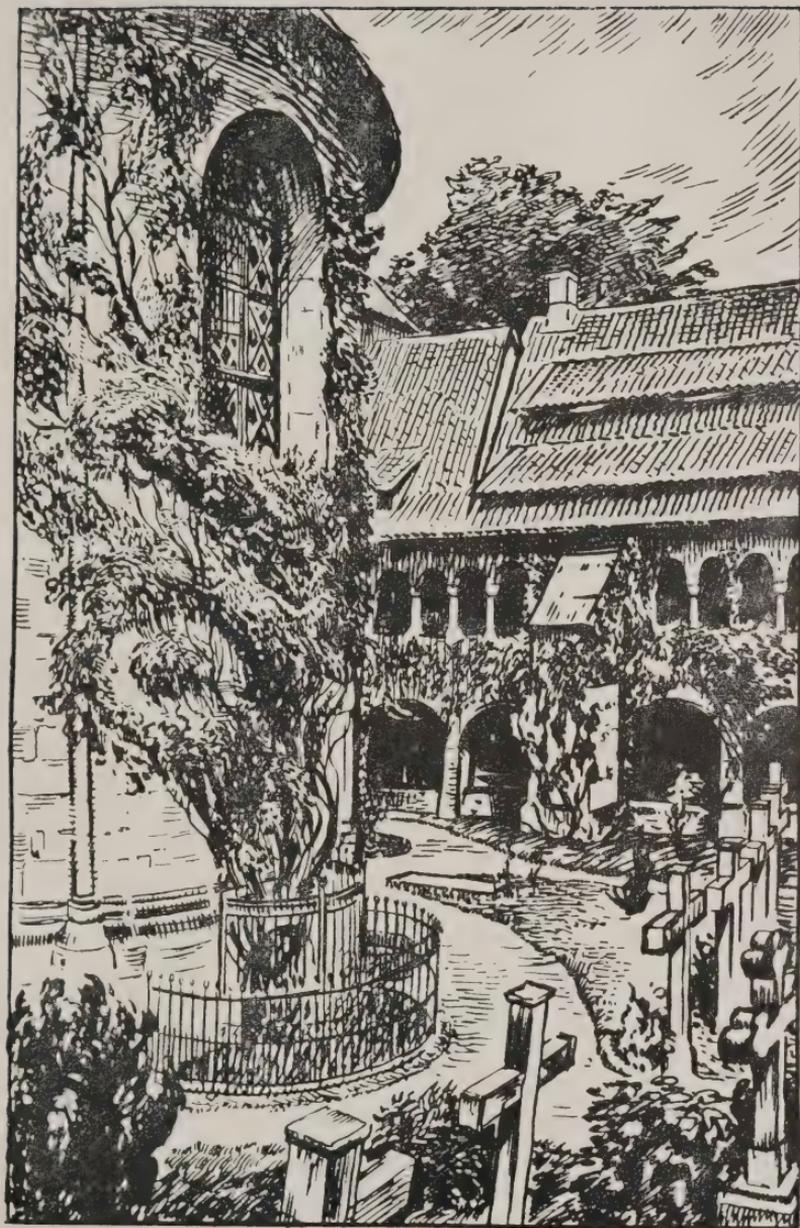
Nun erzählte der Kaiser, welchen Wink ihm Gott gegeben habe, und befahl, auf der heiligen Stelle sofort eine Kapelle zu bauen; der wilde Rosenstock aber, der das Heiligtum so festgehalten habe, solle nicht ausgereutet werden. — So geschah's; es erstand dicht beim Rosenstock als das erste Gebäude der Stadt eine kleine Kapelle, aus welcher nach und nach der Dom wurde. Der Rosenstock blieb auf seinem Platze, er blüht und grünt noch heute an der uralten Mauer, und ist seinesgleichen an Größe und Wunderpracht nicht weiter in der Welt zu finden.

196. Der Esel vom Kloster Lüne.

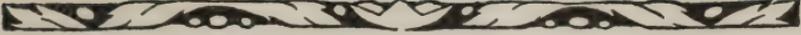
Im Kloster Lüne hielt man einen Esel, der jeden Morgen mit Roggen und Weizen zur Abtsmühle in Lüneburg pilgern mußte, um das Brotkorn dort mahlen zu lassen. Am 30. April 1372 hatte der Treiber mit seinem Esel bis in den Nachmittag warten müssen, und als er spät zurückkehrte, sah er das Kloster in Flammen. Alle Vorräte gingen verloren, nur das Mehl nicht, welches der Esel auf dem Rücken trug, den man nach der Katastrophe grasend auf einer Wiese an der Almenau fand, als ob ihn das Feuer nichts angehe. Von dem Mehl, das er trug, konnten die Nonnen das erste Brot wieder backen, und an der Stelle, wo man den Esel grasend antraf, wurde später das neue Kloster errichtet. Dem strömten von allen Seiten, von Fürsten, geistlichen und weltlichen Herren in Lüneburg so viele Unterstützungen zu, daß es bald reicher wurde, als es je zuvor gewesen. Als die Nonnen aber infolgedessen übermütig wurden und ihrem Klosteresel silberne Hufe machen ließen, kam derselbe von seinem nächsten Mühlengange nicht mehr zurück; der Übermut der Klosterjungfrauen wurde bekannt, und die Geschenke hörten auf. Um das Andenken an diese Ereignisse der Nachwelt aufzubewahren, ließen die Nonnen den Esel mit dem silbernen Huf auf Glas malen und in ein Fenster des Kreuzganges setzen.

197. Das Wandelkreuz.

Auf dem rechten Seitenaltare der Domgruft zu Hildesheim steht ein uraltes Kreuz; das Bild des Heilandes daran ist aus den Wurzeln des Rosenstrauchs geschnitten, die da unter dem Hauptaltare ruhen.



Tausendjähriger Rosenstock in Hildesheim



Einem alten Gebrauche zufolge mußten die Domherren jeden Morgen während der Karwoche das Kreuz vom Altare abnehmen und in das Grab legen, welches zu dieser Zeit im Vorbau gebaut wird. Als aber einstmals die Domherren vergessen hatten, das Kreuzifix an die geweihte Stätte zu tragen, da hat das Bild sich von selbst erhoben und ist dort-hin gewandert. Seit jener Zeit heißt es das Wandelkreuz.

198. Der heilige Konrad.

Der heilige Konrad bettelte einmal mit einem Confrater auf einem Meierhose bei Banteln. Des Meiers Frau war ein boshaftes, geiziges Weib; als sie die frommen Männer auf den Hof zukommen sah, bedeckte sie schnell ein Mandel Eier, das sie eben auf einem Stuhle abgezählt hatte, mit einem Kissen und brachte auch alle anderen Eßwaren auf die Seite. Konrad trat ein, grüßte das mürrische Weib freundlich und setzte sich, da er sehr ermüdet war, auf den mit dem Kissen bedeckten Stuhl. Krach! zerbrachen die Eier unter dem guten Pater, und das Weib wurde rasend und wütend, trieb die frommen Männer unter den lästerlichsten Worten vom Hofe und drohte die Hunde auf sie zu heken. In der Eile der Flucht vergaß Konrad seinen Rosenkranz, den er neben sich auf einen andern Stuhl gelegt hatte; als er den Verlust bemerkte, hat er seinen Gefährten, ihm das Vergessene zu bringen. Der kehrte auch um und ging zurück, aber wie erstaunte er, als er weder Haus noch Hof wiederfand. Wo sie gestanden hatten, war jetzt nur ein schwarzes Gewässer zu sehen; nur ein einziger Stuhl schwamm darauf, und das war eben der, auf dem der Rosenkranz lag. Auf den Schreckensruf des Bruders eilte auch Konrad herbei; langsam schwamm der Stuhl auf ihn zu; er nahm ohne Gefahr den Rosenkranz, da versank auch der Stuhl wie ein Stein in der Tiefe.

Als Konrad gestorben war, stieg seine Seele auf einem weißen Rosse reitend zum Himmel auf. Das geschah darum, weil er in seinem Leben so viel zu Fuß gegangen war.

199. Der heilige Vitus in Hildesheim.

Ein armer Tagelöhner, der oft den „lieben Gott beim Umgange gemacht“, d. h. bei Prozessionen und geistlichen Schauspielen den Heiland vorgestellt hatte und überhaupt ein



sehr frommer Mann war, starb und hinterließ seinem Sohne außer einem alten Schubkarren und ein paar wackligen Stühlen und Tischen nichts als ein hölzern Bild vom heiligen Veit. Wie nun die Jugend keine Tugend hat und alle Tage schlimmer wird, so war auch der Erbe nicht so fromm wie sein verstorbener Vater. Er warf den Heiligen auf den Sägebock und setzte die Säge an, um ihm zuerst den Kloß von den Füßen zu sägen, der den Ölkessel darstellen sollte, in dem Vitus leiden mußte. Das sah eine alte Frau, die mit im Hause wohnte, und schrie den Menschen an: Ob er sich denn nicht der Sünde fürchte? Er solle einhalten, sie habe zwar nichts übrig, aber sie wolle ihm doch vier Mariengroschen für den Sünfte Vit geben. Das ging der Mann ein und verkaufte den Heiligen. Die Frau trug den Gemißhandelten in die Stube und sah zu ihrer Betrübnis, daß das eine Bein bereits durchgesägt war. Sie holte nun Leim herbei, um den Schaden wieder gut zu machen; aber als sie an dem Bein drückte und bog — knacks! da brach der ganze Kloß ab, rollte mit heftigem Gepolter durch die Stube und — o Wunder, hunderte von Goldstücken rollten aus seiner Höhlung hervor. Nun wurde die Frau steinreich. Den Sünfte Vit aber ließ sie vergolden und ihm statt des hölzernen Kessels einen ganz silbernen machen.

200. Der Blexer Kirchbau.

Die Blexer Kirche sollte zuerst auf dem Rading, einem Platze zwischen dem Ohlhamm und der Blexer Mühle, erbaut werden; allein was des Tags aufgerichtet wurde, sank des Nachts wieder weg. Da beschloß man, zwei Ochsen aneinanderzubinden und am Abend auszutreiben; wo die am andern Morgen sein würden, sollte die Kirche stehen. Man fand die Ochsen oben auf dem Deiche, und dort wurde nun der Bau begonnen. Aber auch hier wollte das Werk nicht vorwärtsschreiten; wenn die Mauern einige Fuß hoch geworden, wich der Grund und die Mauern stürzten zusammen. Da fuhren sie über die Weser nach Bremerlehe, kauften ein Kind und mauerten es in den Grund des Baues, der von nun an hielt und zu Ende geführt werden konnte. Schon hatten sie ein gutes Stück in die Höhe gebracht, da kam der heilige Hypolyt des Weges und rief den Fluch des Himmels herab



auf die Bremerleher, die ein unschuldiges Kind für Geld geopfert hatten. Die Bleyer aber, die fürchteten, es könne durch diesen Fluch auch ihr Kirchenbau gestört werden, ließen in der Mauer, die nach Bremerlehe hingewandt ist, ein Loch frei, kaum so groß, daß ein Mensch darin Platz fand, setzten den Heiligen hinein und mauerten das Loch zu. Nur zwei Öffnungen ließen sie, die eine am Kopfsende nach Bremerlehe zu, die andere am Fußende nach der Kirche hinein; durch diese sollte der Eingeschlossene den Gottesdienst in der Kirche mit anhören. Durch die Öffnung am Kopfsende aber brachten zwei Tauben dem Heiligen die tägliche Nahrung. Und so oft der Gefangene durch diese Öffnung das jenseits der Weser liegende Bremerlehe erblickte, rief er:

„O weh, o weh,
du sündig Leh,
wenn ich di seh,
deit mi dat Hart im Ewe weh!“

Nicht lange danach soll Bremerlehe abgebrannt sein.

201. Die katholischen Pferde.

Als man vor einigen Jahren die Bernwardssäule auf dem Domhose zu Hildesheim aufrichten wollte, ließ man zuerst vier lutherische Pferde (die einem Lutheraner gehörten) kommen, die sie fortziehen sollten. Aber diese konnten nicht von der Stelle kommen, so sehr man sie auch antrieb. Als nun die Leute sahen, daß mit diesen Pferden nichts auszurichten sei, holten sie zwei katholische Pferde herbei. Diese führten denn auch augenblicklich die Säule auf ihren Platz.

202. Der Lämmchen- und der Kreuzbrunnen.

Im Klostergarten zu Lamspringe sind zwei starke Quellen, etwa vierzig Schritt auseinanderliegend, in Bächen fortfließend, die sich nach ungefähr vierzig Schritt vereinigen und einen großen Teich füllen, der eine Mühle treibt. Von dem Teiche abfließend, treibt das Wasser in Lamspringe und dem nahe gelegenen Neuhof noch drei andere Mühlen. Der Lämmchenbrunnen kommt aus dem Fuße eines Hügels. Dieser ist ungefähr fünfzehn Fuß tief eingeschnitten und am Ende des Einschnittes mit einer Mauer eingefast. Unten ist eine



halbkreisförmige Wölbung, die in den Hügel hineingeht, und aus dieser Wölbung sprudelt das Wasser, aber auch schon vor der Wölbung steigt es aus dem Boden. Zu beiden Seiten, im rechten Winkel von der Mauer ist eine steinerne Treppe angebracht, auf der man bis ans Wasser hinabsteigen kann. Der Kreuzbrunnen ist ein runder, etwa vierzehn Fuß im Durchmesser haltender, zwölf bis vierzehn Fuß tiefer Brunnen in der Erde, der oben in einem Bache seinen Abfluß hat. Schöne Kastanienbäume umgeben ihn.

Als der Bau des Klosters Lammspringe der Vollendung zuschritt, kam der Stifter Riddag mit seiner Gemahlin und Tochter von der Winzenburg, um das Werk zu besehen. In der Nähe des Klosters hütete ein Schäfer seine Schafe und Lämmer. Die Tochter des Grafen Riddag bekam von dem Schäfer ein Lamm, das sich sehr an sie gewöhnte und ihr überall hin folgte. Als nun einmal die Jungfrau das Lämmchen auf dem Schoße hatte und mit ihm spielte, sprang es fort und scharrte mit dem Fuße eine Quelle frei, die bald zu einem Bache ward, dem man den Namen Lamme gab und nach ihm das Kloster Lammspringe nannte.

Eine andere Sage berichtet über die Entstehung des Kreuzbrunnens: Als Graf Riddag mit den Seinigen einst in dem Hofe des neuen Klosters lustwandelte, blieb er, um jemand eine Antwort zu geben, einen Augenblick stehen und lehnte sich auf seinen spitzen elfenbeinernen Stock, mit dem er dann ein Kreuz in die Erde zeichnete, und aus der Stelle brach ein Quell hervor, der noch bis auf den heutigen Tag Kreuzbrunnen genannt wird.

V. Von Unrecht und Gottesstrafe.

205. Balf.

I.

In alter Zeit stand an der Stelle des jetzigen Balfsees ein reiches Dorf, Balf mit Namen, dessen Bewohner ein dergestalt übermütig üppiges Leben führten, daß sie ihre Hausräume statt mit Sand mit Weizenmehl bestreuten. Als nun, um diesem vermessenen Treiben Einhalt zu tun, ein Mönch zu ihnen kam, Mäßigung und Buße predigend,



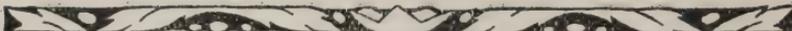
widrigenfalls er nahen Untergang durch Wassersflut verkündete, ward seiner Ermahnungen nicht geachtet, vielmehr der Mönch unter Hohn und Fluchen aus dem Dorfe nach der nahen Mingshöhe gejagt. Kaum jedoch hatte er flüchtigen Fußes diese Höhe erreicht und sich umgewandt, als mit Donnergetöse das Dorf vor seinen Augen in einen aufbrausenden See versank, Häuser und Bewohner in seinen Fluten verschlingend.

II.

Bei den Bewohnern des reichen Dorfes Ball war vor Zeiten Übermut und Mißachtung von Gottes Wort im Wachsen; sie besuchten keinen Gottesdienst mehr, hielten bei ihrer Kirche keinen Prediger, und wenn dennoch ein benachbarter freiwillig zu ihnen kam, suchten sie ihn durch Spott und Hohn zu vertreiben. So hatten jene Dorfleute, ihren Spott des Heiligen aufs Höchste zu steigern, eines Tages den Geistlichen beschickt und aufgefordert, er möge zu ihnen kommen, einem bußfertigen Kranken das heilige Abendmahl zu erteilen. Als nun der Geistliche, ihrer Botschaft willig folgend, herbeigekommen, ward er mit den Sakramenten an das Krankenbett geführt, fand jedoch hier alsbald zu seinem Entsetzen, unter höhrendem Jubel der Dorfbewohner, statt des bußfertigen Kranken ein als Mensch verkleidetes Schwein im Bette liegend. Nahen baldigen Untergang beim erfüllten Maß ihrer Sünden prophezeiend, wandte sich der Geistliche schleunig von dannen. Seine Ankündigung traf ein. Bereits folgenden Morgens früh wurden die Bewohner durch ungewöhnliches Rauschen aus dem Schlase erweckt, aus ihren Aschen- und Feuerkuhlen krochen ihnen Aale entgegen, bald darauf entquoll aller Orten um sie herum Morast und Wasser, bis nach kurzem Verlaufe ein See das ganze Dorf in sich verschlungen hatte.

204. Der Untergang der sieben Kirchspiele.

Im Oldenburgischen und auf der Insel Baltrum erzählt man, daß bei Heppens an der Jahde sieben Kirchspiele untergegangen seien. Und das ist daher gekommen, daß die Leute dort zuletzt gar übermütig wurden, ihren Wagen goldene Beschläge machten, den Pferden silberne Hufe unterschlagen ließen und dergleichen mehr. Endlich gingen sie sogar so



weit, daß sie ein Schwein ins Bett legten, ihm ein Hemd anzogen und den Pastor kommen ließen, dem sie sagten, es sei da ein Kranker, dem er das Nachtmahl reichen solle. Da ist der Pastor auch gekommen und hat es tun wollen, aber in demselben Augenblicke hat er auch gesehen, daß ein Mal aus dem Feuer des Herdes kroch, und daran erkannte, daß sich Ungeheures begeben. Da hat er sich schnell zu Pferde gesetzt und ist eiligst davongesprennt, und unmittelbar hinter den Hufen seines Rosses ist das Land weggebrochen und von der See verschlungen worden, und so sind die sieben Kirchspiele untergegangen.

205. Wie Weene unterging.

Vor langen, langen Jahren stand dort, wo heute die Weener Meedelande liegen, eine große, reiche Stadt, mit Namen Weede. Deren Bewohner führten ein gottloses, üppiges Leben, ja sie heiligten nicht einmal den Sonntag in all ihrem wüsten Treiben. Da geschah es eines Sonntags gegen drei Uhr, während die Weener ihren lauten Lustbarkeiten nachjagten, daß ein kleines goldgelbes Vögelchen in die fast leere Kirche geflattert kam, sich auf das große Steinkreuz vor der Kanzel setzte und anhub, ein wunderbares Lied von Gottes Liebe und Güte zu singen, das schloß mit den Versen:

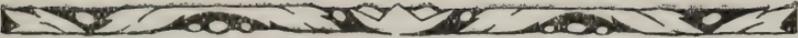
„Noch söven Jahr bliffst du bestahn,
und dann fall Weene untergahn.“

Dann flog es fort und war verschwunden. Niemand hatte ihm zugehört, und das unselige Treiben nahm seinen Fortgang, bis das Vöglein nach Jahren an einem Sonntag zur selben Zeit wiederkam, sich auf seinen gewohnten Platz setzte und sang:

„Noch söven Maand bliffst du bestahn,
und dann fall Weene untergahn.“

Und wieder kehrte sich niemand an die Warnung, Monate vergingen in der alten, gewohnten Sünde, da kam eines Sonntags das Vöglein wieder, mit dem Glockenschlag drei, und hub an zu singen:

„Noch söven Dage bliffst du bestahn,
und dann fall Weene untergahn.“



Sang's und verschwand. Die Bürger von Weene aber gedachten nicht der Stimme, bis der Tag ihres Verderbens kam. Da geschah ein Brausen vom Himmel, wie feurige Schlangen fuhren die Blitze auf die Stadt, Nebeldampf wallte auf der Erde auf, der Boden spaltete sich und verschlang die ganze reiche Stadt.

Viel, viel später sollen Leute, die dort nach Streusand gruben, hie und da auf eine Turmspitze oder ein verwittertes Kirchendach gestoßen sein. Gelegentlich hört man auch die Glocken von Weene tief unter der Erde.

206. Der Seeburger See.

Zwei kleine Stunden von Göttingen liegt der Seeburger See. Er vermindert sich jährlich, ist jetzt dreißig bis vierzig Fuß tief und von einer guten halben Stunde Umkreis. In der Gegend sind noch mehr Erdfälle und gefährliche Tiefen, die das Dasein eines unterirdischen Flusses vermuten lassen. Die Fischer erzählen folgendes.

In alten Zeiten stand da, wo jetzt der See ist, eine stolze Burg, auf der ein Graf namens Isang wohnte, der ein wildes und gottloses Leben führte. Einmal brach er durch die heiligen Mauern des Klosters Lindau, raubte eine Nonne und zwang sie, ihm zu Willen zu sein. Kaum war die Sünde geschehen, so entdeckte sich, daß diejenige, die er in Schande gebracht, seine bis dahin ihm verborgen gebliebene Schwester war. Zwar erschrak er und schickte sie mit reicher Buße ins Kloster zurück, aber sein Herz bekehrte sich doch nicht zu Gott, sondern er begann aufs neue nach seinen Lüsten zu leben. Nun geschah es, daß er einmal seinen Diener zum Fischmeister schickte, einen Aal zu holen, der Fischmeister aber dafür eine silberweiße Schlange gab. Der Graf, der etwas von der Tiersprache verstand, war damit gar wohl zufrieden, denn er wußte, daß, wer von einer solchen Schlange esse, zu allen Geheimnissen jener Sprache gelange. Er hieß sie zubereiten, verbot aber dem Diener bei Lebensstrafe, nichts davon zu genießen. Darauf aß er soviel, als er vermochte, aber ein wenig blieb übrig und wurde auf der Schüssel wieder hinausgetragen; da konnte der vom Verbot gereizte Diener seiner Lust nicht widerstehen und aß es. Dem Grafen aber fielen nach dem Genuß alsbald alle



je begangenen Sünden und Frevel aufs Herz und standen so hell vor ihm, daß die Gedanken sich nicht davon abwenden konnten und er vor Angst sich nicht zu fassen wußte. „Mir ist so heiß,“ sprach er, „als wenn ich die Hölle angeblasen hätte.“

Er ging hinab in den Garten, da trat ihm ein Bote entgegen und sprach: „Eben ist Eure Schwester an den Folgen der Sünde, zu der ihr sie gezwungen habt, gestorben.“ Der Graf wendete sich in seiner Angst nach dem Schloßhof zurück, aber da ging alles Getier, das darin war: die Hühner, Enten, Gänse, auf und ab und sprachen von seinem ruchlosen Leben und entsetzlichen Frevel, den er all verbracht, und die Sperlinge und die Tauben auf dem Dach mengten sich in das Gespräch und riefen Antwort herab. „Nun aber,“ sagten sie, „haben die Sünden ihr volles Maß, und das Ende ist gekommen: in kurzer Stunde werden die prächtigen Türme umfallen und die ganze Burg wird versunken sein.“ Eben als der Hahn gewaltig auf dem Dache krächte, trat der Diener, der von der Schlange gegessen hatte, herzu, und der Graf, der ihn versuchen wollte, fragte: „Was ruft der Hahn?“ Der Diener, der in der Angst sich vergaß und es wohl verstand, antwortete: „Er ruft Eil! Eil! Eh die Sonne untergeht, willst du dein Leben retten, eil! Eil! Aber zieh alleine!“ „O du Verräter!“, sprach der Graf, „so hast du doch von der Schlange gegessen, packe zusammen, was du hast — wir wollen entfliehen!“ Der Diener lief hastig ins Schloß, aber der Graf sattelte sich selber sein Pferd, und schon war er aufgefressen und wollte hinaus, als der Diener zurückkam, leichenblaß und atemlos ihm in die Zügel fiel und flehentlich bat, ihn mitzunehmen. Der Graf schaute auf, und als er sah, wie die letzte Sonnenröte an den Spitzen der Berge glühte, und hörte, wie der Hahn laut kreischte: „Eil! Eil! Ehe die Sonne untergeht! Aber zieh allein!“, da nahm er sein Schwert, zerspaltete ihm den Kopf und sprengte über die Zugbrücke hinaus. Er ritt auf eine kleine Anhöhe bei dem Städtchen Sieboldshausen, da schaute er sich um, und als er die Turmspitzen seines Schlosses noch im Abendrot glänzen sah, deuchte ihm alles ein Traum und eine Betäubung seiner Sinne. Plötzlich aber fing die Erde an unter seinen Füßen zu zittern, erschrocken ritt er weiter,



und als er zum zweiten Male sich umschaute, waren Wall, Mauern und Türme verschwunden und an des Schlosses Stelle ein großer See.

Nach dieser wundervollen Errettung bekehrte sich der Graf und büßte seine Sünden im Kloster Sieboldshausen, dem er seine übrigen reichen Besitzungen schenkte. Nach seiner Verordnung werden noch jetzt reinigen Sündern an einem gewissen Tage Seelenmessen gelesen. In dem Dorfe Berenshausen stiftete er den Chor und die Altarstühle, worüber sogar noch ein Schenkungsbrief dasein soll. Auch werden noch jetzt aus dem See behauene Quadern und Eisenbohlen herausgeholt; vor einiger Zeit sogar zwei silberne Töpfe mit erhabenen Kränzen getriebener Arbeit, von denen der Wirt in Seeburg einen gekauft hat.

207. Das Kloster im bösen Bruch.

In der Nähe von Boitzenhagen liegt am Bache Suerbeck ein Morast, „der böse Bruch“ genannt. Dort hat vor vielen hundert Jahren einmal ein Annenkloster gestanden, das wegen seiner Gastfreundlichkeit und seiner Frömmigkeit berühmt war und als das reichste der Umgegend galt.

Einstmals lebte in dem Kloster auch eine junge und sehr sehr schöne Nonne, in die sich der Kloostervogt verliebte. Als sie aber seine Anträge stets strenge zurückwies, wurde er zornig und bezichtigte sie in seinem Haß des sträflichen Umganges mit einem Jüngling, der sich in Nonnenkleidung ins Kloster Eingang verschafft habe; er selbst habe die Beiden ertappt und gesehen, wie der Jüngling geflohen sei. Ein paar mißgünstige Nonnen, die bereit waren, seine Lügen vor der Äbtissin zu beschwören, fand er bald, und so halfen der jungen Nonne alle Beteuerungen ihrer Unschuld nichts: sie wurde lebendig eingemauert. Der Kloostervogt hat aber auf seinem Sterbebette bittere Reue erfaßt; er beichtete seine Tat und starb unter schweren Gewissensqualen. Bald darauf versank das Kloster unter furchtbarem Getöse in den tiefen Morast.

208. Christnachtspuk. I.

In der Christnacht zwischen elf und zwölf gibt's bekanntlich eine Minute, in welcher jenes schöne alte Volkslied Wahrheit wird, das da anhebt:

„Aus dem Berge fließt ein Wasser,
das ist lauter kühler Wein —“

Einmal wollte einer sich den köstlichen Segen der einzigen Minute nicht entgehen lassen. Er legte sich darum in der Mitternachtsstunde an einen Bach und hielt die Zunge ins Wasser. Plötzlich meldete sie ihm den Anbruch der Minute. In seinem Entzücken schrie er: „Alle Water Wein!“ — „An dü bist mein!“ antwortete urplötzlich eine Stimme hinter ihm. — Weiteres meldet die Sage leider nicht.

II.

Von den alteingewohnten Anwohnern der ostfriesischen Binnenmeere wird seit urdenklichen Zeiten die Fischerei und die Wasserjagd ausgeübt. Beide waren lange Zeit — bis zur Einführung des Preussischen Wasser- und Jagdrechtes — Freirechte, Privilegien der freien Friesen.

Jan Lübbert Willms war einer der wildesten und berühmtesten Entenjäger um die Mitte des vorigen Jahrhunderts; weit über sein Heimatdorf war er als großer und trefflicher Schütze vor dem Herrn bekannt. Die Entenjagd war seine Leidenschaft, der er jede freie Minute opferte. Sein Körper war abgehärtet durch die Unbilden der Witterung, denen er bis in sein hohes Alter standhielt. Er scheute weder Eis noch Schnee, weder Sturm noch Finsternis, immer trieb es ihn hinaus auf den See, dem Wasserwild nachzustellen. Das war aber auch sein Beruf, denn von dem Erlöse lebte er mit seiner Familie. Man sagte von ihm, der am liebsten in Mondnächten jagen ging, daß er Katzenaugen hätte und in der Nacht besser sähe als am Tage.

Der heilige Abend war hereingebrochen. Der alte Jäger sah abwechselnd von dem sternklaren Himmel in das ruhig daliegende Wasser, in dem der Vollmond sich spiegelte. Entenzüge klingelten durch die Lüfte und ließen sich klatschend auf dem See nieder. Da ließ es ihm keine Ruhe mehr. Trotzdem er wußte, daß er seinem Gott frevelte, schlich er sich auf den See hinaus. Noch nie war ihm solche Beute beschert wie an diesem Abend. Schon nach einigen Stunden hatte er unzähliges Getier erlegt. Schon nähert sich die Mitternacht. Ein neuer Schwarm Enten fällt klatschend bei ihm ein. Da denkt er an die Arbeit, die ihm am nächsten



Tage bevorsteht. Wer soll all die Tiere rupfen, damit er sie zum Markt bringen kann? Aber er schießt dennoch, und wie er mit seiner Jolle hinfährt, um das erlegte Wild aufzunehmen, gewahrt er zu seinem Schrecken, daß die Enten schon gerupft sind und gar keine Federn mehr am Leibe haben. Da erfährt ihn ein Grausen, und fluchtartig verläßt er den Schauplatz seines gotteslästerlichen Frevels. Ein schweres Nervenfieber wirft ihn wochenlang aufs Krankenlager. Dann gelobt er, nie wieder in der heiligen Nacht zu jagen. — — —

Eine ähnliche Geschichte wird von einem andern Entenjäger erzählt, der in derselben Nacht der Jagd fröhnte. Schon hat er reiche Beute erlegt, da läßt sich ihm ganz nahe ein bunt schillernder Erpel nieder. Er schießt, doch die Ente bleibt leben. Alle weiteren Schüsse sind vergeblich, nach jedem Schuß schüttelt die Ente nur ihr Gefieder und bleibt ruhig in seiner Nähe. Bis auch er endlich merkt, daß er es mit überirdischen Dingen zu tun hat und die weitere Jagd aufgibt.

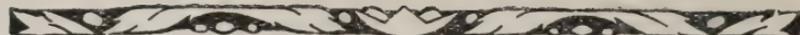
209. Ernte am Feiertag.

I.

Um die Auẗzeit, also im September, begab sich ein Mann von Neuenkrug an einem Sonntag hinaus ins Feld, um Nüsse zu pflücken. Da er die Stellen kannte, wo viele zu finden waren, so wurde seine Ernte eine ergiebige. Und sie wurde immer reicher, denn bald hängen alle Auẗgesträuche brechend voll; ja alles scheint zum Auẗstrauch geworden zu sein, Birken, Erlen, Eschen, Buchen, Eichen — alles hängt voll von Nüssen. Da bleibt er betroffen stehen, um sich zu besinnen, und es fällt ihm ein, es sei ja Sonntagmorgen, und offenbar habe hier der Teufel seine Hand im Spiele, um ihn vom Gottesdienste abzuhalten. Er wirft alle Nüsse sogleich weg, eilt nach Hause, zieht sich an und begibt sich zur Kirche.

II.

In Urdorf lebte in alter Zeit ein Mann, der fragte nicht nach Gott und Gebot. Die Heiligkeit des Feiertages



mißachtete er. Oft sah man ihn am Sonntagmorgen, wenn die Glocken zur Kirche riefen, im Werktagsgewand auf dem Felde bei irgend einer Hantierung.

Am alten Kirchwege, nicht weit von der jetzigen Mühle, besaß er einen Acker. Auf diesen begab er sich an einem schönen Himmelfahrtsmorgen, als die Leute dem Gotteshause zustrebten, und säte Buchweizen. Diesmal aber sandte der Himmel ein warnendes Zeichen. Als die Undächtigen aus der Kirche kamen, stand der Acker in voller Blüte.

Keine Kunde gibt Aufschluß darüber, was aus der Saat geworden, und ob der Frevler in sich gegangen ist; der Acker aber wird noch heute der Himmelsacker genannt.

210. Dei rode Hengst.

Vor veelen hunnert Johren was mal en Boek von Wül-
fingen, dei dull up dei Jagd was. Sau jage hei denne öul
mal an 'n heiten Sömmerdage mit sienen Lünen in Oster-
wohle. Dorbi har hei saunen Iver, as hei hinner 'n Hirsch
herrede, dat hei sienen Gefolge halle iut 'n Weugen kamm.
Mittlerweile harr sel de Himmel betöugen, un et diure nich
lange, da fung dat Gewitter löus. Niu was dei Boek von
Wülfingen süntsch, dat sien Vergnoigen all tau Erne sein
schölle. Hei sette sel unner en öulen Eikbom, as hei sienen
roden Hengst anebunnen harre, un schimpe. Dei Graf har
in sienen Lewen noch niene Weihwatersuppen egeten, awer
wat hei niu fliuche bi Dunner, Weer und sware Not, was
denne doch tau veel. Up eimal gaf dat en sau flimmen Slag,
dat dei Graf ahnmächtig henflaan dee. As hei nah ner
Weile weer tau sel kamm, was sien Pierd verschwunnen, un
an dei Stie stumm en gröuten Felsen. Von düsse Begewen-
heit het dei Felsen sienen Namen freigen: Dei rode Hengst.

211. Der offene Sarg zu Dornum.

Zu Dornum im Leichengewölbe steht der Sarg eines
Kindes, und darin liegt ein feines, schönes Kind, unverfehrt
und wie lebendig. Man konnte es früher durch eine Öffnung
am Fußende des Sarges, der damals nicht geschlossen werden
konnte, erblicken. Das kam so:

Vor langen Jahren lebte ein Graf von Dornum, der
hatte ein einzig Mägdelein, das war so schön und lieblich
anzuschauen, daß man sich nicht satt daran sehen konnte.



Die Gräfin, des Kindes Mutter, meinte darum, ihrem Kinde könne kein Leid geschehen, auch dürfe es nicht sterben, und trieb ordentlich eine Abgötterei mit ihm. Aber Gott strafte sie für ihre Torheit; das Kind starb plötzlich und sah dennoch so aus, als ob es lebendig sei. Da war sie ohne Maßen traurig und konnte sich gar nicht von ihrem toten Liebling trennen; stündlich ging sie zur Gruft und sah in den Sarg, wo das Kind nicht verwesen wollte und fortblühte. Und weil dies eine noch ärgere Sünde war als ihre frühere Torheit, strafte Gott sie wiederum: eines Tages lag das Fußbrett des Sarges abgestoßen an der Erde, so daß jedermann in den Sarg sehen konnte, und so oft es wieder eingesetzt wurde, immer wieder lag es abgestoßen am Boden; der Sarg mußte offen bleiben und wurde so zum Zeichen und zur Warnung für das ganze Land.

Erst als die Menschen sich für zu Flug hielten, um an solche Zeichen zu glauben, hat man den Sarg schließen können. So ist heute ein Zeichen weniger im Land.

212. Der falsche Eid.

In der Nähe von Märschendorf, Kirchspiel Bakum, soll früher ein Bauer um ein Stück Land einen falschen Eid geschworen haben. An der Stelle, wo dies geschehen, wuchs seitdem trotz aller guten Bearbeitung und reichlichen Düngens keine Frucht, nicht einmal ein Grashalm. Es waren zwei Stellen, so groß wie ein Stuhl, auf der einen soll der Richter gefessen, auf der andern der Bauer gestanden haben.





C. Kultursagen.

I. Historische Sagen.

213. Der Mohrenkönig im Meerbach.

Im Bette des Meerbaches, in dem das Steinhuder Meer seinen Ab- und Ausfluß hat, liegt, so erzählt man sich in Rehburg und Winzlar, ein großer Held und Mohrenkönig begraben. Diesen Fürsten legten die Seinigen erst in einen goldenen Sarg, umgaben ihn dann mit einem silbernen und zuletzt mit einem zinnernen Kasten. Hunderte von Sklaven mußten den Meerbach ableiten und das Grab in dem nun trocken gelegten Bette bereiten. Nach der Versenkung des Verstorbenen in die Tiefe wurde der Fluß wieder in sein natürliches Bett zurückgeführt und so die Grabstätte des Königs bedeckt. Die Sklaven, die die Arbeit verrichtet hatten, wurden hingerichtet, damit sie die Stelle nie verraten könnten, und so ist der Ort, an dem der Mohrenfürst seine letzte Ruhestätte fand, bis heute noch nicht gefunden.

214. Kaiser Karl und die weise Frau.

Bei der Begadde, einer Quelle westlich von Damme in Oldenburg, hat zu Karl des Großen Zeit eine weise Frau gewohnt, die war nach einer für die Sachsen ungünstig verlaufenen Schlacht in die Gefangenschaft der Franken geraten und wurde Karl dem Großen vorgeführt. Sie hatte aber keine Furcht vor ihm, sah ihm kühn ins Auge und rief ihm zu: „Karl, Karl, führe man wier ümme! Wenn du use Lüe auf alltohoupe daut schleest, dat helpet di nig; dien Rief is doch nig van Duur up Aren.“ Und das ist ja dann auch eingetroffen.



215. Das Blutbad am Halsebach.

In dem Dorfe Halsmühlen bei Verden soll Karl der Große die 4500 sächsischen Geiseln durch seine Henkersknechte hingerichtet haben. Er ließ dazu an das Rad der Mühle, die von dem dort vorbeifließenden Kleinen Bächlein, der Halse, getrieben wurde, viele scharfe Messer anbringen, durch die in zwei Tagen die Hälse der Sachsen wie Roggenhalme unter der Schneidemaschine abgeschnitten wurden. Der Halsebach war damals blutrot; bis in die Aller zog sich der breite rote Streifen.

216. Wittegens Geburtsort.

In Wildeshausen im Oldenburgischen soll Wittegen (Wittekind) geboren sein und gelebt haben. Dort hat auch seine Burg gestanden, von der freilich nichts mehr zu sehen ist. Vielleicht hat sie ihren Platz oben auf der Höhe des Wittegenberges gehabt, der das ganze Hunteal beherrscht.

217. König Radbods Taufe.

Der Friesen tapferster König war Radbod, von dem noch heute viel Singens und Sagens ist. Gegen Karl den Kaiser kämpfte er wacker, bis er unterliegen mußte. Von dem Christentum aber mochte er nichts wissen. Der Bischof Wulfram hatte ihn zwar so weit gebracht, daß er sich taufen lassen wollte, des guten Beispielen halber für die Untertanen. Als aber Radbod bereits mit einem Fuß im Taufbecken stand und den andern eben nachziehen wollte, fragte er den Bischof: „Wo mögen denn aber meine Vorfahren sein, im Himmel oder in der Hölle?“ Wulfram entgegnete rasch: „In der Hölle, in der Hölle!“ und meinte, der König würde bereits die Hölle so abscheulich finden, daß er seine Ahnen darob verlassen könne. Radbod aber zog schnell den Fuß aus dem Taufbecken zurück und sagte: „So will denn auch ich lieber bei meinen braven Vorfahren in der Hölle sein, als bei den wenigen Christen im Himmel!“ Sprach's und blieb ungetauft!

218. Von der Erbauung Lüneburgs.

Einmal vor langen, langen Jahren versagte die ansehnliche und reiche Stadt Bardowik an der Ilmenau ihrem rechtmäßigen Herrn, Heinrich dem Löwen, den Einzug und



hielt ihm zum Schimpf einen nackten Spiegel über die Mauer der Stadt. Das ergrimmte den Herzog, und drei Tage nacheinander ließ er die Stadt stürmen, bis er sie am Tage Simon Judä in seine Gewalt bekam. Da ließ er alles nieder-machen und die ganze Stadt in einen Steinhaufen verwandeln, so daß nur wenig Zeichen von ihr übrig blieben. Einige lebend gebliebene Bürger ließen sich darauf bei einer kleinen Feste nieder, und dort erlaubte ihnen der Herzog im folgenden Jahre, von den Trümmern Bardowiks eine andere Stadt zu erbauen. Das taten sie denn auch und nannten ihre neue Stadt und Feste anfangs Molsdorf und späterhin Lüneburg. Und so heißt sie noch.

219. Die Lüneburger Salzsau.

In den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung hat sich einmal eine Sau in einer Quelle bei Lüneburg gewälzt. Viele Stunden später bemerkte man, wie an ihren Borsten viel Salz klebte; so wurde man auf den Salzreichtum der Quelle aufmerksam. Die Knochen der Salzsau, der Lüneburg einen großen Teil seines Wohlstandes verdankt, werden noch heute in einem Glaskasten des Rathauses aufbewahrt.

220. Der Dänenkampf der Friesen.

Vor vielen, vielen Jahrhunderten kam es den Dänen einmal in den Sinn, Ostfriesland zu erobern. Sie fuhren mit großem Kriegsvolk und vielen Schiffen über See und landeten in der Mündung der Hilgenriede, ja eine Anzahl der Raubschiffe fuhren die Hilgenriede aufwärts und ankerten im großen Heerenkolk bei Norden, mit Mord, Brand und Raub das Norderland verheerend. Da packte das Friesenvolk ein flammender Zorn, und vom Bischof Rimbertus von Bremen gesegnet, zogen sie zum Freiheitskampfe dem Feinde entgegen und besiegten ihn in blutiger Schlacht. Der Schauplatz des Kampfes war die Teener, Neugro, Süde bis an Nesse; das ganze Feld soll voll toter Dänen gelegen haben. Die Sieger erhielten dasselbe Land, verwalteten und vererbpachteten es in Gemeinschaft, und die Ländereien, darauf die meisten Feinde erschlagen worden waren, mußten die höchsten Abgaben zahlen.

221. Wie die Sachsen das Land Hadeln gewannen.

Im Hadelner Lande wohnten vor urdenklichen Zeiten Thüringer. Als nun eines Tages Schiffe mit sächsischen Männern kamen, gab es heftige Kämpfe; schließlich wurde aber ein Vertrag abgeschlossen, der den Sachsen freies Ein- und Verkaufsrecht zubilligte, aber ihnen auferlegte, sich alles Plündern, Mordens und Raubens zu enthalten. Dieses Bündnis galt lange Zeit.

Nun geschah es einmal, daß ein junger Sachse von den Schiffen das Land betrat, der über und über mit Gold behangen war. Ein Thüringer, der ihm begegnete, fragte ihn, was er mit all dem Golde anfangen wolle, und erfuhr, daß der Sachse es verkaufen wolle, gleich, um welchen Preis, denn er sei am Verhungern. Da bot ihm der Thüringer zum Hohn Staub an, aber der Sachse ging auf den Vorschlag ein, ließ sich die Taschen mit der lockern Erde füllen, gab dafür sein Gold her, und beide gingen zufrieden zu den Ihren.

Der Thüringer wurde von seinen Landsleuten um des erlaubten Betruges willen sehr gelobt; den Sachsen hielten die Seinen für irrsinnig und lachten ihn aus. Er aber ging wieder an Land, hieß sie ihm folgen und streute die eingetauschte Erde dünn auf die Äcker, sie so rechtmäßig für einen Lagerplatz in Besitz nehmend. Die Thüringer wollten diese Landnahme nicht billigen; als sie aber hörten, daß die Sachsen im Rechte waren, wurden sie zornig, stürmten unbesonnen ins sächsische Lager und wurden vernichtend geschlagen. Nun wollten sie verhandeln, und es wurde auch ein Termin verabredet; als aber die Sachsen merkten, daß sie unbewaffnet zur Verhandlung kamen, stürzten sie sich auf sie und erschlugen alle mit ihren Kampfmessern. Seit der Zeit herrschen die Sachsen im Lande Hadeln.

222. Das Jammerholz.

Zwei Stunden von Dannenberg liegt das Dorf Jamel, zu dem gräßlich Grotteschen Gute Breesee gehörig, das seinen Namen von dem Walde erhalten hat, der dort in grauer Vorzeit gelegen und das Jammerholz genannt ward.

In diesem Walde haben die Wenden ihre bejahrten, zur Arbeit nicht mehr fähigen Eltern erschlagen. Eines Tages, als diese grausame Tat an einem schneeweißen Greise, der



gebunden und jammernd auf der Erde lag, vollführt werden sollte, kam eine Herzogin von Celle des Weges gezogen und hörte den Klageruf. Sie drang in das Gebüsch und sah den Alten und neben ihm etliche junge, kräftige Männer, mit rauhen Fellen bedeckt. Sie sprachen, als die Herzogin fragte, weshalb der Greis so kläglich jammere: das sei ihr alter Vater, der nicht mehr zum Leben taugte, deshalb wollten sie ihn zu Tode schlagen. Die Herzogin ermahnte die Männer, von ihrem grausamen, unnatürlichen Vorhaben abzustehen, die aber sprachen wieder: „Was soll ein Mensch auf der Welt, der sich und allen andern nur Last und Schaden bringt? Seht Ihr den Krost an dieser Art? Das ist von seines Vaters Blute, den er selbst auch einst erschlagen. Und so werden unsere Söhne, wofern wir zu hohen Jahren kommen, dermaleinst uns wieder töten.“ Die Herzogin ließ den Söhnen Geld geben, davon sie ihren Vater erhalten sollen. Sie nahmen's und sagten: solange das Geld ausreichte, solange könne der Alte noch leben.

223. Wie die Billunger Herzöge wurden.

Als Kaiser Otto I. einst im Wald bei Stübedshorn jagte, geschah es, daß ihm ein blonder, hochgewachsener Sachsenbursche entgegentrat und ihm, indem er dem Pferde des Fürsten in die Zügel fiel, den Weg versagte. Der Kaiser verlangte kurz und zornig, freigelassen zu werden, aber der junge Sachse verweigerte ihm den Gehorsam, gab sich als Billung, der Besitzer des Freihofes Stübedshorn, zu erkennen und erklärte, daß er wohl einem Gaste, nimmer aber einem Eindringling die Jagd in seinem Gebiete gestatte. Schon wurden im Gefolge des Kaisers Zornesrufe über solch unerhörte Kühnheit laut, als Otto lächelnd Ruhe gebot und, dem jungen Billung die Hand reichend, sich bei ihm zu Gaste lud. Zum Dank für die genossene Gastfreundschaft, die sich unter lauter Lustbarkeit durch Tage hin erstreckte, ernannte der Kaiser den fecken Jungen, der sein Herz gewonnen hatte, beim Abschied zum Herzog des Sachsenlandes, und man erzählt, daß er damit den rechten Mann getroffen habe.



224. Die falsche Furt.

Als Heinrich der Löwe Bardowik von allen Seiten eingeschlossen und zwei Tage hindurch vergeblich bestürmt hatte, geriet am dritten Tage zufällig ein Ochse in das rings um die Stadt aufgeschlagene Lager. Von den Kriegsheuten hin und hergejagt und wild gemacht, stürzte er der Ilmenau zu und watete dem Südde der Stadt gegenüber durch den Strom. Da ihm das Wasser nur bis an den Bauch ging, so ließ Heinrich der Löwe sogleich berittene Krieger an dieser Stelle durchwaten, welche denn auch mit leichter Mühe das jenseitige Ufer erreichten. Da das Wasser sehr seicht war, so schritt das Fußvolk in ganzen Massen nach, und ehe die Belagerten noch von dem Geschehenen Kunde erhielten, hatten die Krieger Heinrichs des Löwen schon die niedrige Mauer erstiegen, die an dieser Seite der Stadt aufgeführt war. Die Bürger warfen sich den Eindringenden entgegen und kämpften mit dem Mut der Verzweiflung. Allein die Feinde, deren Zahl von Minute zu Minute wuchs, eroberten einen festen Punkt nach dem andern und waren binnen kurzer Zeit Herren der ganzen Stadt. — Die Stelle in der Ilmenau, wo der Ochse hindurchgewatet, erhielt den Namen „die falsche Furt“ und hat ihn bis zum heutigen Tag behalten. Dieselbe befindet sich oberhalb des Gutes Vrestorf, dem Hospital Nicolaihof gegenüber. Neugierige werden indessen wohl tun, wenn sie keinen Bewohner Bardowiks nach der „falschen Furt“ fragen, sie möchten sonst einen eben nicht allzu höflichen Bescheid erhalten. Die Bardowiker lieben es nicht, an jenen Vorfall erinnert zu werden.

225. De Schlicker Siel.

Anno 1218 frigede de Grave van Oldenborg mit den Fresen an der Jade und leet den Schlicker Siel dorchsteken. Als nu de Floth quam, und de Jade, so der Tyd noch ein Klein Water was, nenen Siel hadde, brack dat Water in, je länger je mehr, bet man nenen Wedderstand doen konnde. Dar vergingen söben Karspellerken als Dauens, Jadelch, Olde Eddens, Olde Gredens, Arnegast und andere mehr. It verdrunken of vüle Lüde und Beeste.

Men seggt, it si ein Timmermann gewesen, de den Siel gebuwet; de hebbe de holten Nagels man innegesteken und



folkes dem Graven van Oldenborg in dem Kriege geapenbaret, de hebbe ohme ein Stücke Geldes gegeben, dat he de Nagels utgetagen hebbe. Als nu de Floth tenen Wedderstand gefunden, si de grote Schade geschehen. It si of eine Tyd Iant hierna, wenn de Floth angekamen, eine Stümme gehöret wurden, so jammerlit geropen: „Dieke, Dieke, Dieke!“

226. Der Paterbusch bei Visselhövede.

Als sich längst die Herzen der Bewohner von Visselhövede dem Katholizismus abgeneigt zeigten und der evangelischen Lehre zuwandten, hielt doch ein katholischer Pater auf seinem Posten aus, bis man mit Gewalt einen Lutherischen Geistlichen in die Kirche führte und den Katholiken hinaustrieb. Wie er ging und stand, in seinem Priestergewande, stieß er die Drohung aus, daß er dem Bischof zu Verden die Freveltat mitteilen wolle, damit dieser als Richter in der Sache auf-trete. Bischof Christoph aber war streng katholisch; er hatte erst kurz vorher den Bremer Prediger Bornemacher von St. Remberti wegen seines Übertrittes zum Luthertum auf dem Lögenstein von Verden hinrichten lassen. Mit Recht fürchteten die Leute von Visselhövede seine Rache. Sie eilten dem Pater nach und holten ihn in einem kleinen Gehölz am Wege nach Jeddingen wieder ein. Da er allen Versuchen, ihn zurückzuhalten, widerstand, erschlugen ihn die Aufgeregten und verscharrten ihn in jenem Gehölz, das seit jener Zeit der „Paterbusch“ genannt wird. Seine blutigen Gewänder aber wurden zurückgebracht und dann zum Andenken in dem Kirchenschranke aufbewahrt.

227. Ulrich Behrs Flucht.

Ulrich Behr, dessen Grabstein noch heute in der Kirche zu Stellichte zu sehen ist, war zu seinen Lebzeiten ein gefürchteter Feind Bremens, dessen reisenden Kaufleuten zumal er viel Schaden tat. Endlich gelang es aber den Bremern, den Raubritter zu fassen; sie brachten ihn in ihre Stadt, hielten Gericht über ihn und verurteilten ihn zum Tode des Hängens. Als sie ihn nun herausführten, erbat er sich kurz vor dem Galgen noch die Gnade, von seinem kohlrabenschwarzen Streitrosse Abschied nehmen zu dürfen. Das mochten sie ihm nicht abschlagen, denn sie wußten nicht, daß



der Rappe Teufelskräfte hatte. Ulrich Behr trat an sein Pferd heran, schwang sich plötzlich hinauf, ritt die Umstehenden nieder und jagte davon. Obschon die Verfolger ihm auf den Fersen waren, vermochten sie seinen Teufelsrappen nicht einzuholen; so gelang es dem Ritter, rechtzeitig sein sicheres Stelllichte zu erreichen.

228. Der Schwedenweg im Bokmer Holze.

Im Dreißigjährigen Kriege haben die Schweden in den Dörfern hinter dem Bokmer Holze böse gehaust. Sie raubten das Vieh, schlugen die Männer tot, wenn sie nicht flüchteten, schändeten die Frauen, zerstörten alles, was nicht niets und nagelfest war und setzten zuletzt den roten Hahn auf's Dach. Einmal kam solch ein wüster Haufe auch nach Müllingen. Das Vieh wurde den Bauern weggenommen, und dann bezechten sich die Räuber, bis keiner mehr fest auf den Beinen stand. Am späten Nachmittag endlich brachen sie auf und zogen auf Hannover los. Dabei mußten sie durch das wilde Bokmer Holz. Das erfuhren die geflüchteten Bauern, sie eilten auf Nebenwegen in den Wald und legten sich an einer Stelle, wo der Weg durch dichtbewachsenen Sumpf führte, in den Hinterhalt. Endlich zog der betrunkene Haufe heran, theils zu Fuß, theils auf den gestohlenen Pferden. Da sprangen die Bauern und ihre Knechte plötzlich hervor, schossen die Söldner vom Pferde oder stachen sie mit Mistgabeln und Spießzen nieder, daß auch nicht einer entkam. Die Toten aber warfen sie alle in ein gemeinsames Grab und deckten einen großen Haufen Steine darüber. Der Weg wurde seit jener Zeit der Schwedenweg genannt. Die Steine aber sucht man heute vergeblich, die haben die Bauern wahrscheinlich zum Wegebau gebraucht.

229. Die Tillyeichen bei Harpstedt.

In Harpstedt im Kreise Syke stehen zwei gewaltige alte Eichenbäume dicht nebeneinander. Unter ihnen, so erzählt man, hat einstmals der große papistische General Tilly sein Frühstück eingenommen; andere wieder sagen, es sei Napoleon gewesen, der dort gerastet habe. Abends sind die beiden Bäume immer von vielen Krähen besetzt; das gibt ihnen ein gar gespenstiges Aussehen.



250. Wie Ehrhorn unterging.

Bauern aus Wintermoor und Einem haben in einer Wirtschaft gefessen. Schließlich haben sie in angeheiteter Stimmung eine Wette abgeschlossen, welches Dorf den stärksten Stier habe, haben ihre Stiere geholt, und der Kampf hat stattgefunden. Dabei sind die Stiere in die Heide gelaufen und haben mit ihren Hörnern den Sand aufgewühlt. Dieser Sand ist vom Winde fortgetragen worden und hat ganz Ehrhorn unter sich begraben.

251. Die Gleichen bei Göttingen.

Nicht weit von Göttingen liegen auf einer Berghöhe zwei Burgruinen, Altengleichen und Neuengleichen genannt. Die Sage geht, daß in sehr frühen Zeiten zwei Grafen aus dem Sachsenlande sie erbaut, die dann von diesen Burgsitzern aus das Land bedrückt und beraubt hätten. Da seien sie unter der Regierung Kaiser Ottos IV. befehlet, von den Bewohnern des Landes vertrieben und ihre Burgen zerstört worden, worauf sie sich nach Thüringen gewendet und dort die unter dem Namen die drei Gleichen bekannten Bergschlöffer erbaut hätten.

Man erzählt auch, daß die Burgen einst im Besitze der Familie von Uslar gewesen seien. Diese war in zwei Linien geteilt: das Haupt der einen hatte Altengleichen mit drei Vierteln der Herrschaft inne, das Haupt der anderen bewohnte Neuengleichen und besaß nur das letzte Viertel der Gleichenschen Herrschaft. Solcher Ungleichheit halber haßten sich die beiden Herren recht gründlich, so sehr, daß beide gleichzeitig beschlossen, den andern mit einem Pfeilschuß zu töten, und beide hatten auf Rat des Teufels denselben Morgen für den Mord ausersehen. Da geschah es, daß der Teufel jedem zugleich den Schuß ins Herz hinein lenkte, und so starben sie beide zugleich vom tödlichen Pfeile getroffen.

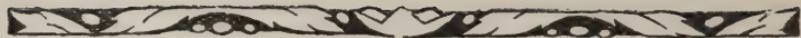
252. Wissinghof bei Bentheim.

Ungefähr anderthalb Stunden von Bentheim, am Wege von Schüttorf nach Ohme, liegt ein Schafstall an einer Stelle, die „Wissinghof“ genannt wird und noch ganz den



Anblick eines Bauernhofs darbietet. Da hat wirklich einmal ein Bauernhof gestanden, und zwar der reichste der ganzen Gegend.

Dessen Besitzer brachte einmal dem Grafen von Bentheim die Pacht aufs Schloß, und dabei erregten seine vier feisten Rappen die Aufmerksamkeit des Grafen, denn es war allgemeine Hungersnot. „Deine Gänle scheinen die Teurung nicht zu spüren!“, rief ihm der Graf zu. „Dafür sind es auch Wissings Pferde“, antwortete der Angeredete kurz. Die Antwort gefiel dem Grafen schlecht, und um den stolzen Bauern zu demütigen, lud er ihn zu Tische. Aber Wissing würdigte die ihn umgebende Pracht keines Blickes, und gefragt, ob ihm der Staat nicht gefalle, antwortete er: „Glitterkram — freilich für den, der von andern leben muß, hinreichend!“ „Ich wäre doch neugierig, deine Wirtschaft zu sehen,“ rief der Graf grimmig, „wenn du einen Stuhl und einen Tisch besitzt, daran man deinen Brei essen kann, wäre ich versucht, mich bei dir zu Gaste zu laden.“ „Kommt nur,“ erwiderte Wissing ruhig, „wenn mein Gerät nicht mehr wert wäre als Euers, würde die Breischüssel, die ich Euch vorsehen werde, nicht darauf passen.“ Die Prahlerei mißfiel dem Grafen zwar, aber er wollte doch sehen, was es mit ihr auf sich habe, und lud sich mit zehn Personen auf den dritten Tag zu Gaste. Der Bauer ging. Am bezeichneten Tage machte sich der Graf mit seiner Familie und seinem Gefolge auf den Weg; schon als sie den Hof betraten, staunten sie über den Viehreichthum des Bauern. Der Besitzer erschien im kurzen ledernen Wams und führte seine Gäste in die Stube, in der für zwanzig Gäste gedeckt war. Die Fußteppiche waren weißbunte Kuhhäute, die Wände mit weißer Leinwand behangen, der Tisch war aus zwanzig Stücken weißer Leinwand künstlich zusammengelegt, und als Stühle dienten Säcke, jeder mit einem Malter Roggen gefüllt. Der Tisch war mit herrlichem Geflügel besetzt, und ein silberner Brustharnisch stand, mit Brei gefüllt, in der Mitte. Als der Graf sich von seinem Staunen erholt hatte, meinte er, das Korn könne doch besser zur Stillung der Not verwendet werden, zudem sei es doch sündlich, sich auf etwas zu setzen, was zur menschlichen Nahrung diene; aber: „Es ist alles für mein Vieh bestimmt“, erhielt er zur Antwort. Nach der Herkunft des



silbernen Harnischs befragt, erwiderte Wissing: „Mir von Euerm Vorfahr, als Not auf dem Schlosse herrschte, um zwanzig Malter Roggen verkauft.“ Der Graf kehrte bald verstimmt heim und überlegte, wie er Wissing strafen könne. Bald darauf wurde der übermütige Bauer gefangen gesetzt, seine Angehörigen vom Hofe vertrieben, das Haus abgebrochen und das Eigentum vier andern Bauern gegeben, die noch heute „Wissingsbauern“ heißen. Auf der Stelle des Wohnhauses wurde ein Schafstall errichtet, der noch steht und „Wissinghof“ genannt wird.

II. Von Steinen und Denkmälern.

255. Hünenkönig Sürbolds Grab.

Auf dem Hümeling liegen große Hünengräber von großen Feldsteinen, und das größte von ihnen befindet sich bei Börden im Walde. Da, sagt man, liege König Sürbold begraben, und in Werlte gibt's noch alte Leute, die wollen mit eigenen Augen seine auf einem Schilde mit goldenen Buchstaben stehende Grabschrift gelesen haben, andere aber sagen, die Schrift habe nicht auf dem an einem Baume hangenden Schilde, sondern auf einem Steine selber gestanden und habe gelautet:

Hünenkönig Sürbold
liggt hier begraven in' Bördenwold
in en vergolden husholt.

In Scharrel wird noch erzählt, unter dieser Inschrift wären noch die Worte

wunder över wunder,
wat liggt hier under!?

zu lesen gewesen, und als die Leute endlich einmal den gewaltigen Deckstein, unter dem eine ganze Schafherde Platz hat, umgekehrt hätten, weil sie geglaubt, sie würden einen großen Schatz darunter finden, da hatten sie nichts als eine andere Inschrift gefunden, die gelautet:

Dat was tit,
dat ik quam up mine änn're sit.



Heidegrab

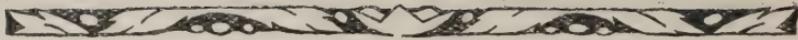
254. Der Karlsstein bei Haste.

Beim Dorfe Haste, unweit Osnabrück, liegt ein großer Stein, der mittendurch gesprungen ist und „der Karlsstein“ heißt. Man erzählt, Karl der Große, dessen Bildsäule noch am Rathause zu Osnabrück zu sehen ist, habe ihn, um seine Allmacht zu zeigen, mit einer Rute mittendurch geschlagen. Andere erzählen auch, Kaiser Karl habe gesagt, indem er auf den Stein schlug: So unmöglich, als er mit dieser Rute den Stein zerschlagen könne, ebenso unmöglich könne er seinen Glauben ändern, das heißt protestantisch werden; da sei der Stein zersprungen, und da habe er denn diesen Glauben angenommen.

255. Die Karlssteine im Hone.

Dreiviertel Stunden von Osnabrück entfernt befindet sich im Hone, an der Chaussee nach Bramsche, ein grau und ehrwürdig zum Wanderer niederblickendes, gewaltiges Steindenkmal. Es sind die Karlssteine, die ihren Namen vom Kaiser Karl dem Großen haben. Es sind drei ungeheure Granitblöcke, von denen jeder auf vier Steinunterlagen ruht. Sie befinden sich auf einem an der Chaussee sich erhebenden Hügel, zu dem ein Fußpfad hinaufführt, in einer Waldschlucht, die durch den Piesberg und den Hasterberg gebildet wird. Die mittleren Decksteine sind geborsten und nach innen eingesunken. Man erzählt folgendes:

Einst, als der große Frankenkaiser mit dem Herzoge Wied oder Wittelkind jagen ging, kamen beide mit ihrem Jagdgesolge auch zu den großen Opfersteinen im Hone. Vergebens versuchte Karl den Sachsenfürsten zu bewegen, seine Götter abzuschwören. Streng und düster wies Wittelkind das Ansinnen des Kaisers von sich. Als dieser aber nicht nachließ, den Herzog zu drängen, das Christentum anzunehmen, rief der Sachsenfürst endlich, auf die Steine zeigend: „Nun wohl denn, wenn du mit der Haselgerte (Pappelgerte), die du in der Hand hältst, den Opferstein zerschlägst, will ich an die Macht deines Gottes glauben.“ Da drückte Karl seinem Rosse, das sich vor dem großen Granitblock scheute, die goldenen Sporen in die Weichen, erhob voll Vertrauen auf den Beistand seines Gottes die Gerte und schlug damit auf den Stein, und siehe, derselbe ward in drei Stücke zersprengt.



Da erkannte Wittelind, daß der Christengott stärker sei als die Götter in Sachsen; er ließ sich zu Belm, unweit Osnabrück, taufen, und Karl war sein Pate.

Nach andern zog Karl in den Hon, um die Opfersteine zu zerstören. Es wollte ihm aber nicht gelingen, da die Steine dem Eisen sowohl als auch dem Feuer widerstanden. Schon wollte er von seinem Vorhaben abstehen, als ihn sieben Brüder, die in seinem Heere dienten, auf die Hilfe Gottes hinwiesen. Sie bauten den Opfersteinen gegenüber einen Altar und flehten zu Gott, daß er ihrem Könige beistehen möge. Voll Verzweiflung, daß ihm seine Absicht nicht gelang, schlug Karl mit einer Pappelgerte auf den Opferstein, indem er ausrief: „Gleich unmöglich ist es, diesen Stein und die harten Nacken der Sachsen zu brechen!“ Kaum aber hatte er die Worte gesprochen, da zersprang der Stein in drei Stücke. Um den Altar der sieben Brüder wurden aber zum Gedächtnis an diesen Beweis der göttlichen Macht sieben Buchen gepflanzt.

Den Karlssteinen gegenüber, an der andern Seite der Osnabrück—Bramscher Chaussee, befindet sich jetzt ein steinernes Kreuz mit der Inschrift: „Hoc loco Caroli magni temporibus primam in hac regione missam celebratam esse antiquitus traditum est“. Hier ist also die Stelle, wo der Altar der sieben Brüder gestanden hat. Statt der früheren Buchen ist das Kreuz von zehn neuen Buchen umgeben, der von diesen eingeschlossene Platz heißt im Volksmunde „Tonteggenböcken“ (zu den zehn Buchen).

Nach einer dritten Sage soll Karl der Große am Opferstein im Hone Witte im Zweikampfe besiegt haben.

256. Vom Bickelstein.

I.

In der Heide zwischen den zum früheren Amte Kneesebeck gehörenden Dörfern Ehra und Boikzenhagen liegt ein Findling in Gestalt eines Sessels, dessen Rückenlehne eine klar ausgeprägte Vertiefung aufweist, die von einem Pferdehuf herzurühren scheint.

Zur Zeit der Sachsenkriege lagerte bei dem Stein eine kleine Schar Franken, die von dem Hauptheer abgekommen war. Der Führer sah sich plötzlich von einer weit stärkeren

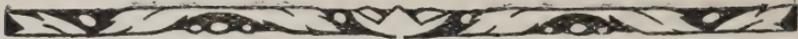


Anzahl Sachsen eingeschlossen; ein Ausweg war nicht mehr zu finden. Sich in einen Kampf einlassen, hieß, die ganze Schar opfern. Deshalb zog er es vor, den Sachsenführer Wickel oder Bickel um Gnade zu bitten. Der aber machte seine Entschließung von einem Hilfszeichen abhängig. Der Franke umritt den Stein dreimal. Beim dritten Umritt schleuderte sein Pferd ein Hufeisen gegen den Stein. Das war das ausgemachte Zeichen. Bickel hielt an seinem Versprechen fest, der Franke konnte ungehindert abziehen.

II.

Während des Dreißigjährigen Krieges kam der Schwedenkönig Gustav Adolf auf seinen Kriegszügen spät abends bei dem Steine an. Er beschloß, mit seinem Heerhaufen hier zu übernachten. Er selbst legte sich in seinen Mantel gehüllt am Stein zum Schlafen nieder und verbot bei Todesstrafe, ihn unter vier Stunden zu wecken. In weitem Kreise umstanden die Wachtposten das Lager. Der helle Mondschein ließ bald nach Mitternacht die Bewegung zahlloser Feinde erkennen, die sich vom Bodlinger Walde und durch die Stüder Heide dem Schwedenlager näherten. Den Schweden blieb nur noch der Ausweg durch den Mallohwald, der wegen seiner unwirtliche Wege nur schwer zu passieren war. Trotz der nahen Gefahr wagte keiner der Führer den König zu wecken. Da warf einer von ihnen einen Hund auf den König, der sofort erwachte und, seine Drohung erfüllend, den Hund sofort tötete. Das Gefahrvolle seiner Lage kam ihm sofort zur Erkenntnis. Ein Durchbrechen erschien ihm bei der Überlegenheit der Kaiserlichen unmöglich. „Nur der Herr kann uns retten“, rief er aus. „In dieser großen Not will ich ein Zeichen vom Himmel begehren; der Herr verzeihe mir meine Sünde!“ Er sprengte darauf mit dem Pferde auf den Stein und führte einen Schwerthieb gegen denselben.

Deutlich prägte sich der Pferdehuf in dem festen Gestein aus, und der Schwerthieb hinterließ eine klaffende Spalte. Dann gab der König Befehl zum Aufbruch. Glücklicherweise erreichte er mit seinem Heerhaufen den Waldweg, der durch den Malloh führte, und schlug den Weg über Kneseebeck nach Wittlingen ein. Am Scharfen Berge bei Kneseebeck traf er abermals auf die Kaiserlichen. Auf die ihm durch das Wunder-



zeichen offenbarte Hilfe Gottes vertrauend, ging der König zum Angriff über und errang einen vollständigen Sieg über seine Gegner.

257. Der Elwertstein bei Behmke.

Seit zum ersten Male die von Osten vordrängenden Slaven, auch Hunnen, Hünen, Heiden oder Wenden genannt, von den Sachsen oder Christen in der großen Schlacht auf der Zielitzheide besiegt und über Hainstedt weit an die Elbe und darüber hinaus vertrieben worden waren und ihr Heiligtum die Steine zu dem ersten christlichen Felsenkirchlein in Homstedt oder Johannistedt hatte liefern müssen, waren lange Jahre vergangen. Da plötzlich, nachdem schon von Oldenstadt aus die Christianisierung der Wendengrenze bedeutend fortgeschritten war, erschien abermals ein heidnisches Heer, zerstörte die Kirchen, auch das Kirchlein zu Homstedt, bis auf die Grundmauern und schickte sich an, gegen die Ilmenau und die christlich-sächsischen Gebiete vorzurücken. Da sammelte ein sächsischer Fürst namens Elwert in aller Eile ein Heer, um dem Feinde entgegen zu ziehen. Auf der Heide bei Mehre angekommen, sahen die Sachsen das bedeutend stärkere Heidenheer heranrücken, und der Übermacht des Feindes gegenüber bemächtigte sich manches Kriegers das Gefühl, daß das kleine Sachsenheer verloren sei. Als der Führer Elwert diese Verzagtheit bemerkte, bat er Gott um ein Zeichen und sprengte, nachdem er ausgerufen: „So gewiß sich die Hufe meines Rosses jenem Opferstein einprägen werden, so gewiß wird Gott mit uns sein“ — über den Stein. Und siehe da, die Hufe des Tieres waren tief in den Stein eingedrückt. Da jubelte das kleine Heer auf, stürmte auf den mächtigen Feind los und schlug ihn siegreich zurück. Vergebens ließ später der Böse eine Schar seiner Teufel auf jenem Steine in der Johannismacht einen Tanz aufführen, um die Spuren jenes Gotteswunders zertreten zu lassen; es gelang nicht, und nur die Spuren der Hufe seiner unheimlichen Gesellen fand man seitdem neben jenen Rosseshufen dem Steine eingeprägt.

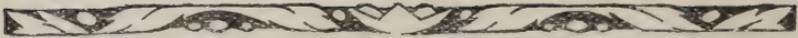
258. Der Schäferstein von Hagenburg.

Am östlichen Ausgange des Rehburger Höhenzuges liegt zwischen Hagenburg und Mesmerode die fürstliche Forst Schier, ein herrlicher Wald mit prächtigem Buchenbestand,



der von zahlreichen braunen und schwarzen Rehen belebt wird. Hier ruht im dichten Forst ein mächtiger Findling. Seine obere Seite zeigte einen vernarbten Riß, der den Stein in zwei fast gleiche Stücke teilte. Auf jedem Teile war eine Vertiefung sichtbar, die dem Abdruck eines Menschenfußes ähnelte. Näher am Rande des Steines fanden sich zwei Eindrücke, die den Fußspuren eines Hundes ähnlich sahen. Wie mochten Riß und Spuren in den harten Stein gekommen sein?

Vor vielen Jahren hütete ein Schäfer am Waldsaume seine Herde. Dabei schaute er mit lästernen Blicken auf das angrenzende saftiggrüne Roggenfeld. Für sich konnte er dort nichts holen, doch seinen Schafen gönnte er solch üppige Weide. In frecher Habgier treibt er sie mit Hilfe seines Hundes auf den Acker. Hei, wie mundet der wolligen Schar das kräftige Futter! Ohne ein Bäh verzehrt sie es emsig, als ob sie wüßte, daß die Frucht eine verbotene ist. — Beraubt ist der Acker, und eilend zieht der Schelm mit der Herde tief in den Wald zurück. Er findet einen großen Stein, der ihm als Sitz dienen muß, während die gesättigten Schafe sich ringsum niederlegen. Zu seinen Füßen ruht sein treuer Gefährte, der kluge Hund. — Die Sonne sinkt; die Arbeit des Tages ist verrichtet. Nach seiner Gewohnheit geht der Landmann am Feierabend ins Feld. Erschreckt und zugleich erzürnt sieht er seinen verwüsteten Acker, dessen er sich gestern noch freute. Die Spur des Felddiebes ist sehr leicht zu verfolgen. Zertratene Pflanzen weisen in den Wald zu jenem Steine, auf dem der Hirte ruht. Der wachsame Hund hört die nahenden Schritte und schlägt an. Sein Herr erhebt sich, stellt sich mit gespreizten Beinen auf den Stein und stützt die Arme auf den Hirtenstab. Der Hund setzt seine Vorderpfoten auf den Rand des Steines und schaut aufmerksam zu dem Schäfer auf. Jetzt ist der Bauer nahe herangekommen. In scharfen Worten weist er den Schäfer auf den begangenen Feldfrevell hin. Der gewissenlose Mann aber leugnet frech und verflucht sich: „Wenn ec dat 'edahn hebbe, will ec up'r Stä'n ünnergahn!“ Der Stein klappt auseinander; Schäfer und Hund versinken, und über ihnen schließt sich der gewaltige Findling. Aber die Spuren des Risses, Schäfers und Hundes blieben sichtbar. Und davon hieß der Stein der „Schäferstein“.



Leider ist dieser allbekannte Findling auf Veranlassung der fürstlichen Forstverwaltung in Bückeburg vor etwa zwei Jahren gesprengt worden, um zu einer neuen Decke der durch die Schier führenden Straße verwandt zu werden. Nur einzelne Reste und ein großes Loch bezeichnen heute die ursprüngliche Lagerstätte dieses Schäfersteins von Hagenburg.

259. Die sieben Trappen.

I.

Am Fuße des Hapfenberges, hart an der Heerstraße Hannover-Kenndorf, befindet sich eine alte Gerichtsstätte. Sie wird allgemein die „sieben Trappen“ genannt, obwohl die Trappen oder Fußspuren schon seit den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts nicht mehr vorhanden sind. Man erzählt, daß hier einst ein Bauer, der seinem Knechte den Lohn vorenthalten hatte, erklärt habe, der Lohn sei bezahlt; der Bauer habe dann gesagt, er wolle in die Erde versinken, wenn es nicht wahr sei. Beim Weggehen sei er bei jedem Schritte tiefer, bei dem siebenten gänzlich in die Erde gesunken. Die sieben Fußlöcher wurden bis zur Verköpplung der Benther Feldmark erhalten und regelmäßig erneuert. Neben den Trappen standen acht Steine, wie sie an Unglücksstellen errichtet wurden. Ursprünglich sind nur sieben Steine vorhanden gewesen, denn eine Urkunde von 1474 erwähnt ein Stück Land „bei den sieben Crucen“. Die acht Steine standen früher etwa zehn Schritte weiter zurück. Sie sind dann wiederholt umgestellt worden, bis sie vor einigen Jahren infolge baulicher Veränderung des Gasthauses „Zu den sieben Trappen“ auf einem Sockel direkt an der Heerstraße Platz gefunden haben.

II.

In meiner Kindheit waren an der Stelle, wo jetzt bei „Siebentrappen“ die Kreuzsteine stehen, in Mannesschrittweite von einander entfernt sieben kleine Vertiefungen in dem Boden deutlich bemerkbar, sie wurden auch dann und wann durch neue Spatenstiche wieder genau kenntlich gemacht. Um jene Zeit war hier jedermann bekannt, zwei Bauern seien, von einem Prozeßtermine in Hannover zurückkehrend, in Streit geraten, da einer von ihnen dem andern vorgeworfen, er habe in dem Termine einen Meineid geschworen;



dieser habe gesagt, wenn sein Eid falsch gewesen, so wolle er beim siebenten Schritte in der Erde versinken, was dann vor den Augen des andren auch erfolgt ist.

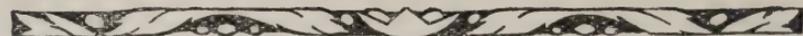
240. Der Brautstein bei Lüchow.

In der Nähe von Lüchow befindet sich die Kolborner Heide, und darauf steht ein Stein, rotgesprenkelt und vier Fuß hoch. Vor vielen, vielen Jahren saßen auf diesem Stein ein Ritter und seine Braut. Der Ritter wollte in den Krieg ziehen und nahm Abschied von seiner Liebsten. Mit Tränen in den Augen bat er sie, ihm während seiner Abwesenheit treu zu bleiben. Da schwur sie hoch und heilig, wenn sie ihrem Verlobten untreu würde, solle dieser Stein ihr Grabstein werden. Mit solchem Schwur war der Ritter zufrieden und zog fröhlich von dannen. Allein das Mädchen vergaß bald des Verlobten und des Schwures und erwählte sich einen neuen Liebsten. Einst ging sie mit diesem spazieren und setzte sich ermüdet auf den Stein. Plötzlich begann der Stein zu wanken, die Treulose taumelte zur Seite und ward von dem Stein begraben. Der Buhle aber ergriff entsetzt die Flucht. Nach Jahren kehrte der Ritter heim. Als er an den Stein kam, sah er, daß derselbe mit Blutflecken bedeckt war. Voll banger Ahnung schlug er mit seinem Schwert auf den Stein. Da sprang ein Blutstrahl heraus, der färbte alle Blumen rot, und ein Schrei drang aus der Tiefe. Der Ritter erkannte die Stimme der Treulosen, bestieg sein Roß und kehrte nie wieder zurück. Die Heide aber blüht seit jener Zeit rot, und der Stein wird Brautstein genannt bis auf den heutigen Tag.

241. Der Wolfstein bei Arzen.

Nicht weit von Arzen steht am Lande der Domäne ein Stein, der im Volke unter dem Namen Wolfstein bekannt ist. Der Stein ist nicht über etliche Fuß hoch, grau, halbverwittert und mit einzelnen dünnen Moosflechten überzogen. Alte Leute erzählen:

Das sei der Wolfstein, worunter zwei Brüder mit Namen Wolf begraben liegen. Diese Brüder haben beide ein jung hübsch Mägdlein geliebt. Es ist dies aber schon so lange her, daß man den Namen des Mägdleins vergessen hat. Genug,



die Brüder haben deshalb einen heftigen Haß auf einander geworfen und haben sich beide den Tod zugeschworen. In einer Nacht sind sie auf dem Platze, wo heute der Wolfstein steht, in Wut aufeinander gestoßen und haben die Schwerter gezogen. Es ist eine stürmische Nacht und ganz finster gewesen. Am andern Morgen hat man das Unglück gesehen. Da sind viele Menschen herzugekommen und haben gesehen, wie die Brüder mit den Schwertern sich die Brust durchstoßen hatten, einer dem andern. Sie sind aber gleich auf dem Platze begraben, und beide liegen da nun schon undenkliche Zeit in einem Grabe. Der Stein aber, der dabei gesetzt ist, heißt bis auf den heutigen Tag der Wolfstein. Von dem Wolfsteine zieht jetzt oft bei Nacht ein seltsam Licht über den Weg bis an die Kirchhofmauer hin und zurück. Es sind noch alte Leute im Orte, die es selbst gesehen haben.

242. Die steinernen Ochsen bei Ehra.

Vor Zeiten wohnte in Ehra ein Mann, der, wenn er Korn gemahlen haben mußte, stets nur am Sonntag damit zur Mühle fuhr. Machte man ihm Vorstellungen über das Unpassende seiner Sonntagsfahrten, so behauptete er allemal: „Jä hev anners keene Tied.“ Zu einer Zeit nun hatte ein alter, braver Nachbar ihm gesagt, ob er denn gar nicht mehr seinen Katechismus wisse, gar nicht mehr an das dritte Gebot dächte, ganz gewiß würde ihn die Strafe für solche Übertretung ereilen. „Ah, dat is jo allens dummes Tüg“, lautete die Antwort. Das Osterfest näherte sich, und zu dem Feste wollte der Bauer auch noch Korn gemahlen haben. Das war ja auch ganz recht und gut; aber unrecht war es, daß der Mann den stillen Freitag dazu auser sah, sein Korn zur Mühle zu schaffen. Erschrocken und entrüstet sahen die Leute des Dorfes, wie der Bauer ruhig neben seinem mit zwei Ochsen bespannten Wagen herging, als ob er gar kein Bewußtsein davon habe, was er tue. Jedoch er kam nicht weit. Denn kaum war er aus dem Orte gefahren, so entstand ein breiter Spalt im Wege, so daß der Wagen und die beiden Ochsen darin versanken, diese aber nur so tief, daß sie mit dem Rücken etwa einen Fuß breit über den Erdboden hervorragten. Der Mann selbst sprang recht-



zeitig zurück und eilte entsetzt heim. Er hat nie wieder am Sonn- und Feiertage Korn zur Mühle gefahren. Die beiden Ochsen wurden in Stein verwandelt und erinnern an das Gebot: „Du sollst den Feiertag heiligen!“ Die Bewohner Ehras wenigstens hielten es so; und als vor einigen Jahrzehnten der eine steinerne Ochse am Rücken beschädigt war — ob aus Fahrlässigkeit oder aus Mutwillen? — da gab das große Erregung in Ehra und in der ganzen Umgegend.

245. Der versteinerte Sonntagschänder.

Nicht weit von dem Kirchwege, der von Ostereistedt nach Selsingen führt, lag noch um die Mitte des vorigen Jahrhunderts ein gewaltig großer Stein, der an der Oberseite viereckig war. An der einen Ecke befand sich eine große Spalte. Von diesem Steine erzählte man sich folgende Geschichte:

In einem Sonntagmorgen — aber das ist lange her —, in aller Frühe, gerade bei Sonnenaufgang, fuhr ein gewinnfüchtiger Bauer mit seinen zwei braunen Pferden den Kirchweg entlang, unbekümmert darum, daß sein holperndes Gefährt, das mit Heu beladen war, die feiertägliche Andacht und Stille störte. Als er gerade auf seinen Acker umbiegen wollte, stand plötzlich, wie aus der Erde gewachsen, ein unbekannter Ritter vor ihm und fragte ihn nach seinem Geschäft. Als der Bauer nicht gleich antworten konnte, fuhr ihn der Ritter zornig an: „Dat Heu hest du stahl'n, id seh et di an! Un dat noch upp'n Sönddag! Dormit de Welt den Sönddag ehren deiht, so bliffst du hier stahn!“ Damit zog er sein Schwert, schwang es vor dem Wagen — und zu Stein verwandelt stand Bauer und Gespann. So standen sie am Kirchweg, bis der Stein vor Jahren gesprengt wurde.

244. Der Blitzstein.

Unweit der Stadt Lückow liegt ein kleines Pfarrdorf namens Woltersdorf, dessen Kirche nicht im Orte selbst, sondern einen Büchschuß von diesem entfernt im Felde steht. Vor vielen Jahren nun geschah es, daß eines Nachmittags ein lustiges Hochzeitsgeleite von einem der eingepfarrten kleinen Dörfer nach dieser Kirche fuhr. Die Hochzeitsgäste zechten und sangen und lachten und jubilierten um die Wette,



und keiner kümmerte sich darum, daß ein schweres Gewitter am Himmel heraufzog; im Gegentheil schien das nur die Stimmung der Fahrenden und Reitenden zu erhöhen. Als endlich ein alter Mann seine warnende Stimme erhob, verlachten und verhöhnten sie ihn, und einer der Wildesten rief lästernd in das Donnergekrach hinein: „Nur vorwärts! Die gelben Scheine da oben können uns nichts tun und das laute Kanonieren noch viel weniger!“ Kaum hatte er diese Worte gesprochen, als ein züngelnder Blitz herniederfuhr und ihn und das ganze Hochzeitsgeleite zu Boden schmetterte.

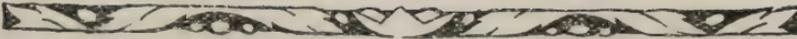
An der Stelle des Strafgerichtes errichteten die Bewohner des Dorfes, dem die Erschlagenen angehörten, allen zur Warnung einen großen Stein, und der steht denn auch heute noch.

245. Der Abendrothsche Turm.

Bei dem Dorfe Seelze steht an der Straße von Hannover nach Wunstorf eine steinerne Pyramide mit alter unlesbarer Schrift, die man in der Umgegend den Abendrothschen Turm nennt. Hier sollen in der Schwedenzeit einmal zwei feindliche Generale auf einander gestoßen sein und sich im Kampfe erschlagen haben; vor ihrem Tode hatten sie aber noch erkannt, daß sie Brüder seien, und da habe man denn zum Andenken an dieser Stelle das Denkmal ausgerichtet, und weil die Brüder Abendroth geheißten, nennt man's den Abendrothschen Turm.

246. Vom Dom zu Verden.

Außerhalb des Doms zu Verden, gegen den Schulhof hin, ragt aus der Mauer die halbe Bildsäule eines Mannes, den Handwerksburschen als Wahrzeichen der Stadt Verden bekannt. Das ist ein Dieb gewesen, der in den Dom hat einsteigen wollen, aber sofort in Stein verwandelt worden ist. Vielleicht war es aber auch der Küster des Domes, der den Opferstoß bestohlen hatte und beim Teufel schwor, er habe kein Teil an der Entwendung. Gleich ist der Böse leibhaftig dagewesen, hat den Küster gepackt und mit ihm durch die Mauern des Doms hinausfahren wollen; aber seine Beute ist haften geblieben und alsbald in Stein verwandelt.



Im Dom zeigt man auch einen großen eisernen Grapen. Den hat einst ein Schäfer mit Gold gefüllt gefunden und gleich zur Erbauung des Domes hergegeben. Der Schäfer ist zum Andenken in Stein abgebildet und noch heute im Dome zu sehen.

247. Der versteinerte Junge.

Ein böser Junge aus Hannover hielt sich gern in der Nähe der Rathhaustreppe auf, und wenn die würdigen Rathsherrn kamen, um über das Wohl der Stadt zu beraten, stellte er sich hin, steckte die Zunge aus und riß mit beiden Händen seinen ohnehin schon großen Mund weit auseinander. Alle Ermahnungen nuzten nichts. Da — eines Tages blieb sein Mund so stehen; er konnte die Zunge nicht wieder einziehen und die Hände nicht wieder daraus entfernen. Er wurde kälter und kälter und verwandelte sich schließlich in Stein. Das Gesicht aber nahmen die Maurer und setzten es zur Warnung für böse Buben in die Wand des Rathhauses.

248. Die Menschenfigur am Schalloch.

Die Kirchdorfer wollten schon recht früh eine eigene Kirche haben, aber aus mancherlei Gründen bereitete ihnen das Kloster Barsinghausen große Schwierigkeiten. Darob war man in Kirchdorf sehr ärgerlich und erbittert gegen das Kloster, und man schwur Rache. Eines Tages aber bekamen die Kirchdorfer doch ihren Willen, und sie bauten sich voll Freude ihre eigene Kirche. Neben das Schalloch aber am Glockenturm setzte man eine steinerne menschliche Gestalt, die in ziemlich dreister Weise den Rücken herzeigt.

Was das zu bedeuten hat, wissen die wenigsten Menschen. Nämlich folgendes.

Die Rückseite will uns ziemlich deutlich zeigen, was Amtsmanns Friße gerne sagt, nämlich: „Kede meß!“ Das soll den Barsinghäusern gelten dafür, daß der Gemeinde Kirchdorf einst so viele Schwierigkeiten beim Bau ihrer eigenen Kirche versucht wurden.

249. Der Stein an der Nicolaiskapelle zu Hannover.

An der Nicolaiskapelle zu Hannover befand sich noch vor gar nicht langer Zeit ein in Sandstein ausgemeißeltes Denkmal, das zum Andenken an einen vor langen Jahren ver-



storbenen Bürgermeister von Hannover aufgestellt war. Es stellte die Grablegung Christi dar und war so wunderschön, daß selbst aus weiter Ferne Leute kamen, um sich an dem Bilde zu erbauen.

Den Künstler, der das Denkmal geschaffen hat, soll der Rat verhaftet haben, und als er im Gefängnis lag, wurden ihm die Augen ausgestochen. Diese schändliche Tat wurde deshalb verübt, weil man befürchtete, der Bildhauer könne auch noch für andere Orte derartige Kunstwerke verfertigen und so die Stadt Hannover ihres einzigartigen Schmuckes berauben.

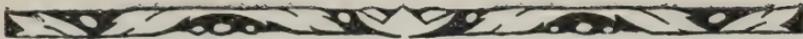
250. Die Bernwards-Krone.

Hoch oben im Dome zu Hildesheim schwebt, unerreichbar, eine riesenhafte Krone; sie wird die Bernwards-Krone genannt, doch weder er noch irgend eines Menschen Haupt hat sie jemals getragen. Sie hängt da, daß sie mit ihrem endlosen Ringe die Häupter der Gläubigen umschließe.

251. Die weiße Dame im Schlosse zu Harburg.

Früher führte ein gemauerter unterirdischer Gang von der alten Harrebürgel nach der herzoglichen Domäne „Kanzlershof“. Diesen beschritt einst eine im Schlosse zu Besuch weilende Fürstentochter, um den von ihr geliebten Rittersohn auf Kanzlershof zu besuchen. Als der Junker von Harburg, dessen Herz ebenfalls in Liebe zu dieser Prinzessin entbrannt war, davon hörte, ließ er sie aus Zorn über seine verschmähte Liebe lebendig im Schlosse einmauern.

Einer anderen Erzählung nach hatte es die hübsche Jungfrau zwei Brüdern, Söhnen des Herzogs von Harburg, angetan. Beide, von heißer Liebe für die schöne Prinzessin erfüllt, gestanden ihr fast zu gleicher Zeit ihre tiefe Zuneigung und baten um ihre Hand zum Ehebund. Lange Zeit schwankte das Fürstenkind, seine Entscheidung zu treffen. Schließlich schenkte es dem jüngeren Prinzen Herz und Hand. Darob entbrannte in des Älteren Herz ein fürchtbarer Zorn. Er ersann eine grausame Rache: Als sein Bruder eines Tages auf die Jagd geritten war, ließ er die Prinzessin durch gedungene Knechte ergreifen und in einem versteckten Raum des großen Schlosses lebendig einmauern.



Entsetzliches Wehklagen erhob der Geliebte, als er am selben Abend bei der Heimkehr sein Kleinod nicht vorfand. Er irrte im Schlosse und im Park umher, rief seiner Liebsten Namen, aber keine Antwort. Nirgends war sie zu sehen noch zu hören. Der Prinz wanderte schließlich, in Trübsal verfallen, auf Flur und Feld umher. Später begab er sich auf Reisen, um fern von der Stätte seines so jäh entronnenen Glückes den Rest seines Lebens zu verbringen, während sein grausamer Bruder in der Burg ein fröhliches Dasein führte.

Soweit die beiden Sagen. Veranlaßt sind sie jedenfalls durch ein in der im Jahre 1813 durch die Franzosen nieder-gebrannten Schloßkapelle befindliches Steinbildnis. In dessen Mittelpunkt stand eine Jungfrau; vor ihr knieten zwei Jünglinge, jeder von ihnen ihr einen Lorbeerkranz darreichend. In welche Zeit und aus welchem Anlaß dies Standbild eingesetzt ist, läßt sich nicht mehr ermitteln.

Zu Beginn des 19. Jahrhunderts veranlaßte die Sage von der eingemauerten Jungfrau, die Jahrhunderte hindurch als weiße Dame erschienen war und deren Wehklagen man noch heute im Schlosse hören soll, den Feldmarschall von Spörcken, einen Sohn des derzeitigen Harburger Landdrosten, eine zugemauerte Thür, hinter der sich das Zimmer befinden sollte, in dem jene Prinzessin ein trauriges Ende gefunden hatte, aufzubrechen.

Merkwürdigerweise fand man dort wirklich einen kleinen Raum mit Resten eines vermoderten Tisches. Auf demselben stand ein alter messingner Tranleuchter und auf der Erde lagen einige Knochenreste, deren Eigenart nicht mehr zu erkennen war. Dieser schaurige Fund gab damals Veranlassung, jene Sagen von neuem aufzufrischen. Jetzt aber, da das Schloß gänzlich wiedererrichtet ist und nichts mehr von seinem burgartigen Aussehen trägt, denkt niemand mehr an jene traurigen Lebensschicksale der Prinzessin und ihres Geliebten.

252. Der Bäcker von Lüneburg.

An einem der Giebel der großen Bäckerstraße zu Lüneburg ist das in Holz geschnitzte Bild eines Mannes mit einem Stabe in der Hand. Es soll den Bäcker vorstellen, der bei einem Überfall des Herzogs Magnus auf die Stadt in der Ursulanacht 1371 zweiundzwanzig Feinde er-



schlagen hat. Auf dem Johanneskirchhof befand sich außerdem früher ein großer Grabstein, auf dem nebeneinander zweiundzwanzig Striche eingemeißelt waren, die man oft auf die zweiundzwanzig Erschlagenen bezogen hat.

255. Die Sonnenuhr beim Jägerhause.

Im Heinberge zwischen Volkersheim und Sehlde liegt auf steiler Felsklippe das Jägerhaus, das vielbesuchte, einsam liegende Jagdschlößchen der Fürsten zu Münster. An diesem Felsen wurde einst in grauer Vorzeit am Karfreitag ein wilder heidnischer Jäger durch ein Wunder zu Gott bekehrt. Der Jäger, der seitdem als St. Hubertus der Schutzpatron aller Weidleute wurde, zog sich in der Folge in die Einsamkeit dieses Waldtales zurück und ließ zu seiner und der Gläubigen Erbauung in der Felswand den ganzen Vorgang durch einen geschickten Steinmetz aushauen.

An demselben Felsen befindet sich auch eine verwitterte Sonnenuhr, von der folgendes erzählt wird:

Vor langen, langen Jahren trieb in den großen Waldungen des Heinberges ein Wilddieb so geschickt sein Unwesen, daß es trotz aller angewandten Mühe keinem Förster gelingen wollte, ihn bei seinem verbotenen Tun zu stellen. Dadurch übermütig geworden, ließ er sich eines Tages von seiner Jagdleidenschaft so weit hinreißen, daß er bei einfallender Dämmerung einen Hirsch schoß, obgleich er wußte, daß noch Holzhauer in der Nähe arbeiteten. Dem Förster, der die Holzhauer beaufsichtigt hatte, gelang es endlich, den Wilddieb am nächsten Morgen beim Ausbrechen des versteckten Hirschtes zu überraschen. Doch wurde er, der dem Verwegenen allzu sorglos gegenübertrat, von diesem niedergeschossen. Das alles geschah des Morgens um neun Uhr.

Nachdem der Wilddieb in einem verlassenen Fuchsbau sein Gewehr versteckt hat, eilt er nach dem etwa eine Stunde entfernt liegenden Jägerhaus. Hier setzt er sich an den runden Eichentisch und bestellt, mit den Fingern auf der weißen Platte trommelnd, bei dem dort wohnenden Förster einen Schnaps. Als der Förster hinausgeht, um die Flasche herein zu holen, schiebt der Wilderer die Zeiger der alten Wanduhr schnell um eine Stunde zurück und fragt den eintretenden Förster ruhig: „Wue late is et?“ Der tritt vor die Uhr



und antwortet: „Klocke niegen. Hest diu et nich ehüert?“ Worauf sich der Wilddieb mit den Worten verabschiedet: „No, denn bin ec Klocke teine in Buedenstein“.

Als sich die Kunde von dem Tode des Försters verbreitete, fiel der Verdacht sogleich auf den Wilddieb, den man in den finstern Turm des Amtshauses zu Lutter am Barenberge in Stock und Eisen legte. Da aber die Holzhauer beschworen, den tödlichen Schuß um neun Uhr gehört und der Förster vom Jägerhaus aus sagte, zu eben der Stunde dem Gefangenen einen Schnaps ausgeschenkt zu haben, konnte man ihm nichts anhaben und mußte ihn wieder freilassen.

Nach vielen Jahren ließ ihm jedoch sein Gewissen keine Ruhe mehr. Er brachte an der Klippe beim Jägerhause die Sonnenuhr an, damit dort niemand wieder in der Zeit getäuscht werden könne, und stellte sich dann dem Gericht, um seine schwere Schuld durch den Tod zu sühnen.

III. Glockensagen.

254. Der Glockenborn bei Freden.

Der Klöppel in der Glocke darf nicht anders als mit bloßer Hand aufgehalten werden. Den Glauben wollte ein vermessener Läuter (Glöckner) in Freden einst zum Spott machen und den Klöppel mit einem Handschuh an der Hand aufhalten. Aber kaum war der Klöppel von dem Handschuh berührt, als sich die ganze Glocke von dem Glockenstuhl löste, durch das Schalloch flog und sich nach einer langen Fahrt durch die Luft auf einer Wiese niederließ. Die offene Seite der nach und nach im Wiesengrund versinkenden Glocke war nach oben umgekehrt und bildet noch heute einen stets offenen Brunnen. Daher heißt die Wiese die Glockenbornswiese.

255. Die Glocke von Visbek.

In Visbek soll früher an einem ersten Ostertage die Glocke aus dem Turm und bis hinter Erkte in einen Wasserpfuhl geflogen sein. Es ist nicht möglich gewesen, sie aus diesem Pfuhl wieder herauszuholen, aber wenn am Ostermorgen zu Visbek von dem Turm herabgerufen wird: „Christus ist auferstanden!“, so fängt die Glocke im Wasser an zu läuten und ist schon von vielen gehört worden.



256. Die Glocken von Debberode.

Wenn man von Wulferode der Landstraße nach Grasdorf folgt, so kommt man da, wo der Weg plötzlich im scharfen Winkel nach Westen abbiegt, an eine Wiese, die heute noch zur Pfarre von Kirchrode gehört. An dieser Stelle soll ehemals der Kirchhof des Dorfes Debberode gewesen sein. Debberode war vorzeiten ein blühendes Dorf, aber im Dreißigjährigen Kriege ist es von den räuberischen Soldatenhorden vollständig ausgebrannt, und heute geht der Pflug über die wüste Stätte.

Die Leute in Wulferode erzählen nun, daß man auf dieser Wiese am Sonntagmorgen die Glocken der untergegangenen Kirche hören könne; man muß aber ein Sonntagskind sein und darf auf dem ganzen Wege kein Wort sprechen.

257. Der Glockendiebstahl.

Vor langen, langen Jahren stahlen die Bleerßsumer den Funnigern die Glocken in einer stürmischen Nacht. Sie brachten sie glücklich halbwegs fort, ehe der Raub in Funnig entdeckt wurde, und waren bis nahe an ihren Ort herangekommen, als ihnen eine hölzerne Brücke, die sich hoch über den Weg erhob, ein nicht zu überwindendes Hindernis entgegenstellte. Vergebens wurden alle Kräfte aufgeboten; es war umsonst, daß man die Pferde ausspannte und die ganze Ortsmannschaft zu ziehen versuchte: die Glocken wollten kaum von der Stelle weichen. Dabei waren die nachsehenden Funniger schon so nahe, daß an einen glanzreichen Einzug ins Dorf nicht mehr zu denken war. Endlich gelingt es — die Glocken rücken von der Stelle — sind oben auf der Brücke — nun noch ein Ruck, dann geht es bergab, und der Raub ist in Sicherheit. Aber, wie die Fracht oben auf den Brettern ruht, kracht das Gebäude zusammen und die Glocken stürzen in die Tiefe, wo die Harrl einen tiefen, schlammigen Kessel bildet. Es gelang nie wieder, sie aus dem Flußbett zu heben; aber zuweilen hört man sie noch heute in der tiefen Harrl klingen und schlagen.

258. Der Glockenraub der Wenden.

Als die heidnischen Wenden die erste christliche Kapelle auf der Anhöhe bei Homstedt wieder zerstört hatten, raubten sie aus dem Kirchlein auch die Glocke und wollten sie



auf einem mit zwei weißen Ochsen bespannten Wagen über die Heide fortschaffen lassen. Da entstand plötzlich ein Unwetter; ein Blitzstrahl traf das Gespann und die Führer des Transportes, und alles versank in die Erde. An der Stätte dieses Wunders entstand der Glockenteich. In der Johannisnacht um die Mitternachtsstunde haben einsame Wanderer die Glocke aus dem Grunde des Teiches läuten hören und die gespenstischen weißen Stiere am Ufer des Teiches grasen sehen, bis sie mit dem Ablauf der Geisterstunde wieder in der Tiefe verschwanden. Die Tiere anrufen, möge sich jeder hüten, er würde unrettbar der Macht des Bösen verfallen sein.

259. Der Leerhafer Glockenraub.

Einst wollten die Leerhafer den Urdorfern eine Glocke rauben. Es gelang ihnen aber nicht, die begehrte Beute in Sicherheit zu bringen. Zwischen Urdorf und Leerhase, wo eine Stelle im Tief noch heute „Klockenkolk“ genannt wird, sank sie beim Transport übers Eis in den Abgrund.

260. Die Glocke von Aurich.

Kirchdorf bei Aurich war in alten Zeiten viel größer und reicher als heute und besaß, wie schon der Name andeutet, auch ein eigenes Gotteshaus. Aber Feindeshand machte es dem Erdboden gleich, und die Kirchdorfer mußten, wollten sie Gottes Wort hören, nach Aurich ziehen. Einst ließen die Auricher für ihren Kirchturm eine neue Betglocke gießen. Jedermann gab sein Bestes dazu her, und auch die Kirchdorfer opferten, gleichsam als Dank für die ihnen erwiesene Gastfreundschaft, all ihren Gold- und Silberschmuck. Als nun die Glocke fertiggestellt war und zum ersten Male geläutet werden sollte, gab sie keinen Laut. Man hängt sie um, doch sie ließ sich nicht hören. Zum dritten Male wurde ihr Platz gewechselt, und nun hing sie an der Kirchdorf zugewandten Schallöffnung des Turmes. Und siehe: als jetzt der Strang gezogen wurde, da gab sie einen Klang, wie man ihn so schön noch nie von einer Glocke gehört hatte. An derselben Stelle hängt sie noch heutigen Tages.

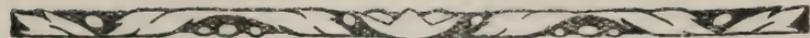
261. Der Glockenguß von Wittingen.

Als Wittingen vor vielen, vielen Jahren von einem schrecklichen Brande zerstört wurde, ward auch der größte Teil der Kirche ein Raub der Flammen, und neben den andern Arbeiten zum Wiederaufbau wurde auch die Beschaffung zweier neuer Glocken notwendig. Ein Meister in Wittingen bekam die Herstellung übertragen und bereitete alles zum Gusse vor; allein als der Guß vor sich gehen sollte, gelang das Kunststück nicht, und der Meister eilte so schnell als möglich nach Salzwedel, um dort einzukaufen, was ihm noch nötig erschien. Während er fort war, versuchte der Lehrling noch einmal sein Heil an dem Gusse, öffnete den Hahn — und siehe da, es gelang über alles Erwarten gut. Außer sich vor Freude eilte er dem Meister entgegen, um ihm die frohe Botschaft mitzuteilen; beim Dorfe Rade trafen sie sich, und der Lehrling berichtete; kaum aber hatte er seine Erzählung beendet, als den in seinem Meisterstolz beleidigten Meister der Zorn packte; außer sich vor Neid und Wut erschlug er den Buben. Später, als er den wunderbar gelungenen Guß vor sich sah, hat er seine Tat sehr bedauert, aber da war es zu spät, und er mußte vors Gericht und bitter büßen.

Noch jetzt erinnert ein Denkstein bei Rade an die traurige Begebenheit.

262. De Glockensteen.

Eene lüttje Viertelstunde von Wittingen an de Soltwedelsche Landstrat, dichte hin' Dörpe Rade, steiht de Glockensteen, een platter, runder Steen, as een Wagenrad. Eene Inschrift is er nich up, awer up jede Sied is een Krüz to seihn, as se seggt, in gotischen Formen. Von düssen Steen ward of eene Geschichte vertelt just as dat Gedicht von den Glockengeter to Breslau, und davon fall de Steen sinen Namen hebben. Ik glöw dat nich so recht an un holl' den Steen vor en olen Grenzsteen; et sollen da of dree Bistümer to hope stett hebben. Et ward awer of noch eene annere Geschichte von den Steen vertelt. Da söll vor langen Jahren een Bur ut Rade, de gerade eenen Trittsteen vör sine Husdör brukt, siel den Glockensteen halt hebben. Dit was nu awer nich so licht; denn de Steen was so swor, dat teihn Mann öm knapp



up den Wagen böhren un veer Peer den Wagen man just antrecken können. Na, se hewwt den Steen ja tolekt an siene niee Stäe vör den Bur'n sine Husdör henbrocht. Awer as den annern Morgen de Bur ut sine Husdör kiekt, steiht de Steen piel in Höcht, de eene Sied nah Ost, de annere Sied nah West, as he an sin olen Platz stahn hat. Un as se öm mit vele Mäuh wedder dal leggt hewwt, steiht den annern Morgen wedder uprecht vör de Husdör. Da kreg de Bur dat mit dat Gräsen un noch mehr sine leiwe Fru. De Steen fall wedder trügge brocht wern an sine ole Stäe, un teihu Mann wern ranhalt, üm öm up'n Wagen to böhren. Awer as en oler, swaker Mann, de man so dabi stünn, üm of en betjen to helpen, öm man blot probewies' so'n betjen angrep, da is de ole, sware Steen fast von sülben up'n Wagen kamen, een Peerd hat den Wagen in hellen Draww nah sine ole Stäe henföhrt, mit eene Hand is he von'n Wagen rashalt un hat sich sülben wedder upricht un henstellt, wo he so lange Jöhren stahn hat. Un da steiht he noch un ward nu woll of stahn bliwen.

265. Die Kehrwiederglocke in Hildesheim.

Auf dem Stadtwappen und den Hildesheimischen Fahnen steht die Hildesheimische Jungfer mit einem Kranze in der Hand. Solange die Feinde der festen Stadt sich vergeblich an den starken Wällen und Mauern die Zähne ausbissen, trug die Jungfer ihren Kranz stolz auf dem Kopfe, als aber die Stadt einst in Feindes Hand fiel, da fiel auch der Jungfer der Kranz vom Kopfe in die Hand. — Die Hildesheimische Jungfer hat aber wirklich einmal vor uralten Zeiten gelebt. Sie war ein sehr reiches und schönes Edelfräulein, das die Fürsten und Grafen der Umgegend gar zu gern zur Frau gehabt hätten. Die schöne Hildesheimerin wurde aber nicht durch die Pracht und den Reichtum der hohen Herrschaften gelockt, sondern verlobte sich heimlich mit einem schönen und braven jungen Ritter, der bei einem der Fürsten, die die Jungfrau gern haben wollten, in Diensten stand. Da hätte es nun dem Ritter schlecht gehen können, wenn der Fürst gemerkt hätte, daß sein Dienstmann der Jungfrau lieber war als er. Darum mußten die Liebenden ihre Zusammenkünfte ganz heimlich in dem großen, dunkeln



Hildesheimer Walde halten, der damals noch bis dicht an die Stadt ging. Eines Tages ging das Fräulein wieder in den Wald und suchte die große Linde auf, bei der ihr Bräutigam tagtäglich saß und auf sie wartete. Doch der Mensch denkt und Gott lenkt! Sie war noch nicht bei dem Baume angekommen, als es pechrahenschwarz heraufzog und ein Unwetter losbrach, als ob der böse Feind sein Wesen triebe. Als die halb zu Tode geängstigte und durchnäßte Jungfer endlich bei dem Baume ankam, zeigte ihr ein heller Blitz den Ritter, wie er kalt und leblos auf dem grünen, feuchten Moose lag — ein Blitz hatte ihn getroffen. — Nun stelle sich einer den Schmerz der Jungfer vor! Sie weinte und schrie, zerraupte ihr schönes Haar und lief wie irrsinnig immerfort in den düstern Wald hinein. Einen ganzen Tag mochte sie so umhergelaufen sein, als sie ermattet unter einem wilden Rosenbusche niedersank und einschlies. Da erschien ihr im Busche die Mutter Gottes. Die Rosen rings umher wurden eben so viele kleine Engelsköpfechen und sahen aus ihren hellen Augen so lieblich und tröstlich auf die Schmerzens-Jungfrau, daß es ihr tief in das wunde Herz drang und sie himmlischen Trostes voll erwachte. Gestärkt suchte sie nun den Rückweg nach der Vaterstadt; aber da war kein Weg zu sehen, keine menschliche Stimme zu hören, nur das Geheul der Bären und Wölfe antwortete auf ihre Klagen. „Verlaß mich nicht, heilige Mutter Gottes, in dieser Not,“ rief die todmüde Jungfer, „ich will auch all' mein Gut und Leben Gott geloben!“ Kaum hatte sie das Gelübde getan, als sie in weiter Ferne eine Glocke hörte, die rief ihr zu: „Kehre wieder! Kehre wieder! Kehre wieder!“ Da lief die Jungfer Gott dankend den Tönen entgegen, und je weiter sie vorwärtsging, desto deutlicher hörte sie die Glocke, bis sie aus dem dunkeln Walde kam und die schönen Felder und Gärten der Stadt zu ihren Füßen lagen. Da war es gerade acht Uhr abends; doch das Fräulein mochte mehrere Tage im Walde umhergelaufen sein.

Die so wunderbar gerettete Jungfer hielt nun pünktlich, was sie gelobt hatte. Sie beschenkte Kirchen und Klöster reichlich; vor allem aber bedachte sie ihre liebe Vaterstadt und schenkte den Bürgern den ganzen Hildesheimer Wald, der ihnen, obwohl durch die viele Nutzung jetzt auf wenige



waldige Hügel zusammengeschrumpft, noch heute unentgeltlich Holz für den Winter liefert. Der Festungsturm, auf dem die rettende Abendglocke hing, hieß seitdem und bis auf den heutigen Tag der „Kehrewieder“. Die Glocke selbst aber ward geweiht und in dem St. Lamberti-Kirchturm aufgehängt. Damit nun die Glocke künftig auch anderen verirren Wanderern recht von Nutzen sein könnte, machte es die verständige Jungfer fest, daß sie in den kurzen Tagen von Michaelis bis Ostern eine ganze Stunde und zwar abends von acht bis neun Uhr geläutet werden sollte. Auch machte sie ein Vermächtnis, aus welchem dem Läuter jährlich ein Schuß und ein Taler bezahlt wird, und so ist es geblieben bis auf den heutigen Tag. — Ich möchte es auch dem Magistrat nicht raten, daß er etwas daran änderte; wir haben es erlebt, wie die Jungfer auf ihr Recht hält. Als vor nun mehr über hundert Jahren die fremden Völker ins Stift kamen, die Klöster aufhoben und nichts achteten, wenn es auch viele hundert Jahre bestanden hatte, da befahl der König Hieronymus, daß die „Jungfernglocke“ nicht mehr geläutet werden sollte, und sie ward mehrere Jahre nicht geläutet. Was aber der arme Läuter und der Türmer nun zu läuten hatten, kümmerte die Herren wenig. Seitdem man sich nämlich so gröblich gegen die Vermächtnisse der guten Jungfer versündigt hatte, dachte sie: „Ich will doch Euch einmal zeigen, was es heißt, an Testamenten herumzuklüßeln.“ Wer damals zwischen acht und neun Uhr nichts bei der Lambertikirche zu tun hatte, der blieb gern weg; denn die erzürnte Jungfer trieb dann einen grausamen Spuk. Wenn der Läuter Brandhorst auf den Turm ging, um die Uhr aufzuziehen, so bekam er rechts und links Ohrfeigen und wußte doch nicht, woher sie kamen. Das konnte der Mann nicht länger mehr aushalten und klagte es dem Kirchenvorsteher Wehrhahn, der noch ein echter, rechter Hildesheimer war und viel auf die alten Rechte der Stadt hielt. Wehrhahn setzte nun sofort eine Schrift auf und bewirkte es beim Magistrate, daß das Vermächtnis der Jungfer wieder in Ehren gehalten wurde. Die Glocke wurde wieder geläutet, und siehe da, auf dem Turme ward's ruhig, Brand-



horst bekam keine Ohrfeigen mehr und strich jährlich froh seinen Taler ein; den einen Schuh aber ließ er immer ein Jahr stehen, dann hatte er zwei.

Auch noch eine andere ganz silberne Glocke soll die Jungfer zum Andenken an ihre Rettung haben gießen lassen, die hing in der Michaeliskirche. Als nun 1803 der Preuße ins Stift kam, hat er gedacht: „Die Glocke kannst du gebrauchen“, ließ sie herunternehmen und „Stiefelknechte“ (so nannte das Volk eine damals gängige kleine Silbermünze) daraus schlagen. Aber die Stiefelknechte haben den Preußen kein Glück gebracht, sie gingen alle in der Schlacht bei Jena verloren.

So viel ist gewiß, die Jungfer hat ihre Vaterstadt noch immer recht lieb, und wenn einmal, was Gott verhüte, der Feind kommt und die Stadt beschießt, so stellt sich die Jungfer auf den Kehrwiederwall und fängt die Kugeln mit ihrer Schürze auf. So hat sie es im Dreißigjährigen Kriege gemacht, sonst wäre weder Stumpf noch Stiel von der Stadt geblieben.

264. Das Neunläten von Münden.

Vom Kloster Hilwartshausen aus hatte sich eine herzogliche Prinzessin nach dem Reinhartswalde auf die Jagd begeben. Sie verirrte sich dort, und schon war der Abend angebrochen und sie hatte alle Hoffnung aufgegeben, noch an diesem Tage aus dem Walde herauszukommen, als sie von Münden herüber abends neun Uhr läuten hörte. Sie folgte dem Schalle und kam so in der Nähe von Münden aus dem Walde heraus. Aus Dankbarkeit verehrte sie der Kirche St. Blasii eine Glocke mit der Bestimmung, daß vom St. Katharinentage (25. November) an vier Wochen hindurch diese Glocke abends neun Uhr eine Viertelstunde lang geläutet würde. Dies geschieht noch jetzt, und der Küster erhält dafür vom Amte Münden ein fettes Schwein.

265. Wie das Bokmer Holz an drei Gemeinden gekommen ist.

Südlich vom Kronsberg liegt das Bokmer Holz, das neben der Gaim ein Rest des großen Waldes ist, der einst das Land zwischen Hannover und Braunschweig bedeckte, und von



dem der Volksmund sagte, daß ein Eichhörnchen zwischen diesen beiden Städten hin- und herreisen könne, ohne den Erdboden zu berühren. Neben dem Staate und einer Reihe kleinerer Gemeinden sind die Dörfer Öffelsee, Müllingen und Ingeln die hauptsächlichlichen Eigentümer dieses Waldes. Wie der Wald nun in den Besitz dieser Orte gekommen ist, darüber erzählt man folgendes:

Vorzeiten soll das Holz einmal drei Fräulein gehört haben. Eines schönen Tages machten sich die Schwestern auf, ihren Wald zu besuchen und sich darin zu vergnügen. Sie gingen immer tiefer ins Holz, das damals noch viel sumpfiger als heute war, hinein, und gar bald hatten sie in den dichten Büschen den Weg verloren und sich verirrt. Die Nacht brach herein, überall knisterte und knackte es, in den Dickungen heulten die Wölfe und im Altholz der Uhu. Eng aneinandergedrückt saßen die drei Schwestern unter einer mächtigen Fichte an den Stamm gedrückt, und in ihrer Herzensangst gelobten sie, daß sie dem, der sie aus dieser Wildnis herausführen würde, ihren Wald schenken wollten. Aber kein Mensch kam, sie zu erretten. Der kühle Morgen brach an, da hörten sie in der Ferne auf einmal Glockengeläut. Voll neuer Hoffnung machten sie sich in der Richtung, aus der die Klänge kamen, auf den Weg, und nicht lange wahrte es, da waren sie am Ende des Waldes und sahen ein Dorf und eine Kirche vor sich liegen. Es war Öffelsee. Die Glocken hatten die drei Schwestern gerettet, und zum Dank dafür schenkten sie den drei Gemeinden, die zur Pfarre gehörten, Öffelsee, Müllingen und Ingeln, ihren Wald, der darum bis auf den heutigen Tag das „Erbenholz“ genannt wird.

IV. Räubersagen.

266. Der schwarze Roelf auf Borkum.

Vor einigen hundert Jahren trieb der schwarze Roelf sein Unwesen auf der Nordsee, von dem erzählte man sich, er sei nie geboren und könne also auch nie sterben. So hatte er sich vor keinem Kampf zu fürchten, tollkühn nahm er es mit allen auf, und allen Küsten und Inseln hatte er schon seinen Besuch abgestattet. Nur Borkum war bisher verschont



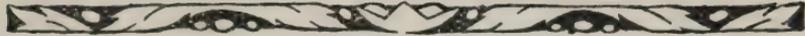
geblieben. Aber einmal im Frühjahr, als die Vorkumer Mannsleute auf holländischen Schiffen ihr Brot verdienten, sah eine junge Schifferfrau, die Eier in den Dünen suchte, die rote Flagge Roelfs über die Dünen wehen; eilends rief sie die andern Frauen zusammen, sie hielten Kriegsrat untereinander und beschloffen, sich ihrer Haut zu wehren. Sie legten Mannskleidung an, schleppten eine alte Schiffskanone an den Strand und beschossen das Seeräuberschiff so geschickt, daß bald im Toppe die weiße Flagge erschien. Die Seeräuber mußten einzeln und ohne Waffen ans Land kommen, wurden gefesselt und schließlich geknebelt in den Turm gebracht; das Schiff zündeten die Frauen an und brannten es vollständig nieder.

Damals wäre es dem schwarzen Roelf beinahe schlecht gegangen, wenn er nicht seine junge Tochter bei sich gehabt hätte. Das war ein zartes Jungfräulein, und ihrer Bitte um Freiheit konnten die Schifferfrauen nicht widerstehen. Sie löste dafür zur Nacht die Fesseln der Gefangenen, und alle entflohen. Aber das Boot, das sie zur Flucht benutzten, war zu klein für so viele Mannsleute, schlug um, und alle ertranken in den Wellen.

267. Störtebekers Beute.

I.

In Marienhäse in Ostfriesland war Störtebekers Standortquartier; dort ließ er den Domhof mit einer riesigen Mauer umsichern, in der vier bronzene Türen waren, auch ließ er einen Kanal bis an die Kirche graben, um zu Schiffe dorthin gelangen zu können. Im Turme, dessen zweites Stockwerk noch heute den Namen „Störtebekerskammer“ trägt, befand sich die stark befestigte Wohnung des Seekönigs, der hierher ganze Flotten voll Beute schleppte; um den Turm zu einer Basse für die einlaufenden Schiffe zu machen, war er bedeutend erhöht worden, und aus demselben Grunde wurde die Kirche an der einen Seite mit Schiefer, an der andern Seite mit Kupfer bedeckt. Wenn sie nun von Marienhäse auf dem Gewässer, das heute noch Störtebekerstief heißt, dem Meere zuführen, so wurde ihnen anfangs die Kirche vom Turm verdeckt; waren sie aber erst auf dem Watt und lenkten nach Norden, so sahen sie die mit Kupfer gedeckte



Giebelseite der Kirche und nannten davon die Stelle, wo sie sich befanden, Kapersand; steuerten sie aber südlich, so bekamen sie die mit Schiefer gedeckte Seite in Sicht und erkannten daran, daß sie auf dem Ley sand waren. Nur so konnte ihnen die schwierige Einfahrt gelingen. Auf halbem Wege lag ein anderer Schlupfwinkel, die Steinburg Wythof, in deren Kellern große Schätze versteckt lagen.

II.

Störtebeker soll seine Schätze in den Walddünen auf Vorkum versteckt gehabt haben; man hat schon oft nach ihnen gesucht, aber keiner hat sie noch finden können. Unter den Bewohnern der Insel aber geht noch heute ein Reim davon um, der heißt:

„Indien de Woldedünen kunnen spreken,
sull het Vorkum noit an Geld gebreken.“

268. Gödecke Michels, der Seeräuber.

Am Ausgang des Mittelalters machten die Seeräuber Klaus Störtebeker und seine Kumpane auch die Gegend der Unterelbe unsicher. Einer der schlimmsten dieser Elbpiraten war Gödecke Michels. Er hatte seinen Versteck hoch auf dem mit Buschwerk dicht bestandenen Falkenberge bei Harburg in den Ruinen einer längst verfallenen Burg aus dem 10. Jahrhundert. In einer heute noch sichtbaren Grube, im Volksmunde „Geud sien Kuhl“ genannt, sollen Gödecke Michels und seine Helfershelfer ihre zusammengeraubten Schätze verborgen gehalten haben. Michels hatte einen Freund und Spießgesellen. Dieser hielt sich im Rosengarten, in den sogenannten „Diebstuhlen“, versteckt. Diese Bande zog gemeinsam auf Raub aus und machte die damals noch unbedeichte Niederelbe unsicher. Manchem Landmann stahlen sie Vieh und Getreide oder steckten ihm den roten Hahn aufs Dach. Mancher reiche Kaufmann oder Bauer wurde als Gefangener mit auf den Falkenberg geschleppt und nur gegen hohe Lösegelder wieder freigegeben. Schätze häuften sie dort auf Schätze. Viele Jahre hindurch waren diese Räuberhauptleute der Schrecken der ganzen Umgegend, bis endlich die Stunde der Vergeltung schlug. Die Bauern taten sich zusammen und steckten die Räuberburg auf dem Falkenberge



in Brand. Die Räuber selbst waren entflohen. Sie hatten aber ihre Gold- und Silberschätze in einem tiefen Schacht versteckt, der bei der Zerstörung der Burg verschüttet wurde. Noch heute soll man jene Stätte erkennen können. Von jetzt ab fiel der Schatz dem Teufel anheim, der ihn sorglich bewacht. Nur bei mond hellen Nächten bringt er den blinkenden Reichtum an die Oberwelt und freut sich am Glanze des Goldes.

269. Fritz von der Bergen.

Auf einer alten Veste, eine Stunde von Dannenberg, hauste einst Fritz von der Bergen, der Schrecken der Umgegend, besonders der Reisenden; denn selten entkam einer seinen raublustigen Gesellen. Oft wurde ihm nachgestellt, wenn man glaubte, daß er seine Burg verlassen habe; aber um seine Verfolger zu täuschen, hatte er den Pferden die Hufeisen verkehrt untergeschlagen. Einst erfuhr er von seinen Kundschaftern, daß ein stattlicher Zug durch den nahe bei seiner Burg befindlichen Wald ziehe. Er eilte mit seinen Mannen, den Zug zu überfallen, brach unverhofft aus dem Walde hervor und griff den Zug an. Da erkannte er in dem Führer desselben seinen Fürsten und Gebieter, der, durch die vielen Beschwerden über den von der Bergen veranlaßt, den Zug insgeheim unternommen hatte, um sich von seinem Tun und Treiben selbst zu überzeugen. Fritz fiel seinem Landesherrn zu Füßen und bat um Gnade, allein er wurde gefangen genommen und mußte sein Leben kümmerlich im Gefängnis beschließen. Nie sah er seine Burgveste wieder; sie wurde geschleift und nebst allem Zubehör eingezogen. Die Besetzung wurde hernach eine Domäne, das Amt Gümse, welches im vorigen Jahrhundert zu dem Amte Dannenberg kam. Die Burgverließe werden noch gezeigt und sind jetzt die Kellerräume der Wohnung eines Landbesizers im Dorfe Gümse.

Die Sage geht, daß Fritz von der Bergen auf schwarzem Rosse, von seinen Mannen umgeben, nachts nach dem Hofe seiner ehemaligen Veste sprengt; wenn er wieder zurückreitet, so begleitet ihn ein Wagen, von vier schwarzen Rapen mit feuersprühenden Augen gezogen, auf welchem Menschen mit abgeschnittenen Kehlen liegen.



270. Der letzte Tzarenhusen.

Aus dem Geschlechte Tzarenhusen saß im 16. Jahrhundert einer auf der Burg Bockum unsern Amelinghausen. Von dort aus trieb er ein wildes Leben, und vor allem waren es die Handelsleute, denen er auf ihrem Wege durch die Heide auflauerte und ihre Waren stahl. In Amelinghausen gab es schon damals einen Markt, auf dem die Krämer der Kirchspielorte der ganzen umliegenden Heide ihre Waren einkauften. Dort war auch der Höker von Munster, um für seinen Laden einzukaufen; der hatte einen schlimmen Rückweg, denn von Amelinghausen nach Munster mußte er die Raubkammer durchqueren, den noch jetzt so genannten großen Wald, der allen raublustigen Leuten ein gutes Versteck gewährte. Als der Höker sich in Amelinghausen gut versorgt hatte, raunte ihm ein Freund ins Ohr: „Höker, wahre die, Tzarenhusen ist hier und hät sehen, dat du wat kost häst.“ Und der Höker lud seine Donnerbüsse, ohne die er nie mit seinem Einspanner von Amelinghausen zu Hause fuhr, und nahm aus seinem Bostdok (Brusttuch) einen silbernen Knopf und lud den mit hinein, denn: „dat Ding treppt.“ So gerüstet trat er ziemlich spät abends den Rückweg nach Munster an, seine Waren auf dem Wagen neben sich. Und als er an die Raubkammer kam, nicht fern von der Burg Bockum, da sprangen Tzarenhusen und sein Knecht aus dem Dickicht und fielen den Pferden in die Zügel. Der Höker aber war rasch; er ergriff seine Donnerbüsse und schoß auf Tzarenhusen, der silberne Knopf drang Tzarenhusen ins Herz, und er lag tot vor den Pferden. Sein Knecht aber rief: „Oh Tzarenhusen, oh Tzarenhusen, wat will nu use Mutter seggen!“ und damit entlief er und meldete der alten Mutter auf Burg Bockum, wie es ihrem Sohne ergangen. Das war der letzte Tzarenhusen, und ein steinernes Kreuz am Wege nahe bei der Raubkammer, das keinen Namen trägt, zeigt noch jetzt, wo und wie der letzte Tzarenhusen geendet hat.

271. Räuber Kemper.

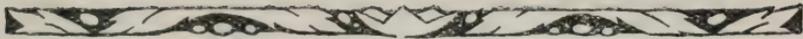
In unmittelbarer Nähe des Balksees befindet sich eine erhöhte Wurt mit Spuren verwitterten Bauwerks, die „Kemper Wurt“ genannt; hier hauste in alter Zeit zum Schrecken der



Umgehend ein Räuber, namens Kemper; derselbe pflegte unter anderen Raubanschlägen von den benachbarten reichen Marschbauern Weizen zu kaufen, sie bei dessen bedungener Lieferung unterwegs zu überfallen, zu berauben oder zu erschlagen, ohne daß es jemals möglich, ihn bei angestellten Verfolgungen in seinem Schlupfwinkel am See aufzufinden. Denn da er bei den Raubzügen, wie sich später ergab, eines Pferdes mit umgekehrten Hufeisen sich meistens bediente, gelang es ihm hierdurch, die Verfolger über seinen Aufenthalt stets zu täuschen. Als er nun einst wieder einen Wispel Weizen von einem Haderer Bauern gekauft und dieser, gewarnt, zur verabredeten Lieferungszeit statt des Weizens seine Knechte in die mit Kaff teilweise gefüllten Säcke gesteckt und zu Schiffe über den See an die Lieferungsstelle gefahren hatte, trat ihm, gelandet am Ufer, der Räuber zur Empfangnahme entgegen, statt des Kaufgeldes gewohnter Weise seine geschwungene Keule zeigend und auf ihn einschreitend. Allein kaum war diese übliche Bedrohung von dem Kemper begonnen, als statt des Gnade flehenden Bauern dessen Säcke sich plötzlich bewegten, zerrissen, des Bauern Knechte daraus hervorsprangen und den nun eiligst nach seiner Raubwurt entfliehenden Räuber dorthin verfolgten. Lange war hier vergebliches Suchen nach ihm; es fand sich in der dunkeln, mit Raubgut und Menschenknochen gefüllten Höhle kein lebendes Wesen als ein Pferd mit umgekehrten Eisen und eine Elster. Die gezähmte Elster, beim eifrigen Durchsuchen der Höhle von einem Knochenhaufen zufällig verjagt, flog zu einem in der Höhle befindlichen Holzpfeiler, begann, daran mit dem Schnabel zu picken und zu hacken, wodurch sie einen derartig höhlischallenden Klang erregte, daß der Bauer mit seinen Knechten an jenen Pfeiler herantrat, ihn zersprengte, worauf in dessen Höhlung eingezwängt der Räuber versteckt gefunden und sofort erschlagen wurde.

272. Die Raubritter von Heimbruch.

Nahе dem ehemaligen Amtsort Moisburg hatte das reichbegüterte Adelsgeschlecht „derer von Heymbrook“, dessen Nachkommen heute noch im Lüneburgischen eine weitverzweigte wohlhabende Familie bilden, an dem lieblichen Estesfluß,



der bekannt ist durch die früher recht bedeutende Perlenfischerei, eine feste Burg, von der heute noch die Wurt und Wälle zu erkennen sind.

Die Inhaber dieser Burg waren in uralten Zeiten arge, gefürchtete Raubritter, die in Gemeinschaft mit Claus Störtebeker und den Seeräubern auf dem Falkenberge und in den Diebskühlen des Rosengartens ihr Räuberhandwerk trieben. Die Piraten verständigten sich gegenseitig durch Aufziehen einer roten Fahne auf ihren Burgen, wenn sie einen Kaufmann mit schwerbeladenem Frachtwagen den einsamen Weg durch die Heide kommen sahen oder wenn ein Schiff auf der Elbe nahte. Dann fielen sie gemeinsam über diese her und nahmen alles, was sie kriegen konnten. Auch hatten die Landleute bitter unter ihnen zu leiden. Die Räuber waren weit und breit der Schrecken der Bewohner. Als das Maß ihrer Sünden voll war, taten sich die Bauern mit den Bürgern von Bugtehude zusammen und bereiteten den Heimbrucher Raubrittern ein schnelles Ende. Diese wollten entfliehen und versteckten sich im nahen Buschwerk. Aber die dort brütenden Kiebiße verrieten sie durch ihr ängstliches Schreien. Man erfaßte bald die Räuber und schlug sie tot; ihre Burg steckte man in Brand. Unermessliche Schätze hatten die Erdrosselten vorher an unbekanntem Orte vergraben und sie dem Teufel vermacht.

Lange Jahre hindurch zeigte man im Rathause zu Bugtehude noch die Rüstung, den Fingerring und das Taschentuch eines der erschlagenen Herren von Heymbrook. Später entstand neben Heimbruch die Mosdeborch, die jetzige Domäne Moisburg.

275. Die Mordflamme.

Am Mittellauf der Ems, da, wo diese den Münsterischen Boden verläßt und in Ostfriesland eintritt, liegt der Ort Halte. Dort stand vor langen Zeiten eine Burg, die einem Grafen aus Oesterreich oder Bayern zugehörte, einem freundlichen Manne, der gastfrei und liebenswürdig gegen Jedermann war. Ihm gehörte auch die vielbenützte Fähre über die Ems, die seine Knechte bedienten, und damit des Nachts der Landungsplatz nicht verfehlt werden konnte, brannte in einem Fenster der Burg eine breite blißblaue Flamme.



Einstmals reiste ein reicher Kaufherr von Münster nach Ostfriesland, kam des Abends sehr spät an die Halter Fähre und stieg in das Fährboot. Sein Hund wollte indessen durchaus nicht hinein, sondern stand knurrend am Ufer und schnappte nach den Händen der Fährknechte, wenn diese ihn greifen wollten. So wurde schließlich ohne ihn vom Ufer abgestoßen, dem Kaufherrn ward es etwas bellommen zu Mute, denn ihm gefiel das Gebahren der Fährknechte nicht. Laut aufheulend sprang der Hund ins Wasser und schwamm seitwärts dem Boote mit. Als man mitten auf der Ems war, durchzuckte plötzlich die Blizblaue Flamme ein feiner roter Strahl, und in demselben Augenblicke fühlte der Kaufherr einen wuchtigen Schlag auf seinem Kopf, so daß er besinnungslos der Länge nach hinstürzte. Da war aber auch schon der Hund im Boot und dem Knecht, der den Schlag tat, an der Gurgel, daß es bald aus mit ihm war; dann fuhr er mit solcher Wucht auf den zweiten, den Ruderknecht, zu, daß dieser durch den Stoß und Prall nach rücklings so hart mit dem Kopfe aufschlug, daß auch er die Besinnung verlor. So führte der Strom das Boot seinen eigenen Weg die Ems hinab und ward am andern Morgen unterhalb Leer gefunden: der Kaufmann zwar noch betäubt, aber sonst wohl und gesund, der Hund mit gefletschten Zähnen über dem ebenfalls noch lebenden Ruderknecht, dessen Geselle tot in seinem Blute lag.

Ein Fähnlein Landsknechte wurde abgesandt, den Burggrafen nach Leerort gefangen zu führen, aber sie fanden den Vogel bereits ausgeflogen, durchstöberten darauf die Burg und fanden in ihr eine tiefe Nordgrube voller Leichen und Totengebeine. Da ließ man den Knecht foltern, um volle Klarheit über den grausigen Befund zu erzielen, und erfuhr von ihm, daß sein Herr ein berühmter Mörder vom Oberland und er sein Spießgeselle sei, und daß sie gemeinsam die Reisenden gemordet und dann geplündert hätten. Der Knecht wurde in Egels gerädert, die Burg zu Halte zerstört, der Nordbrunnen mit Weihwasser besprengt und darauf verschüttet. Seitdem aber zeigt sich noch oft in stillen Nächten eine Blizblaue Flamme in der Luft gerade an der Stelle, wo vordem die Nordflamme brannte, und oft heult ein großer Hund, wenn ein Reisender des Nachts überfahren will.



274. Die Räuber in den Karlssteinen.

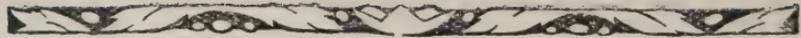
In der Nähe der Karlssteine und des kohlereichen Piesberges liegt „der Schmied im Hon“, eine alte Schmiede und Schenke, die sogar in Liedern vom Volke besungen ward. Der Sage nach sollen in der Mitte des 18. Jahrhunderts drei Diebsgesellen: Hermente, Peterlawall und Jan Rattuptenrüggen sich die Karlssteine, die vom Volke die Schluppsteine genannt werden, zu ihrem Schlupfwinkel erkoren haben. In einem in der Nähe befindlichen Hofe soll dieses Räuberklleeblatt nachts freien Ein- und Ausgang gehabt haben; öfters versperten sie dann von den Vorräten des Besitzers, ohne von diesem, der sie sich nicht zu Feinden machen wollte, daran gehindert zu werden. Die Umgegend des Hones, besonders die den Weg durch die Waldschlucht nehmenden Reisenden wurden von diesen Diebsgesellen in Schrecken versetzt. Wie von anderen berühmten Wegelagerern, so erzählt sich das Volk von diesen Dreien manche Anekdoten, die auch ritterliche Züge der drei Spießgesellen verraten. So ward einst dem Hermente von einem Bauern ein Brot geschenkt. Später ward nun dieser Bauer von dem Räuber angehalten; als dieser ihn aber erkannte, ließ er ihn nicht nur ungehindert seines Weges weiter gehen, sondern er gab ihm noch so weit das Geleite, daß der Bauer auch vor seinen Gefährten sicher war. Später fielen Hermente sowohl wie Peterlawall der Gerechtigkeit in die Hände, und jener ward in Jburg, dieser in Oesede enthauptet.

275. Die Räuergänge bei Neustadt.

Im Kreise Neustadt am Rügenberge befinden sich viele unterirdische Gänge, von denen sich der längste und größte von Nienburg bis Neustadt erstreckt. Den sollen vor vielen Jahren Räuber gebaut haben, um dort ihre Beute sicher unterzubringen. Die Wälder in der Umgegend des Ganges sind heute noch sehr gefürchtet, man hält sie für unsicher und hütet sich, sie im Dunkeln zu betreten.

276. Das Räuberneft im Friesenwärder Moore.

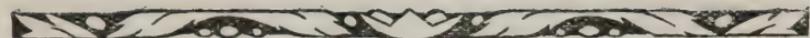
Mitten in dem bei Meckelfeld gelegenen Friesenwärder Moore hatte sich im 14. Jahrhundert auf einer Wurt, unerreicher, eine große Strauchritterbande eingenistet, die die



Bewohner weit und breit lange Zeit hindurch in Schrecken versetzte. Der Anführer der Raubritter überfiel in einer dunklen Sommernacht den nahen herzoglichen „Kanzlershof“, raubte die schöne 16jährige Tochter des Edelmannes, auf die er schon lange ein Auge geworfen hatte, und schleppte sie in sein Räuberneest. Über diese freche Tat geriet die ganze Gegend in Aufregung. Aber da der einzige nach dem Versteck führende Weg sehr schmal, fast unwegsam und unerschbar war, so erwiesen sich die Bemühungen des Vaters, sein Kind zurückzuholen, als fruchtlos. Zum Glück überzog ein strenger Winter das Moor mit einer dicken Eisdecke. Jetzt kamen bewaffnete Mannen aus Harburg, befreiten die geraubte Maid und zerstörten die Sumpfburg vollends. Die Räuber erhängte man im nahen Walde Höpen.

277. Die Räuberbraut.

In der Burg bei Bode hauste ein schlimmer Raubritter, der, was er den Bauern genommen hatte, hinter die festen Wälle seiner Burg brachte und dort um so sicherer lebte, als das fast unzugängliche Moor und das dichte Gebüsch es nicht möglich machten, diese Burg, die er sorgfältig geheim hielt, zu entdecken. Einst hatte er aus dem nicht fernen Brockhövede ein schönes Mädchen geraubt, das er mit in seine Burg nahm. Diese gewann, nachdem sie eine Zeitlang dort gelebt, so sehr sein Vertrauen, daß er ihr, dem Gelöbniß der Rückkehr in die Burg vertrauend, gestattete, noch ein Mal nach Brockhövede zu gehen, um ihre Eltern zu sehen. Ihrem Versprechen getreu kehrte sie von Brockhövede nach der Burg zurück; um aber den Bauern den noch immer ihnen unbekannt gebliebenen Schutzwinkel des Raubritters anzuzeigen, war sie so klug, ihrem Herrn aus dem elterlichen Hause eine Schürze voll Buchweizen mitzubringen, und während sie durch Moor und Busch sich nach der Burg heransuchte, fortwährend einige Körner Buchweizen aus der Schürze gleiten zu lassen. Ihre Hoffnung, daß mittelst dieser Buchweizenstraße die Bauern den Weg nach der Burg finden und dann den Raubritter angreifen und sie befreien würden, trog sie nicht. Der ausgefäte Buchweizen zeigte den Bauern, wo sie die Höhle ihres Feindes zu suchen hatten; sie scharten sich zusammen, und der von dem schönen Mädchen zurückgelassenen



Spur folgend, fanden sie das Versteck des Ritters, der, zu schwach, um gegen sie zu kämpfen, aus der Burg entwich. Allein nicht fern von der Burg, auf dem Arendorfer Felde, ereilten sie ihn, und Brokelmann von Arendorf erschlug ihn. Und weil Brokelmann damit die ganze Gegend von ihrem Feinde frei gemacht hatte, wurde sein Land zehntsfrei gemacht, und davon ist es noch heute zehntsfrei. Die Burg aber wurde von den Bauern gebrochen, und ist seitdem kein Ritter wieder darin gewesen.

278. Der Wölper Überfall.

Vor nicht langer Zeit haben die Wölper hinterlistiger Weise den Ritter Ulrich von Stolzenberg überfallen wollen. In dunkler Nacht glaubten sie ihn überraschen zu können. Sie jagten durch Büren und zwangen den damaligen Burmeister Schulte, ihnen Vorspann zu leisten. In Luttmesen schlugen sie ihr Lager auf, um bei Tagesanbruch das Haus des Stolzenbergers zu überraschen. Die beiden Knappen des Stolzenbergers Timm und Wehlerking waren aber auf der Wacht. Durch ihre List wurde Luttmesen und Gut Stolzenberg aus der Not gerettet. Bei dem Gute war nämlich noch eine Brennerei. Während der Nacht noch ließen die beiden Knappen Branntweinfässer in das Lager der Wölper kollern. Diese veranstalteten ein Saufgelage. Die Knappen rafften die wenigen Leute von Luttmesen zusammen und schlugen auf die betrunkenen Wölper derartig ein, daß sie noch am Morgen mit blutigen Köpfen die Flucht ergriffen.

Zum Danke dafür hat der Stolzenberger den beiden Knappen Timm und Wehlerking je einen Vollmeierhof geschenkt. In Luttmesen gibt es noch heute nur zwei Vollmeierhöfe Timm und Wehlerking. Die Familie Stolzenberg hat heute noch das Gut, das ihren Namen trägt, in Besitz.

V. Rechtsagen.

279. Die Gerichtsbarkeit von Drepper.

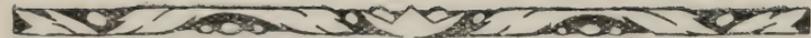
Im Kirchspiel Goldenstedt in der Lahrer Heide ist eine Stelle, welche den Namen „Königsbänke“ führt. Dort soll früher einmal im Jahr das Münstersche Gericht gehalten worden sein, das Münster von dem Grafen von Diepholz



streitig gemacht wurde. Wie nun das Gericht gehalten werden sollte, wurde von der Münsterschen Behörde ein Mann, der dort gut Bescheid wußte, nach Drebber geschickt und mußte, wenn die Leute aus der Kirche kamen, mit lauter Stimme rufen: „Donnersdag werd dat Münstersche Gericht hollen!“ Dann lief er aus allen Kräften fort. Entkam er glücklich, so war die Münstersche Gerichtsbarkeit auf ein Jahr gesichert, und der Graf von Diepholz mußte auf alle seine Gerechtsame über die streitigen Dörfer auf ein Jahr verzichten. Aber selten glückte es, denn gewöhnlich wurden, wenn die Zeit herankam, viele auf die Lauer gestellt, und sobald er rief, stürmten sie von allen Seiten auf ihn zu, und konnten sie ihn ergreifen, so bekam er Schläge und wurde ins Gefängnis geworfen; da mußten ihn denn die Münsterschen wieder loskaufen, und Diepholz hatte ein Jahr lang Gerichtsbarkeit und Gerechtsame. Um das gefährliche Amt, in Drebber das Gericht auszurufen, meldeten sich jedes Jahr genug, denn wenn es glückte, so gab es eine große Belohnung und Abgabefreiheit auf ein Jahr.

280. Die Totschlägerin auf der Kreuzfreiheit.

Vor vielen, vielen Jahren diente im Wedekindschen Haus am Hildesheimer Altstädter Markt ein schönes, aber jähzorniges Mädchen als Ladenjungfer. Da geschah es eines Tags, daß sein früherer Verlobter, der sie einer anderen wegen treulos verlassen hatte, in den Laden trat und so höhnisch etwas zu kaufen verlangte, daß das Mädchen vom Zorn gepackt wurde, ein zufällig dort liegendes Messer ergriff und es dem Treulosen mitten ins Herz stieß, daß er tot umfiel. „Jeses, Marie un Josep!“, rief der herbeieilende Hausherr, „Mäken, wat häst du anrichtet! Mak, dat du wat biste wat häste up de Freiheit kummt, süs biste en Kind des Dodes!“ Die Jungfer ließ sich das nicht zweimal sagen und lief, was sie laufen konnte, bis sie glücklich die Kreuzfreiheit erreichte; dort flüchtete sie sich in ein Haus, dessen Bewohner sie liebevoll aufnahmen. Sie blieb in dem Hause und erwarb sich durch Arbeitsamkeit und fleißige Hilfe die Gunst ihres neuen Brotherren so sehr, daß dieser nichts einzuwenden hatte, als sein Sohn sich die Totschlägerin zur Hausfrau erwählte. So wurde sie Frau, Mutter, ja sogar



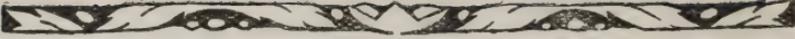
Großmutter, und lebte glücklich und zufrieden; nur durfte sie das Haus niemals verlassen. Da geschah es einst, daß sie eines Sommernachmittags, auf ihrer Hauschwelle sitzend, ihre zwei kleinen Enkelkinder wartete, als plötzlich, während die Kinder in der Mitte der Straße spielten, ein schwerbeladener Wagen daherkam, der das eine Kind zu überfahren drohte. Sie sprang herzu und rettete es vor dem sicheren Tode, aber nun hatte sie die Grenze der Freiheit überschritten, ward ergriffen und mußte ihr Leben auf dem Rabensteine enden.

281. Friedrich von Oldenburgs Gottesgericht.

Graf Huno von Oldenburg war ein frommer und rechter Mann. Als zu seiner Zeit Kaiser Heinrich IV. einen großen Fürstentag in der Stadt Goslar hielt, säumte Hugo, weil er Gott und frommen Werken oblag, dahinzugehen. Da verleumdeten ihn falsche Ohrenbläser und klagten ihn des Aufstands gegen das Reich an; der Kaiser aber verurteilte ihn zum Gottesurteil durch den Kampf, und kämpfen sollte er mit einem ungeheuern, grausamen Löwen. Huno begab sich mit Friedrich, seinem jungen Sohne, in des Kaisers Hof; Friedrich wagte, mit dem Tier zu fechten. Vater und Sohn flehten Gottes Beistand an und gelobten, ein reiches Kloster zu stiften, wenn ihnen der Sieg zufiele. Friedrich ließ einen Strohhalm zimmern und gleich einem Menschen bewaffnen; den warf er listig dem Löwen vor, schreckte ihn und gewann unverletzt den Sieg. Der Kaiser umarmte den Helden, schenkte ihm Gürtel und Ring und belohnte ihn mit vielen Gütern im Reich.

282. Das Halslöserätsel.

In alter Zeit ist mal eine Frau in Wiedensahl gewesen, die war eine Heze und hatte eine andere Frau ums Leben gebracht, darum sollte sie zu Tode gebrannt werden. Da sagten die Richter, wenn sie ihnen ein Rätsel aufgeben könnten, das sie nicht herausbrächten, so sollte ihr das Leben geschenkt sein. Da besann sich das Weib, als es schon auf dem Henkerswagen saß, und gab ihnen zu raten auf, was das wäre:


„Apn Bome satt eß,
Ungebören Fläisch att eß,
Hartläiw lüchte mi,
An doch gräode mi.“

Das brächten sie nicht heraus, sagten die Richter, was denn das wäre. Da erklärte die Hege: Die Frau, die sie umgebracht, hätte ein ungeborenes Kind getragen, das hätte sie herausgeschnitten, geschlachtet und gegessen; ihr eigenes Kind, Herzlieb, hätte sie auch geschlachtet, das Fett herausgebraten und auf die Lampe gegossen; diese Lampe hätte ihr leuchten müssen, als sie auf einem Baum saß und das Fleisch des ungeborenen Kindes aß.

Da mußten die Richter das Weib freigegeben und durften es nicht verbrennen, ob es schon eine Hege war.

283. Die Veme von Bentheim.

Im südöstlichen Turm des Schlosses zu Bentheim soll sich ein heimliches Gericht der Veme befinden; hier mußte der Verurteilte auf eine Versenkung treten, die ihn einer Figur in die Arme warf, welche mit tausend Messern von allen Seiten seinen Körper zerschnitt.

284. Das Kreuz von Bentheim.

Im Schlosse zu Bentheim steht ein altes Holzkreuz, welches ehemals unten im Orte gestanden; mit dem hat es diese Bewandnis: Einer der alten Grafen von Bentheim hatte nämlich einmal von seinem Schlosse herunter zum Zeitvertreib mit Pfeilen geschossen und hatte so einen Mann aus Bentheim getötet; da ist er von der Veme verurteilt worden, ein Kreuz an die Stätte zu setzen, damit er sich immer an diese Tat erinnere, wenn er vorbeikomme, und sie bereue. Als das Kreuz in späteren Jahren umgefallen ist, hat man es auf das Schloß gebracht, wo es noch jetzt bewahrt wird.

285. Die Rache der Frauen von Dassel.

Der Herr von Ellighausen besuchte oft den Raugrafen von Dassel und begegnete auf dem Wege dahin allemal einem Schäfer, der am Krimmenser Berge seine Herde weidete und dabei vergnüglich den Dudelsack spielte. Die Dasseler



Frauen hatten den sanften Spielmann, der auch sehr schön von Angesicht war, tausendmal lieber als den ungestümen Edelmann, und sie verhehlten es auch nicht. Herr von Ellighausen, der allein durch den armfeligen Schäfersmann um die edle Frauengunst gekommen zu sein glaubte, warf seinen ganzen Haß auf diesen und untersagte ihm auch mit allem Nachdruck, fernerhin zu spielen. Weil aber der Schäfer nimmer von seiner Kunst abließ, stach der Ritter ihn tot. Als die Frauen von Dassel vom Tode ihres Spielmanns hörten, nach dessen lieblichem Spiel sie so oft auf grüner Waldwiese getanzt hatten, da schwuren sie dem Ritter von Ellighausen Blutrache. Sie lauerten ihrem Todfeinde überall auf, und als dieser einstmals zu seinem Freunde, dem Raugrafen, reiten wollte, da rissen sie ihn plötzlich von seinem stolzen Rosse und schlugen ihn mit Pantoffeln tot. Die Kunde von der vollführten Blutrache drang bald zum alten Raugrafen, der darob über die Mäßen ergrimmete und die Verbrecherinnen in seinem schrecklichen Zorne vor die heilige Veme führte, um dort über sie aburteilen zu lassen. Doch vor der heiligen Veme konnten keine Frauen gerichtet werden; des Ellighäusers Mörderinnen kamen mit nur vier Wochen Kerker davon.

286. Das Garmmaß von Hildesheim.

Am Rathause zu Hildesheim finden sich auf der Seite nach der Marktstraße zu die Worte eingehauen: „Dat is de Garenmate.“ Daran hat ein geiziger Kaufmann Schuld, der einen großen Garnhandel hatte und die Leute übervorteilte. Kaufte er den armen Leuten Garn ab, so konnte er das Maß nicht groß genug kriegen; verkaufte er aber, so verkürzte er das richtige Maß. Als der Kaufmann gestorben war, trat er seiner erschrockenen Frau nachts vor das Bett, klagte und jammerte, daß er soviel Pein in der Hölle leiden müsse, weil er immer unrichtig gemessen habe, und warf eine eiserne Elle auf den Tisch mit den Worten: „Dat is de Garenmate.“ Dann ermahnte er die Frau, doch ja nach diesem richtigen Maße immer zu messen bei Kauf und Verkauf, damit es ihr dereinst nicht gehe wie ihm. Darauf verschwand der Mann, und die Frau hatte vor Schrecken beinahe den Tod.



Am anderen Morgen fiel ihr erster Blick auf den Tisch, auf welchen ihr unseliger Mann die Elle geworfen hatte. Aber es war keine Elle zu sehen; statt dessen sah die Kaufmannsrau eine ellenlange Ritze im Tische, als ob sie hineingebrannt wäre. Dieselbe Ritze ging auch unterm Tische durch den Fußboden und durch alle Decken des Hauses bis auf die Diele, wo sie so tief eingebrannt war, daß man den Grund nicht sehen und auch mit dem längsten Stocke nicht fühlen konnte.

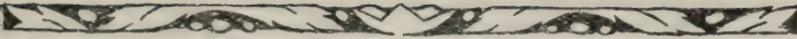
Die Frau konnte in ihrer Seelenangst die Geschichte nicht verschweigen, und als der Magistrat die Sache erfuhr, ließ er von einem Ratsdiener die Länge der eingebrannten Ritze messen, und diese stimmte genau mit dem richtigen, gebräuchlichen Garnmaß. Da ließ der Magistrat zur ewigen Warnung jene Worte in einen Stein der Rathhausmauer hauen.

287. Wie eine Münze zu einem Tiernamen kam.

Als Herzog Heinrich von Sachsen in Franeker von den Westfriesen eingeschlossen war, zogen seine Mitverbündeten zu seinem Entsatz herbei. Während nun Graf Edjard die Stadt Groningen und ihr Umland in Schach hielt, warb Herzog Erich von Braunschweig einen Haufen von viertausend Landsknechten an, vereinigte sich dann mit Edjard und rückte mit ihm zum Worfumer See, wo sie den Feind so vernichtend schlugen, daß er an zweitausend Mann verlor. Die Landsknechte machten so große Beute, daß man eine Kuh für einen Schreckenberger kaufen konnte; für ein lebendes Schaf gab man eine kleine Scheidemünze, die Graf Edjard hatte schlagen lassen und die daher ihren Namen erhielt und allgemein „Schaf“ genannt wurde.

288. Die Abgabe.

Als die alten Burgen noch im Leinetal bei Wörten standen, da war schlimme Zeit. So kam auch einmal ein junges Gräßlein vom Hardeberg zu einem Bauern eines benachbarten Ortes, Böhle nannte ihn der Mann, der hatte gerade welsche Nüsse eingesammelt, von denen er dem Gräßlein ein paar schenkte, die der mit nach Hause nahm. Seit der Zeit mußte der Bauer alle Jahr einen Himpten voll auf die Burg bringen, und seine heutigen Nachkommen haben die Last natürlich ablösen müssen.



289. Das Opfergeld.

Früher bestand in Oldenburg unter dem Namen Opfer- und Wächtergeld eine Abgabe, die Bürger mit bürgerlicher Nahrung wie Handwerker, Wirte und Kaufleute im Betrage von 12 Grote Gold für das volle Haus bezahlen mußten. Die Abgabe ist 1840 aufgehoben; von ihrer Entstehung aber erzählt man sich folgendes:

In uralten Zeiten hielt die Stadt auf einem der Türme einen Wächter, der allnächtlich wachen und bei dem Ausbruch eines Feuers und sonstigen Gefahren blasen mußte. Die Vergütung für seine Mühen sammelte er sich selbst in den Häusern, indem er hineinrief: „Opfert dem Wächter!“ Die Abgabe wurde beibehalten und erhielt von jenem Ausrufe ihren Namen.

290. Wiedensahler Abgaben.

I.

Vor Wiedensahl, wo jetzt die alte Windmühle ihre Flügel dreht, hat vor Zeiten ein Schloß gestanden. Es ist lange verschwunden, nur der Brunnen blieb später noch sichtbar, bis schließlich das Gras darüber wuchs. Als die drei Frölen, denen das Schloß gehörte, nach Bockeloh zogen, schenkten sie ihr Land der Pfarre, den Wald der Gemeinde. Dafür mußten die Wiedensahler eine Abgabe in Geld entrichten.

Mal ließ sich der Mann, der es hob, mehrere Jahre nicht blicken. Dem damals regierenden Bürgermeister kam es bedenklich vor, wenn es so weiter ginge und dann die Summe auf einmal gefordert würde. Drum ging er los, um sich persönlich deshalb zu erkundigen. In Bockeloh, wo die Sache bereits gründlich vergessen war, hat man ihn sehr gelobt und freundlich entlassen mit der festen Versicherung, daß die Rückstände eingezogen und die Abgabe wieder regelmäßig geholt werden sollte, was denn auch pünktlich geschah.

II.

Nicht weit von der Wiedensahler Grenze zieht sich im Schauenburger Walde der Schanzgraben oder Drüsenwall hin. Eine Stelle, an der er doppelt ist, nennt man den Pferde-
stall. Rückten nun die Schlüsselburger aus, dann zogen sich die Wiedensahler hinter den Wall zurück, und regelmäßig



eilte ihnen der tapfere Ritter von Bückeburg mit seinen Leuten zu Hülfe. Die Wiedensahler waren nicht undankbar. So oft die gnädige Frau in Wochen kam, brachten sie ihr Eier und junge Hähnchen. Was aber gutswillens geschah, wurde später ein Zwang. Die Eier und Hähnchen mußten nach Bückeburg geliefert werden, ob die Gnädige in Wochen war oder nicht. Bis um die Mitte des letzten Jahrhunderts ist diese Verpflichtung in Kraft geblieben.

291. Der Rammelsburger Kuttenzins.

Die Rammelsburger Bauern waren gehalten, sich alljährlich an einem bestimmten Tage punkt elf Uhr nachts am Celler Tore einzufinden und ihr Erscheinen durch den Ruf anzuzeigen: „Wir bringen den Thomaspfennig, den Kuttenzins.“ Darauf, sobald die Glocke ausgeschlagen hatte, wurde ihnen geöffnet, und nun ging es unter gleichem Geschrei zur Amtsstube, wo der Amtmann das Geld in Empfang nahm, quittierte und sie mit kleinen Geschenken entließ. Das alles ging sehr eilig, denn noch vor Mitternacht mußten die Bauern wieder vor dem Tore, der Amtmann aber mit dem Gelde auf der Post sein, um es, unbekannt wohin, zu senden. Andernfalls kostete jeder Pfennig eine Tonne neue Heringe als Brüche. Über den Ursprung dieses Brauches wird folgendes berichtet: Die Rammelsburger Bauern hätten einst die dortigen Mönche nächtlicher Weise mit ihren Weibern und Töchtern überrascht und kurzerhand erschlagen. Als dann die Sache in Celle zur Sprache und Klage kam, wurden sie zur alljährlichen Ablieferung „eines alten kleinen kursächsischen Pfennigs in derselbigen Nacht“ verurteilt. So geschah es wenigstens noch im Jahre 1785.

292. Luffenzins in Fischbeck.

Das hannöversche Dorf Münden hatte jährlich dem Stift Fischbeck eine Anzahl Luffen (Kuchen von Astermehl) zu liefern. Der Sage nach war das Stift gehalten, den Boten einen Tag lang mit Speise und Trank gut zu bewirten, wenn er die Luffen so warm in Fischbeck ablieferte, daß sie beim Aufschneiden noch dampften. Waren dagegen die Kuchen kalt, so fiel die Bewirtung weg.



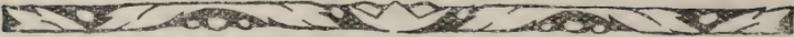
295. Der „Spenneweih“ zu Uslar.

In der Stadt Uslar findet alljährlich am Sonntage Judica das Verteilen der sogenannten „Spenneweih“ (= Spende- wecke) unter die Kinder statt, und noch gegenwärtig bekommt jedes Stadtkind, welches am Sonntage Judica auf das Rath- haus geht, der Stiftung gemäß ein Weizenbrot. Von zwei Bäckern werden gegen neunhundert Wecken gebacken, Milch- wecken von ungefähr einem Fuß Länge. Früh am Sonntage Judica eilen nun alle Kinder Uslars, arm und reich, nach dem Rathause, um ja die „Spenneweih“ nicht zu versäumen, und von morgens früh um fünf Uhr an hört man schon in verschiedenen Tonarten das Lied „Spenneweih“ vom Rathaus.

Einst haben die Uslarer Rathsherren diesen „Spenneweih“ zu halten vergessen oder wollten ihn in Wegfall bringen. Da erschien eine weiße Taube in der Stadt, welche beständig rief: „Spenne, Spenne!“ Von dieser Himmelsbotschaft erschreckt, führten die Rathsherren den Spenneweih wieder ein. Nach einer anderen Darstellung kam eine Henne mit ihren Küchlein auf den Rathausaal und lief den Rathsherren be- ständig zwischen den Beinen umher, ohne daß es diesen mög- lich gewesen wäre, sie zu vertreiben. Kein Küchlein wurde beschädigt. Dies war die Aufforderung, den Spenneweih wieder herzustellen.

294. Wie ein fluger Bauer Osnabrück rettete.

Die Stadt Osnabrück hatte im Mittelalter manche blutige Fehde mit den Grafen von Tecklenburg zu bestehen. Einst waren die Osnabrücker einem Tecklenburger Grafen, der im ganzen Land als ein harter Herr verschrien war, gegenüber im Nachteil gewesen, und dieser hatte manche Gerechtfame in der Stadt davon getragen. So hatte er unter andern auch das Recht, den Fleischern die Fleischtage bei jedem Neumonde vorzuschreiben. Ein Zwerg, der auf einem Esel ritt, mußte dieselbe jedesmal zur Stadt bringen. Meistens kam dieser aber viel zu spät in Osnabrück an, worüber die Metzger unwillig wurden, denn sie durften nicht eher ihr Fleisch feilbieten, bis die Tage des Tecklenburger Grafen verkündet worden war. Obgleich nun der Zwerg von ihnen für seine Verspätung mißhandelt ward, so war doch alles vergebens; es blieb der- selbe Zwerg und auch derselbe Esel. Endlich verloren sie die



Geduld und schlugen den Zwerg tot, packten den Toten auf sein Tier und jagten dieses dann zum Tore hinaus. Hierdurch hatten sie aber den Zorn des Grafen erregt, so daß dieser der Stadt blutige Rache schwor, ins Osnabrücker Gebiet einfiel und der Stadt manchen Schaden zufügte. Die Bürger flehten den Tecklenburger um Gnade an; dieser versprach der Stadt auch Schonung, wenn sie ihm binnen Jahresfrist zwei Scheffel voll Silberhellern (eine damals seltene Osnabrückische Münze, Wevelinghöver genannt), sowie ein blaues Windspiel und einen Rosenstock ohne Dornen (den man damals noch nicht kannte) liefern würde. Sollte die Stadt aber diese Forderungen nicht zur rechten Zeit erfüllen, so wolle er sie seine Macht fühlen lassen. Große Not herrschte nun in der Stadt, denn keiner, auch nicht der hochweise Rat, war imstande anzugeben, wie man die drei geforderten Sachen erlangen könne. Endlich meldete sich ein schlichter Bauer und versprach, der Stadt diese zu beschaffen. Der Rat sicherte dem Bauern fürstliche Belohnung zu, wenn er sein Versprechen erfüllen würde, im andern Falle den Tod.

Das Jahr, welches der Graf den Bürgern als Frist gegeben hatte, eilte schnell dahin, aber der Bauersmann ließ sich nicht sehen. Endlich in der letzten Stunde erschien er und brachte die ersehnten Dinge mit. Großer Jubel herrschte in der Stadt; war sie doch jetzt erlöst. Auf die Frage, wie es ihm denn möglich gewesen wäre, diese seltenen Dinge zu beschaffen, erzählte der Bauer, daß er weit und breit bekannt gemacht hätte, die Silberheller um hohen Preis einzulösen. Infolgedessen seien aus allen Himmelsgegenden fort und fort Scharen von Bettlern herbeigeeilt, die ihm die gewünschte Münze gebracht hätten, so daß er bald das erforderliche Maß gehabt habe. Dann habe er zwei Hunde in ein Gemach gesperrt, das blaue Wände und blaue Fenster gehabt hätte. Diesen Hunden habe er nur blaue Speisen gereicht und sie stets in blauer Kleidung bedient. Auf diese Weise hätte er von den beiden Tieren das blaue Windspiel gezogen. In die Öffnung eines dünnen gläsernen Rohres habe er dann ein zartes Rosenzweiglein geleitet, welches darin getrieben hätte und gewachsen wäre. Da aber der Raum des Rohres so eng gewesen wäre, so hätten die Dornen darin keinen Platz gehabt, und so habe er auf diese Weise die Rose ohne Dornen



erhalten. Reich beschenkt entließ der Rat der Stadt den klugen Bauern. — Von dieser Zeit an gibt es in den deutschen Gärten auch Rosen ohne Dornen.

295. Der Mord am eigenen Sohne.

Up de Geest, achter Stod, hett freuher een Dagleuhner mit sien Froo ien een lütje Käufertoot wohnt. De Lüd hebbt een Jungen hatt, de is gliek, as he grot wör, ien de Wiede gohn, buten Lands, un hett nix wedder van sik hürn loten. No lange Johrn, as de Uellern all ganz old sünd, kummt de Jung obends ien de Schummeree trück un fihrt bi jüm an. Se hebbt em ober ne mihr finnt, un he seggt of ne, woleen dat he is, he froggt blot, wat he de Nacht blieben. Se sitt noch'n betjen tohoop un snackt, un he vertillt jüm van sien Besewnissen un wiest jüm een ganzen Bündel vull Gild, den he mitbröcht hett. Un he dinkt bi sik sülbst: Wat schöllt se sik frein, wat schöllt se kieken, wenn du jüm morgen froh den ganzen Bündel vull Gild up den Disch schüttst un jüm seggst, dat du jüm ehr Jung büs. Noher goht se all drie up'n Bitt, un de Jung, de van den langen Weg meud is, ward gliek slop, ober de beiden Olen könnst ne slopen, dat veele Gild lett jüm keen Rauh. Un toleht holt de Mann dat Biel un haut den Jungen den Kupp af, un se nehmt em dat Gild af. Noher, as de Klock Een slon hett, wöllt se den Doden up de Heid iengroben. To kiekt de Froo em nochmol ient Gesicht, un jüst kummt de Moon achter de Wulken rut, daghill wardt: so süht de Froo, dat jüm ehr Jung dat is; to mütt se doch so hart schreen, dat de annern Lüd ut'n Slop kommt un de beiden Lüd seht. To is allus an'n Dag kommen, un de beiden sünd üm jüm ehren Jung hinricht worden.

VI. Namen- und Wappensagen.

296. Achim.

Als der Frankenkaiser Karl in seinem Zorn über die Niederlage am Sünkel die wehrlosen 4500 Geiseln der sächsischen Lande bei Halsmühlen grausam abschlachten ließ, gelang es einem der sächsischen Edelinges, seine Fesseln zu sprengen und dem Blutbade zu enttrinnen. In hastiger Flucht eilte er



den Wäldern seiner Heimat zu. Allein seine Flucht war bemerkt worden, und die Franken setzten ihm nach. Wie ein gehetztes Wild suchte der Flüchtling seinen Verfolgern zu entkommen, allein als er die Heidehöhlen bei Baden überschritten hatte, geriet er bald in ein wahres Sandmeer der Weserdünen, und bald mußte sein flüchtiger Fuß beim Durchwaten des Sandes ermüden. Die Verfolger holten ihn ein, und der Schwerthieb eines Franken streckte ihn nieder. „Ach im Sande muß ich hier verenden!“ wollte er ausrufen, doch ein zweiter tödlicher Schwerthieb zerschnitt den Faden seiner Rede, und nach den Worten „Ach im“ hauchte er seine Seele aus. Die Mörder aber ließen seinen Leichnam liegen, den Wölfen und den Raben Wodans zum Fraße. Später aber kamen seine Freunde und Anverwandten und bestatteten den Toten in einer Steinkammer des Hügels, an dessen Fuß er niedergesunken war. Als bald darauf an jener Stelle eine Ansiedlung entstand, benannte man sie nach dem letzten Ausruf des Sterbenden. So entstand der Name Achim.

297. Ahlem.

Früher, als noch Riesen unter den Menschen weilten, ließ sich mitunter auch einer bei Letter sehen. Wie er hieß und woher er kam, vermochte niemand zu sagen; wahrscheinlich war es aber wohl der Riese Hapke, der auf dem Hapkenberge, einer Ecke des Benther Berges, sein Heim haben sollte.

Auf einer Wanderung südöstlich von Letter glitt der Riese einmal aus und schlug lang hin. Als er sich wieder erhoben hatte und seine Kleidung besah, war er ganz schmutzig. Darüber wurde er ärgerlich. Aber sein Zorn verwandelte sich bald wieder in große Freude; denn was an seinem Zeuge klebte, war der den Menschen so unentbehrliche Lehm. Voll Freude über seine Entdeckung rief er: „Ah! Lehm!“

Das hörten Menschen, die auf dem Felde arbeiteten. Manche kamen bald herbei und siedelten sich an diesem lehmreichen Orte an. Sie nannten ihn nach des Riesen Ausruf „Ahlem.“

298. Barghorn.

Als Graf Otto von Mecklenburg in den Ofenbergen aus den Händen einer zauberischen Jungfrau das Wunderhorn empfangen hatte und von Grauen erfaßt sich zur Flucht



wandte, reichte er dem Stallmeister, der sich allein von allen Begleitern zu ihm gefunden, das Horn mit den Worten: „Barg't Hoorn!“ Der Stallmeister erhielt von diesen Worten den Namen Barghorn und übertrug denselben, als ihm der Graf ein Gut bei dem Dorfe Loy schenkte, auf das neue Besitztum, das noch Barghorn heißt bis auf den heutigen Tag.

299. Bederkesa.

In der Gegend von Bederkesa haben sich vor alter Zeit zuerst drei Edelleute niedergelassen, die haben jeder eine Burg gebaut und zwar zu Flögeln, Holzenberg und Bederkesa; und als sie nahe zusammengekommen sind, hat jeder die Lage der seinigen gerühmt, der aber, welcher sich zu Bederkesa niedergelassen, hat, als die beiden andern ausgesprochen, gesagt: „Ick hev bēter kēst“, und davon hat der Ort den Namen Bederkesa erhalten.

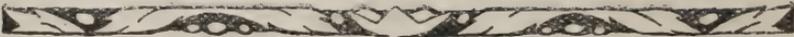
300. Diepholz.

Die Grafen von Diepholz haben früher auf dem Schlosse zu Cornau gewohnt, sind aber dort von den Bremern, mit denen sie stets in Streit gelegen, vielfach beunruhigt worden. Deshalb hat einer von ihnen beschlossen, seinen Sitz zu verlegen, und hat gesagt: „Wi münten deiper int Holt gaen!“ Er hat darauf im Moore und Holze ein Schloß gebaut, das davon den Namen „Diepholz“ bekommen.

301. Silvese.

In alten Zeiten war das Steinhuder Meer viel größer als heute. Das ganze jetzige Tote und Weiße Meer waren vom Wasser bedeckt, und da, wo heute der Funkenurm steht, fleißige Hände in sengender Sommersonne den Torf stechen und bunte Blumen im grünen Wiesenland blühen, da rauschten einstmals die Wogen. Die See reichte damals im Norden und Nordwesten weit über die große Bremer Heerstraße bis dahin, wo jetzt die Häuser von Silvese in langer Reihe am Wiesenrande der Dorfstraße stehen.

Die Ufer des Meeres waren in jenen Tagen von Rohr umsäumt, und wilder Wald deckte dahinter die sandigen Höhen. Da kamen eines Tages, so wird erzählt, Fischer in die Gegend, rodeten die Eichen aus, bauten ihre schilf-



bedeckten Lehmhütten und fuhren im Einbaum hinaus, den Recht in der Flut zu erbeuten und die wilden Wasservögel zu jagen. Elf Hütten waren es, die da am Gestade lagen, „Elf am See“ nannten darum die Leute ringsum das neue Dorf, und daraus ist der Name geworden, den der Ort noch heute führt: Eilvese.

302. Halsmühlen.

Im Verdener Kirchspiel Walle lag Störtebekers Burg Halsmühlen. Dort wurde von Störtebeker und seinen Helfershelfern über die Seeräuber, die ihnen den Gehorsam kündigten, hochnotpeinliches Gericht gehalten, und gar mancher mußte seine Unbotmäßigkeit mit dem Leben büßen. Nach diesem Halsgericht der Piraten wurde die Burg Halsmühlen genannt.

Vor vielen, vielen Jahren fanden Wasserarbeiter, die am Ufer der Aller gruben, dort im Erdboden eine große Menge Menschenköpfe. Das waren die Opfer von Störtebekers Halsgericht auf Halsmühlen.

303. Hildesheim.

Kaiser Ludwig führte allzeit ein Marienbild an seinem Halse; nun begab sich's, daß er ritt durch einen Wald, stieg ab seine Füße zu decken, und setzte dieweil das Bild auf einen Stein oder Stamm. Als er's darauf wieder zu sich nehmen wollte, vermochte er es nicht von der Stätte zu bringen. Da fiel der König auf die Knie und betete zu Gott, daß er ihm kund täte, ob er einer Missetat schuldig wäre, derentwegen das Bild nicht von dem Steine weichen wollte? Da hörte er eine Stimme rufen, die sprach: „So ferne und weit ein Schnee fallen wird, so weit und groß sollst du einen Dom bauen, zu Marien Ehre!“ Und alsbald hub es an vom Himmel zu schneien auf die Stätte; da sprach Ludwig: „Dit is tomalen hilde snee un schall ok Hildesnee heten!“ So weit nun der Schnee gefallen war, stiftete er einen Kirchenbau, unserer lieben Frau zu Ehren, und Günther war der erste Bischof, den er darin bestätigte.

Also bekam der Dom und die Stadt den Namen nach dem Schnee, der „do hilde“ fiel; das ward genennet Hildeschnee und folgend's Hildesheim.

304. Hitzacker.

Vor vielen hundert Jahren kam ein junger Frieser namens Hiddo Kauchen zum Fürsten von Braunschweig, bei ihm Dienst zu tun. Der Herzog, dem seine Gestalt und sein Betragen gefielen, nahm ihn an und setzte ihn zu einem Holzgrafen über seine Wälder und Gebüsche. Als nun Hiddo einmal den Wald durchritt, fand er da einen alten Löwen, den er erschlug; die vier Jungen nahm er aber mit und gab sie dem Herzog mit den Worten: „Gnädiger Herr, im Walde begegnete mir ein Wolf mit vier Jungen. Den alten habe ich totgeschlagen, der Jungen aber mich erbarmt. Die schenke ich Euch lebendig.“ Als der Herzog die jungen Löwen sah, merkte er, daß der Frieser früher keinen Löwen gesehen hatte, staunte über seinen Mut und schlug ihn zur Anerkennung seiner männlichen Tat zum Ritter; außerdem schenkte er ihm so viel Land an der Elbe, daß er ein ritterliches Leben führen konnte. Da ließ sich Hiddo denn nieder, erbaute sich eine Burg und nannte seinen Besitz Hiddes Acker. Daraus ist denn später Hitzacker geworden, und so heißt der Ort heute noch.

305. Hollinde.

Der zum Kirchspiel Hollenstedt (Kreis Harburg) gehörende Ort Hollinde soll vor dem Dreißigjährigen Kriege ein großes Dorf gewesen sein, dessen Bewohner das jetzt mit Heide bewachsene Odland in weitem Umkreise in Kultur genommen hatten, worauf noch zahlreiche Spuren hindeuten. Durch die Greuel des großen Krieges wurde der ganze Ort vernichtet, die Bewohner wurden zum größten Teil getötet, und der Rest entfloh.

Damals soll nur ein einziges junges Mädchen zurückgeblieben sein und sich in einer hohlen Linde versteckt gehalten haben. Ihr Bräutigam aus dem benachbarten Dorfe Tostedt, der als Landsknecht im Kriege diente, kehrte nach Friedensschluß zurück in die Heimat und fand die Braut völlig verwaist in dem Trümmerhaufen des Dorfes, dessen Namen man nicht mehr kennt, lebend vor. Er heiratete das Mädchen, baute sich als erster dort ein Haus und nannte den Ort jetzt „Hollinde“, d. i. „hohle Linde“, weil eine



solche seine Braut gerettet hatte. Die Linde soll noch lange Jahrhunderte im Dorfe gestanden haben. Heute zählt der Ort nur drei Familien.

306. Karrenzien.

Wie das Dorf Karrenzien seinen Namen erhielt, darüber erzählt man sich, die Bewohner des mit dem Flecken Neuhaus (Elbe) völlig verbundenen Dorfes Karrenzien hätten die Karren ziehen müssen, weshalb das Dorf den Namen zum ewigen Andenken trägt.

307. Die Klunderburg.

Die Klunderburg in Emden soll von zwei Fräuleins Knyphausen gebaut sein. Da der Bau viel Geld kostete, soll man sie gefragt haben, ob sie auch die zur Vollendung des Unternehmens erforderlichen Mittel besäßen. Da hätten sie eine Kiste herbeigeholt, sie geschüttelt und dabei gesagt: „Ett Hundert noch; t' fall wall langen!“ So kam der Bau zu seinem Namen.

Es ist auch nicht recht geheuer in dem alten Gebäude, vielleicht, daß daher der Name stammt, denn „Klundern“ bedeutet soviel wie spuken und poltern.

308. Lüneburg.

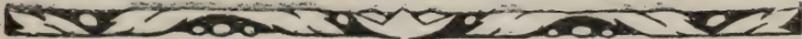
Als Julius Cäsar mit mächtigem Heere die Heide durchzog, erblickte er einst auf einem Nachtmarsch im Mondenlicht den weißen Felsen des Kalkberges. Der Anblick des steilen, blendendhellen Felsens mitten in der nächtlichen Ebene erschütterte den römischen Feldherrn so, daß er beschloß, ihn seiner heimischen Mondgöttin Luna zu weihen; er errichtete auf seinem Gipfel einen Tempel mit dem goldenen Bilde der Mondgöttin, der dort oben jahrhundertelang stand, bis ihn zu des großen Karls Zeiten der Mönch Egisthes zerstörte. Auch eine Burg erbaute Cäsar auf dem Berge, die er Lunaburg nannte; nach ihr hat heute noch die Stadt Lüneburg ihren Namen.

309. Münden.

Zwei Ritter passierten einmal, und das ist schon weit über tausend Jahre her, die schönen Täler der Werra und Fulda. Sie kamen endlich auch an den Ort, wo beide Flüsse



Hannöversche Bauernglasmalerei



sich vereinigen, um die Weser zu bilden; dort gefiel es ihnen so gut, daß sie sich nicht mehr von dem Orte trennen mochten und beschloßen, für immer Aufenthalt daselbst zu nehmen. Sie bauten nun in brüderlicher Einigkeit eine Stadt und nannten sie „Mün und Dün“, woraus später das geläufigere Münden entstand.

310. Der Wappenbär von Esens.

Die Stadt Esens trägt heute einen Bären in ihrem Wap-
pen, früher zeigte das Wappen nur ein zweifaches, kahles
Feld. Mit dem Bären hat es diese Bewandtnis:

Der Junker Balthasar von Esens war ein gar kriegs-
und heutelustiger Ritter, der so manchen Streit auszustehen
hatte. Einst hatte man ihn in seiner Feste Esens so hart
eingeschlossen, daß an kein Entweichen zu denken war; er
wurde belagert, umzingelt und von aller Zufuhr ab-
geschnitten, so daß bald eine große Hungersnot in Esens
ausbrach. Das halbe Lot Kaffee kam auf 18 Pfennige, wie
früher schon einmal in Naumburg, und schließlich wäre es
wohl doch noch zu einer Übergabe gekommen, wenn nicht ein
Bär den Ritter und die ganze Stadt befreit hätte. Und das
kam so.

Der Bär, der samt seinem Führer miteingeschlossen wor-
den war, hatte gerade so oder vielleicht noch mehr als die
Menschen hungern müssen, und nun tappte er gierig durch
die Stadt und suchte nach Nahrung. So kam er auch an den
Stadtturm, erkletterte die Stiegen und befand sich plötzlich
auf der obersten Plattform, von wo er ins Lager der Be-
lagerer sehen konnte. Ärgerlich, oben nichts Fressbares zu fin-
den, brüllte er laut und hieb wütend mit den Taten auf die
Brüstung. Als die Feinde ihn so sahen, bekamen sie einen
großen Schrecken, denn sie dachten, eine Stadt, die mit Bären
ausgerüstet sei, und noch dazu mit so mutigen, denen keine
Belagerung ihre Angriffslust nehmen könne, sei unbesiegbar;
schleunigst brachen sie ihre Zelte ab und zogen von dannen.
Da herrschte großer Jubel in Esens, der Bär bekam reichlich
zu fressen und wurde späterhin ins Wappen versetzt.

311. Wie die Hardenbergs zu ihrem Namen kamen.

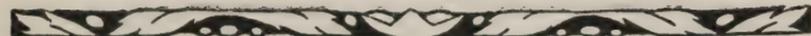
Eine Viertelstunde von Wörten an der Leine liegen die schönen Ruinen des Schlosses Hardenberg, auf dem in alter Zeit die Grafen des Namens gewohnt haben. Der erste von ihnen führte aber noch nicht diesen Namen, sondern hieß Hildebrand; dieser hatte nun einmal einen blutigen Streit mit den Herren, die auf der nahen Plesse wohnten, und konnte erst nach langer, hartnäckiger Gegenwehr besiegt werden; da sollen die Herren von der Plesse gesagt haben: „Wir sind wohl zum Siege gelangt, aber haben erst über ein hardenbarch gemußt“, und darum ist der Ritter Hildebrand von da an der Ritter vom Hardenberg genannt worden.

312. Das Wappen derer von Hardenberg.

Früher führte das Geschlecht derer von Hardenberg zwei Schlüssel im Wappen; vor vielen hundert Jahren vertauschten sie das Wappenbild aber mit einem Schweinskopf. Und dieser Tausch hatte seinen guten Grund.

Die Hardenberger lagen, wie gewöhnlich, mit ihren Nachbarn, den edlen Herren von der Plesse, in Streit und Fehde. Schon lange hatten die Plesser den Hardenberg belagert, ohne daß es ihnen gelingen wollte, eine Handbreit vorzudringen. Da endlich schien ihnen das Glück plötzlich günstig werden zu wollen, denn in einer finsternen Nacht gelang es ihnen, ohne daß die schlafenden Burgmänner etwas davon merkten, die Sturmleitern an des Schlosses Mauern anzulegen. Schon standen mehrere der Belagerer auf der Mauer und das Schloß schien verloren, da ließ sich plötzlich ein entsetzliches Grunzen und Prusten vernehmen, das die Belagerten rasch weckte und vom Lager auftrieb, auf den Mauern nach der Ursache des Lärmens zu sehen. Sie erschrakten nicht schlecht, als sie da ihre Feinde erblickten, aber rasch entschlossen stürmten sie auf sie zu, ein Handgemenge entstand, und die Überraschung war verleiht. Die von der Plesse zogen am nächsten Tage in Zorn und Grimm ab.

Als man sich aber nach der Ursache des rettenden Lärms umsah, ergab es sich, daß ein Mutterschwein, das irgendwelche Nöte gehabt haben mochte, das Geschrei erhob und so Burg und Herrschaft gerettet hatte. Seit diesem Tage führen die Herren von Hardenberg einen Schweinskopf im Wappen.



313. Das Wappen der Grafen von Diepholz.

In der Schlacht, die Karl der Große den Sachsen unter Wittelkind auf der Drehberschen Höhe bei St. Hülse lieferte, verrichtete ein fränkischer Ritter Wunder der Tapferkeit. Aus Dankbarkeit schenkte Karl nach erfochtenem Siege diesem Ritter die ganze Gegend umher, tauchte seine drei Finger in das Blut der Erschlagenen, drückte sie dem Ritter auf die Brust und gestattete ihm, die drei Blutstropfen und, zum Zeichen seines Löwenmutes, einen Löwen im Wappen zu führen.

Von diesem Ritter soll die Familie der Edlen, späteren Grafen von Diepholz abstammen.

314. Der Adler im Bauernwappen.

Im Lande Wursten haben viele Bauern noch ihr eigenes Wappen, das in seinem einen Felde den deutschen Reichsadler zeigt. Mit dem Wappen hat es diese Bewandnis:

Als Kaiser Friedrich der Rothbart seinen Zug nach Rom unternahm, gesellten sich einige junge Friesen zu seinem Heere, die mitziehen und unter seinem Banner mitkämpfen wollten. Alle taten sich hervor, und keiner im ganzen Heere war tapferer als sie; so kamen sie bald in des Kaisers Leibwache. Nun brach in Rom eine Verschwörung gegen Rothbarts Leben aus, und es wäre ihm schlimm ergangen, hätten ihn nicht die Friesen gerettet, ihnen allein verdankte er sein Leben. Da wollte er sie alle zu Rittern schlagen. Sie aber, stolz auf ihr freies Friesentum, lehnten das ab, denn sie dünkten sich höher als die Ritter in Rang und Ruhm; als jene ihre Lehen erst vom Kaiser erhielten, hatten sie ihr freies Land dem Meere schon abgetrozt. Dem Kaiser gefiel dieser Stolz, und weil er die Friesen ehren wollte, verlieh er ihnen den Reichsadler zum Gedächtnis daran, wie wacker sie mitgekämpft hatten zu des Reiches Ehre.

VII. Redensarten und Bräuche.

315. De Jonker röppt.

Up de Grafft in Oland, ne wiet van Muurborg, hett freuher mol een Föhrmann wohnt, de het sik mit den Jonker gorne god verdregen kunnt: de Jonker ist so grotsnutig wesen

un hett of achter den Föhrmann sien Dirn achteran seeten. Mol hett de Jonker wedder up de Weiden jägert un röpyt obends von de annex Siet: „Hol ober! Hol ober!“ Dat is floot wesen, springen Tie, un de Wind hett hart ut den Westen stohn. De ol Föhrmann ober hett achter Oben seeten un hett dacht: Roop du, soveel du wullt; ick hol di ne! Un he hett sik de Uhrn toholln un is ne opstohn, so dull as de Jonker of ropen hett. Dat Woter is jümmer mihr upfleit, un de Junker hett jümmer harter ropen: „Hol ober! Hol ober!“ — ober de Ol hett sik ne erbarmt. De halbe Nacht hett de Jonker noch stohn un ropen — tolekt is em dat Woter ober obern Kupp gohn, un he het verdrinken müßt. Van de Tied af an is de Föhrmann deepdinken worden un hett sik üm sien Krom bald gorne mihr quält, hett jümmer sowat rümbiestert. Blot wenn dat obends ut den Westen an to weihn fungen is, un wenn dat floot wesen is darbi, denn is he lebennig worden, denn hebt se em ne holn kunnt, he is rümlopen un hett de Sood angohn as son Willn, hett jümmer ropen: Hol ober! De Jonker röpyt! — un is no sien Kahn dolstörmt, hett los wullt un den Jonker holn. En Obend hebbt se em ne trückholn kunnt, un to is he ien de Ilw verdrunken bi sien Senken no den Jonker. — Dat heet vandog noch bi de olen Lüd tor heid Sieten van de Süderilw, wenn dat obends hat ut den Westen weiht: „Hür! De Jonker röpyt!“

316. „Immer regas!“

Oft wird, wenn etwas der Reihe gehen soll, das Sprichwort angewendet: „Immer regas, seggt de Ohlen Celler Köster, da jog hei de Hunne von'n Torn.“ Diesem Sprichwort liegt folgende Sage zugrunde:

Als einst ein Herzog von Celle eine Treibjagd bei dem Dorfe Alten-Celle abhielt, lief ein von den Hunden verfolgter Hase in das nahe Dorf. Da ihm die Hunde dicht auf den Fersen waren, und er sich nicht anders retten konnte, lief er in die offenstehende Tür des Kirchturms und in diesem die Treppe hinauf, gefolgt von den Hunden, welche ihn oben auf dem Turme erreichten und ihn dort zerrissen. Der Küster, welcher sich gerade im Turme befand, sehr erzürnt über diese Störung des kirchlichen Friedens, jagte die



Hunde gegen die Schalllöcher des Turmes und ließ sie nach einander dort hinunterspringen, dabei rufend: „Immer regas! Immer regas!“

317. „Hollen spökt.“

Früher gab es in Dudensen ein Gut, das dort war, wo heute der sogenannte „Eddelhoff“ steht. Beim Nachgraben kann man noch heute die Reste der Gutsmauer entdecken. Dieser Gutshof war umgeben von einem Graben, über den eine Zugbrücke führte. So konnte in der Nacht niemand auf den Hof.

Der letzte Besitzer ist Holle gewesen. Er hat die Kirche gebaut und liegt dort begraben. Holle wurde eines Tages von einem Freunde in Drakenburg eingeladen. Dieser aber hatte es auf eine Wiese abgesehen, die Holle weit ab von seinem Gebiet bei Drakenburg besaß. Während des Abendessens stand der Drakenburger auf, schaute aus dem Fenster in die Richtung nach Dudensen und sagte: „Ich sehe einen Stern, den sehe ich gern.“ Holle erwiderte darauf: „Und ich seh ihn nicht gern.“ Das Gut Holles in Dudensen war in Flammen aufgegangen: der Drakenburger hatte, während er Holle freundschaftlich bewirtete, Brandstifter nach Dudensen ausgeschickt, die sich auf Holles Hof geschlichen haben. Holle ist längst tot, aber er besucht noch heute nächtlicherweile seinen Hof. Jedenfalls sagen die Leute auf dem Edelhof oft, wenn es sie gruselt: „(Holle oder) Hollen spökt.“

318. Der Brautpfad.

Einst zog ein ostfriesischer Fürst am Himmelfahrtstage aus Aurich hinaus, um seine Braut zur Hochzeit einzuholen. Die Stadt war natürlich festlich geschmückt, und jeder Bürger hatte vor seinem Hause Blumen auf den Weg gestreut. In dem Walde Egels, der etwa eine halbe Stunde von der Stadt entfernt ist, traf der Fürst auf den Brautzug. Doch nicht Freude und Jubel tönten ihm entgegen, sondern Trauer und Ernst war auf den Gesichtern der bestürzten Begleiter der Braut zu lesen. Und als der Bräutigam der Ursache nachforschte, erfuhr er, daß die Prinzessin unterwegs vom Schläge getroffen sei. In tiefer Trauer kehrten der Fürst und sein Gefolge mit der Leiche in die Stadt zurück. — Noch heute be-



zeichnet im Egelswalde der „Tränenhügel“ die Stätte, wo der unglückliche Fürst die Kunde vom Tode seiner Braut erhielt.

Zur Erinnerung an diesen Tag streute man in Aarich jahraus, jahrein am Himmelfahrtstage Blumen vor die Tür. Diese Sitte wurde Brautpsad genannt.

Leider ist diese alte Sitte, wie auch die der Pfingstbäume, seit einigen Jahrzehnten mehr und mehr geschwunden und wird jetzt wohl nur noch ganz vereinzelt gepflegt.

319. De Kinnerboom.

Et is eene gottverlatene Gegend da an'n Kerkweg von Voikenhagen nah Knäsebeck, awer et is schön, da to gahn an den Heidberg entlang mit de velen Machandeln un de olen, verkroppelten Fuhren. So geiht dat 'ne Stummer twee immer dörch en Busch, un ick heww min Lewdag da keenen Minschen seihn as fun an en olen Stukenförster oder een Bickbeeren-Wiw. Un da is een Krüzweg mitten in'n Holte, wo et afgeiht nah de böbbersten Dörper un an den Krüzweg steiht een Ekboom, an den sine Telgen vele, vele bunte Bänner hängt, ole un nige, un dit is de Kinnerboom! Hier hewwt nu mal in olen Tiden de Voikenhäger up'n Wege to'r Kinddöpe halt maht, um up de Gäste un Vaddern ut Ehra to töwen. Un weil dat kalt was, hewwt se erst alleen un nahsten mit de Ehr'schen to hoope hannig eenen nommen un, as se toleht in Knäsebeck in de Kerke vor de Döpe stah, hewwt se keen Kind bi sich, dat hewwt se an'n Krüzweg vergetten! Un as nu en ritender Bote trügge jagt is, hat he dat Kind in'n deipen Snei unnern Ekboom rauhg slapen sunnen, un hi öm hat een grotmächtiger Wulf setten!

So ward de Sak' vertellt, un to'n Andenken von düsse Geschichte mot bet hütigen Dags jede Brutwagen da anhollen, un dat Brutpaar mot stillswiegend von links nah rechts dreemal um de Eke rümmer gahn, wobi de Brut Win oder Sluck an den Boom geten mot. Un dann ward een Band an eenen Telgen bunnen, un et geiht wieer nah'e Kerke.

Wat min Schaulmester-fründ is, de seggt — un ditt mal wird he wol Recht hebben —, dat de Boom een heidnisches Heiligdoom is von de Göttin Frigg, de bi de olen Dütschen de Göttin von de Hochtiden un dat Kinnerkregen west is,



un dat up düsse Ort de frommen Boikenhäger Burn bi jede Hochtid de ole Heidengöttin een Opfer bringt. Awer id fall et nich nahseggen, meent he; süs künn de Herr Pastor de Sale verbeien, un dat wir Schade drum, meent he.

VIII. Schwänke.

320. Die drei faulen Brüder.

In Hildesheim lebten vor vielen Jahren drei Brüder, die beschloffen, sie wollten täglich einen Spaziergang nach dem eine Stunde von der Stadt entfernten Appenser Pässe machen und dort ein Glas Brodhan und einen Schnaps trinken; das Gehen werde, so meinten sie, ihrem Körper zuträglich sein, und die kleine Herzstärkung werde ihnen wohl bekommen. Gesagt, getan! Als sie aber am ersten Tage bis Achtrum gekommen waren, wo die drei dicken Linden standen, schlug der eine Wanderer vor, im Schatten ein wenig zu rasten. Der zweite Genosse war gleicher Ansicht, und der dritte wollte seinen beiden Kumpanen nicht zuwider sein. Die Ruhepause im kühlen Schatten tat ihnen wohl, und es war da so schön, daß sie länger sitzen blieben, als nötig war. Endlich erhoben sie sich, um nun noch das letzte Drittel des Weges bis zum Appenser Pässe zurückzulegen. Indessen meinte einer von ihnen, es sei für das erste Mal genug, bis nach Achtrum gekommen zu sein, so könnten sie sich den Rest des Weges wohl schenken. Auch hiermit waren die beiden anderen Wandergenoßen einverstanden. Aber am folgenden Tage ging es genau wieder so: bei Achtrum wurde einer müde und seine Genossen leisteten ihm Gesellschaft beim Ausruhen, und das letzte Stück Weges schenkten sie sich abermals. Volle dreißig Jahre gingen sie so, daß sie bis zum Appenser Pässe wollten, aber nur bis Achtrum kamen. Dann machte Gevatter Tod dem Wandern ein Ende. „Die drei faulen Brüder“ hatte man sie genannt.

Dieser Spottname wurde später aber den drei Linden gegeben, unter denen die drei Wandersleute so manchen Tag gefessen hatten. Wer in der Gegend von Hildesheim Bescheid weiß, wird die Stelle wohl noch zeigen können.

321. De floke Geit.

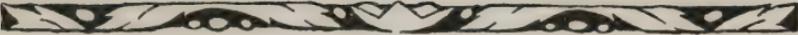
In Wilsum is der ies mal 'nen Bur west, den heet van Geit. De Buren kunnen em nicht lieden, dorum wollen se em versupen. Se kreegen em in 'ne Kiste un drögen em na't Water. Du kwammen se an een Wertshus vörbi, en de Buren dränken noch erst een Söpin. As de Buren in't Hus wad'n, sä den floken Geit eitit: „Ik willt ni ween, ik willt ni ween, ik will de Borgermester ni ween!“ Dat hörde 'nen aulen Schaper, en he sä to unsen Geit, he woll de Borgermester wall ween. Geit sä: „Do de Kiste mar los en krup du derin!“ De Schaper dö dat, en du de Buren weerkwampen, versöpen se den Schaper, men den floken Geit dreef den Schaper sine Schape fut. Du de Buren em sögen, sän se to em, wor of he de Schape van dan hadde? De floke Geit sä: „Anner up den Möllenkolk bünt der noch genug, gaat men hen.“ De Buren güngen hen en versöpen alle, en den floken Geit dreef de Schape na Hus.

322. Die Eule in Peine.

In dem Stift Hildesheim liegt ein Städtlein, Peine genannt; daselbst hat sich vor langen Jahren, als die Leute noch nicht so klug und verschmizt waren wie heute, eine seltsame und abenteuerliche Geschichte zugetragen.

Es war des Nachts von ungefähr eine von den großen Eulen, die man Schuhu nennt, in die Scheune eines Bürgers geraten, und aus Furcht vor den anderen Vögeln wagte sie sich bei Tage nicht aus ihrem Schlupfwinkel heraus. Als nun am Morgen der Knecht des Bürgers in die Scheune kam, um Stroh zu holen, wurde er des Vogels gewahr, erschrak heftig und lief eilends zu seinem Herrn, um ihm zu melden, was für ein seltsames Tier in der Scheune säße. Der Bürger ging sogleich mit in die Scheune; als er aber das greuliche Tier mit eigenen Augen sah, geriet er in nicht geringere Angst als der Knecht. Er lief, so schnell er konnte, und rief die ganze Nachbarschaft zu Hilfe.

Da entstand gar bald großer Lärm und viel Geschrei durch die ganze Stadt. Die Bürger eilten herbei mit Harnischen, Büchsen und Spießsen, um das Untier umzubringen. Auch die Herren vom Rat und der Bürgermeister erschienen, als gelte es, gegen den Feind zu gehen. Selbst



Weiber fanden sich vor der Scheune ein; die wies man aber fort, weil man fürchtete, schon der Schreck könne sie töten.

Es war aber einer unter der Bürgerschaft, ein großer und starker Mann, der sich schon in manchem Kriege durch Tapferkeit und Mannhaftigkeit hervorgetan hatte. Der schalt die anderen wegen ihrer Kleinmütigkeit und sprach: „Durch Ansehen wird das greuliche Tier nicht vertrieben; Ernst müssen wir gebrauchen und Hand anlegen. Aber ich sehe wohl, ihr seid alle zu Weibern geworden und keiner will den Fuchs beißen!“ Er ließ sich also seinen Harnisch, Degen und langen Spieß bringen, dann legte er die Leiter an die Scheune, um allein hinaufzusteigen und zu sehen, was das Untier vermöchte. Sein Vornehmen ward von den meisten gelobt, manche aber waren um ihn besorgt; darum empfahlen sie ihn dem lieben Ritter St. Georg, der den Drachen getötet, wünschten ihm Kraft und Überwindung und riefen ihm beim Hinaufsteigen zu, er solle männlich fechten.

Als er aber bald oben war und die Eule sah, daß er an sie wollte, blieb sie still sitzen; denn von der Menge des Volkes und dem Geschrei war sie verwirrt und wußte nicht, wo hinaus. Und so verdrehte sie die Augen, sträubte die Federn, sperrte die Flügel auf, gnappte mit dem Schnabel und ließ gar schrecklich ihre Stimme hören: „Schuhu, schuhu, schuhu!“ Da riefen sie unten alle insgemein: „Stich, stich, stich!“ Der männliche Held aber antwortete: „Wenn ihr hier ständet, wo ich stehe, würdet ihr nicht sagen: Stich, stich, stich!“ Vor Ängsten wäre er bald von der Leiter gefallen, und er kam halb ohnmächtig unten wieder an. Darnach wagte es keiner mehr, sich in die Gefahr zu begeben; denn sie glaubten alle, das Ungeheuer habe mit jenem Hauche ihren stärksten Krieger vergiftet und tödlich verlegt.

Da es nun aber allen klar war, daß dieses giftige Untier getötet werden mußte, wenn nicht die ganze Stadt großen Schaden davon erleiden sollte, so wurde mancherlei geratschlagt, was hier zu tun sei. Endlich fand der Bürgermeister einen Ausweg und sprach: „Ihr seht, liebe Bürger, daß es eine gar wichtige Sache ist, da das Wohl der ganzen Gemeinde auf dem Spiele steht. Darum seh' ich's für das Beste an, daß wir aus gemeinsamem Säckel diese Scheune samt allem, was darin liegt an Getreide, Stroh und Heu, dem Eigen-



tümer bezahlen, dafür aber das ganze Gebäude samt dem erschrecklichen Untier verbrennen. Denn es ist besser, dieser Mann baut eine neue Scheune, als daß wir alle in Sorgen leben müssen.“

Also ward die Scheune an allen vier Ecken angezündet und mit ihr die Eule jämmerlich verbrannt. Die Peiner aber müssen noch heutigestages das Gespött darum leiden, so sehr es sie auch verdrießt. Wer's nicht glauben will, der gehe nach Peine; doch hüte er sich, nach der Eule zu fragen!

323. Eulenspiegel.

I.

In Celle im Lüneburger Land verübte Eulenspiegel manche Vüberei, so daß ihm schließlich der Herzog von Lüneburg das Land verbot und bekannt gab, wo man ihn in seinem Lande finde, da solle man ihn fangen und kurzerhand hängen. Eulenspiegel mied aber das Land trotzdem nicht; wenn ihn der Weg dorthin führte, so ritt oder ging er ruhig hindurch. Nun begab es sich auch einmal, daß er durch das Lüneburger Land hindurchreiten wollte, da begegnete er dem Herzog, und als er sah, daß es der Herzog war, dachte er bei sich: „Ist's nun einmal der Herzog, so nützt dir keine Flucht mehr, denn du wirst von den Gäulen überholt und vom Pferde gestochen, und schließlich kommt der Herzog voller Zorn und hengt dich an einen Baum.“ So überlegte er nicht lange, stieg vom Pferd, schnitt ihm den Bauch auf, tat die Eingeweide heraus und stellte sich in den Rumpf. Als sich nun der Herzog ihm näherte, sprachen die Leute seines Gefolges zu ihm: „Seht, Herr, dort steht Eulenspiegel in einem Pferdefell!“ Da ritt der Fürst an ihn heran und sprach: „Bist du doch wieder da? Was tust du in dem Nas da? Weißt du nicht, daß ich dir mein Land verboten habe, und, wenn man dich darin findet, ich dich an einen Baum hängen lassen wolle?“ Eulenspiegel antwortete: „Gnädigster Herr und Fürst, ich hoffe, Ihr wollt mir mein Leben schenken; so Böses habe ich doch nicht getan, das Hängens wert wäre!“ Der Herzog sprach zu ihm: „Komm her zu mir und sag mir deine Unschuld! Und was hast du damit im Sinne, daß du in so einem Pferdefell stehst?“ Eulenspiegel kam hervor und antwortete: „Gnädiger



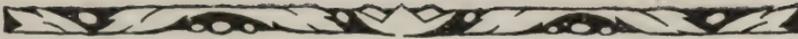
und hochgeborener Fürst! Ich fürchte Eure Ungnade und habe große Angst vor Euch. Aber ich habe mein Lebtag gehört, daß jedermann in seinen vier Pfählen Frieden haben soll.“ Da mußte der Herzog lachen und sprach: „Willst du nun wohl aus meinem Lande bleiben?“ Eulenspiegel sprach: „Gnädiger Herr, wie Euer fürstlich Gnaden will.“ Der Herzog ritt weiter und rief ihm zu: „Bleib, wo du bist!“ Da sprang Eulenspiegel eilends aus dem Pferd und redete es an und sprach: „Hab Dank, mein liebes Pferd, du hast mir davongeholfen und mir mein Leben gerettet! Und hast mir noch dazu wieder einen gnädigen Herrn gemacht! Lieg nur hier; es ist besser, daß dich die Raben fressen, denn daß sie's mir angetan hätten!“ Und lief zu Fuß davon.

II.

Einmal kaufte sich Eulenspiegel in Hildesheim eine gute rote Wurst an den Metzgerbänken; die steckte er zu sich und wanderte nach Egelsheim, wo er mit dem Pfarrer gut bekannt war. Es war gerade Sonntag Morgen, als er dort hin kam, und der Pfarrer hielt just die Fronmesse. Eulenspiegel ging nun in die Pfarre und bat die Kellnerin, ihm die rote Wurst zu braten. Das sagte ihm die Magd auch zu. Unterdeß ging Eulenspiegel in die Kirche; die Fronmesse war beendet, und das Hochamt begann, das hörte Eulenspiegel bis zum Ende. Derweile ging der Pfarrer in sein Haus und fragte die Kellnerin, ob nichts Gekochtes für ihn zur Hand wäre, denn er war hungrig. Die Kellnerin antwortete: „Hier ist noch nichts gekocht, außer einer roten Wurst, die Eulenspiegel gebracht hat, die ist gar. Er wollte sie essen, wenn er aus der Kirche kommt.“ Der Pfarrer sprach: „Lang nur die Wurst her; ich will davon essen!“ So geschah's denn auch, und dem Pfarrer schmeckte die Wurst so gut, daß zuletzt nichts mehr von ihr übrig blieb. Das machte ihm nun keine Kopfschmerzen; er befahl der Magd, Eulenspiegel Kohl und Speck zu geben: das sei bekömmlicher. Als nun Eulenspiegel aus der Kirche kam, begrüßte ihn der Pfarrer, dankte ihm für die schöne Wurst und setzte ihm Speck mit Kohl vor. Der Schalk aß schweigend auf, was ihm gereicht wurde, blieb den Sonntag über und ging am Montag wieder fort; vorher rief ihn aber der Pfarrer noch zu sich und trug ihm auf, beim nächsten Kommen zwei Würste



mitzubringen, eine für sich und eine für ihn; dann wollten sie schmausen, daß ihnen die Mäuler übergingen; er wolle es schon vergelten. Eulenspiegel versprach ihm das auch und ging nach Hildesheim zurück. Da traf's sich nun gerade, daß die Schinder eine tote Sau zur Schelmengrube führten; als Eulenspiegel das sah, hat er den Schinder, er möchte ihm zwei rote Würste von der Sau machen, und bezahlte ihn in klingender Münze. Der Schinder ging darauf ein, und als Eulenspiegel die Würste hatte, sott er sie halbgar, wie es bei Würsten üblich ist, und ging am nächsten Sonntag wieder nach Egelsheim. Er kam zur selben Stunde an wie das letzte Mal; der Pfarrer hielt wieder Fronmesse, und Eulenspiegel gab seine Würste der Magd mit der Bitte, sie zum Frühstück zu braten, und eine davon sollte der Pfarrer haben. Das tat denn die Magd auch, und während die Würste am Feuer brieten, ging der Schalk in die Kirche. Als die Messe beendet war, bemerkte der Pfarrer Eulenspiegel, und stehenden Fußes lief er nach Hause und erkundigte sich nach den bestellten Würsten. Die Magd zeigte ihm vergnügt, wie sie schon gar am Feuer briezeltet, und weil sie auch nach den Würsten begierig war, setzten sie sich zusammen hin und begannen Eulenspiegels Würste zu essen. Da geschah es denn, daß ihnen die Mäuler übergingen; einer bemerkte es am andern, und wie sie sich noch über den Schmutz wunderten, kam Eulenspiegel aus der Kirche. Der Pfarrer fragte ihn sogleich, was er da für Würste gebracht habe; aber Eulenspiegel lachte und erwiderte: „Gott segn' es Euch! Euch geschieht ja nur, wie Ihr's Euch wünschtet“, erinnerte ihn an seinen Auftrag und erzählte ihm, wie er ihn ausgeführt. Da wurde der Pfarrer zornig, nahm einen Stock und wollte den Schalk schlagen; der aber rief ihm zu: „Das steht einem frommen Mann übel an! Ihr habt mir doch aufgetragen, die Würste zu bringen, und nun, wo Ihr sie habt, schlägt Ihr mich? Bezahlt mir doch zuerst die beiden Würste — von der dritten will ich ganz schweigen!“ Der Pfarrer wußte sich vor Zorn kaum zu fassen und rief, er solle in Zukunft seine faulen Würste allein essen und keine mehr in sein Haus bringen. Eulenspiegel sprach: „An diesen Würsten liegt mir nichts, aber die erste, die hätte ich gerne selbst



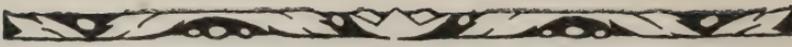
gegessen, die habt Ihr mir vor der Nase weggeputzt! Habt Ihr nun die gute Wurst gegessen, so eßt auch die schlechte hinterher!" Sprach „Gute Nacht!" und verschwand.

III.

Einmal verdingte sich Eulenspiegel in Stade bei einem Schuhmacher. Als er nun am ersten Tage mit der Arbeit begann, ging sein Meister auf den Markt, kaufte ein Fuder Holz und versprach dem Bauern außer der Bezahlung noch eine Suppe zu geben, wenn er ihm das Holz in sein Haus trüge. So kamen die beiden mit dem Holze zu des Schusters Haus, und da Frau und Magd ausgegangen waren und der Meister notwendig noch einmal auf den Markt gehen mußte, befahl er Eulenspiegel, er solle nehmen, was gerade da wäre, und dem Bauern eine Suppe kochen; im Schrank würde er alles finden. Eulenspiegel versprach das, der Bauer warf sein Holz ab, und Eulenspiegel schnitt ihm Brot in die Schüssel. Dann suchte er nach dem Fett zur Suppe, fand aber nirgends etwas und nahm schließlich das stinkende Fischschmalz, mit dem die Schuhe eingerieben werden, und begoß dem Bauern damit die Suppe. Der roch zwar den übeln Gestank, aber da er hungrig war, aß er die Suppe auf; derweil kam der Schuster wieder und fragte ihn, wie es schmecke. „Das schmeckt alles gut," erwiderte der Bauer, „nur hat es einen Geschmack an sich wie neue Schuhe," und damit ging er. Der Schuster mußte lachen und fragte Eulenspiegel, wie der Bauer zu dieser Rede käme, und da erzählte ihm denn der Schalk, wie er seinen Befehl ausgeführt und zur Suppe genommen habe, was ihm gerade zur Hand gewesen. „Das schadet nichts," meinte der Schuster, „für den Bauern ist das gut genug!"

IV.

Esse Eulenspiegel noch'n lütken Jungen wöös, siä sien Moor eenes Daages too em: „Hier, mien Junge, heste 'n Büül mit'n Värdel Roggen drin'n; doar geeiste mit noar Mühlen un seggst den MÖller, doar scholle Brautmial van maalen, most em auwer derbie seggen, dat et man een Värdel is, sus nimmt dee Käl daar tau viiele Tollen af." Eulenspiegel siä, hee woll het sich miärken, un darmit hee't nig vorgieeten diäe, rööp he jimmer vor sich henn: „Een Värdel, een Värdel, een Värdel!" Dau keem he bie 'n Buuren vor-



Die, dee just ne graute Breen mit Roggen seiede, un esse dee den Jungen jümmertou roupen hoörde: „Een Värdel, een Värdel!“, daar tröck he sich dat an un mende, de Junge wünskede em, dat he van sienen vieelen Sautroggen man een Värdel wier kriegen un ärndten scholl, dat verdraut hem, he kreig doaher siene Schwöpen van'n Waagen un tellde denn lütken Nulenspiegel etliche in die Jacken un siä: „Id will die dat afläären, üärliche Lue wat Bäufes too wünsken!“

Nulenspiegel gönk grüinend nau Huus un vertellde sien Moor dat, waut em gaunen harre. „Ja,“ siä sien Moor, „dat harste auk nig seggen most; du schost leeiwier seggst hewwen: Apt ännere Joar fieshunnert, apt ännere Joar fieshunnert!“ „Goot,“ siä de Junge, „dat willk sau maken.“ Au gönk hei wier los un rööp jimmer vor sich henn: „Apt ännere Joar fieshunnert, apt ännere Joar fieshunnert.“ Dau begiigende em'n grauten Lükenzug, un watt dee dode Minske was, dat wöör'n Buur, de van'n Balken vollen wöör un harr't Knick affstött. Watt nu de neeigsten Verwandten un Frünne wöören, de käärden sich an den dummen Jungen sien Gebölk weenig, offchon't eer nig pass'de; watt auwer dee wiitlöstigen Verwandten wöören, dee achteran gingen un sau düone bedröuwet nig wöören, dee wollen dat nig up sich sitten lauten un siäen: „Wat du liiderlike leige Junge wost wünsken, dat toolen Joar fieshunnert Buuren vannen Balken fallen schollen un briäken het Knick? Töös, dat will 'e wie die afläären!“ Daarmit geinen see em rechts und links'n half Stiege an de Voren.

Nulenspiegel göng plarrend wier umme un vertellde sien Moor dat, waut em gauen harre. „Ja,“ siä sien Moor, „hett is ollerdings wunnerbar, dat du dat jümmere sau verträänd dreyppst. Du bist oaver auk too dumm; du schost doch seggt hebben: „Gott träuste de arme Seele! Dann schoste seein hebben, denn harren se die nig dauen.“ „Goot,“ siä Nulenspiegel, „denn willk dat sau maaken.“ He gönk nu wier los mit siinen Sack un rööp in eens weg: „Gott träuste de arme Seele! Gott träuste de arme Seele!“ Dau begiigende em'n Kää, de harre nen Hund an'n Strick, denn wolle versuupen, wiil he Minsken un Veech bitten dä. Esse de nu hörde, datt de Junge immer rööp: „Gott träuste de arme Seele!“, dau mende de Minske, dat de Junge den aulen Hund



beduurde, un wöörd siines Sinns sau vull, dat he denn Hund loopen lööt un sich denn Nulensspeeigel annen Wege langede mit den Wöäre: „Wat, du Schaupskopp vannen Jungen wost mit den aulen Ruen tohauen, da sien Eeiwe noch nien Goud daun heff?“ Doarbi kreig Nulensspeeigel sau viiele upte de Ribben, esse nog gar nig kriigen harre.

Hee göng natürlích eerst es wier ümme un vertellte sien Moor dat huulend, waut em gauen harre, un hee harret toch gaar nich sau leige mennd. „Jä,“ siä sien Moor, „het is unbegriieplích, dat du dat jümmer sau schlecht driäpen most! Du büst oawer auk so dumm; schoft doch seggt hebben: Hanget dat aule Deert doch up! Dann schofte seeien hebben, dat de Kääł sich fröwwet harre, un howwen harre dii sicher nich.“ „Moje,“ siä de Junge, „dat kann lichte behauen!“, nim sienen Sač uppn Puckel un rööp: „Hanget det aule Deert doch up! Hanget dat aule Deert doch up!“ Au wollt Unglücke, dat em en Höchtiedstog begiigende, un wat dee Bruntlüe wöören, dat wöör'e ganz wunnerlích Paar: de Junge wör höchstens 22 Jaar ault un sine Bruut mindestens 42. Es Nulensspeeigel nu annen Weege stönd un rööp: „Hanget dat aule Deert doch up!“, dau meenden dee Höchtiedsgäste, dat dat de Brut göll, trocken sich dat ton Schimp an, hauen stille mit'n Wagen un lööten eenen afstiegen, dat he den Jungen dat afläärde, anstännige Brutlüe to verschimferen.

De besorgede dat un sau gründliken, dat Nulensspeeigel Bruun un Blau ümmefährde un siene Moor sien Leid flagde, de siä: „Di is nig to helpen! Harst du dumme Deuwel doch man seggt: Viele Glück mien Herz vuller Freuden!“ Nulensspeeigel göng wier fort und rööp, wat em siin Moor seggt harr. Esse he dat nu sau vor sich henn rööp, keim he an'n Hus, dat brennede, un ne ganze Masse Minsken wöören an't Redden un Lösken. Nulensspeeigel stönnt darbie mit de Hanne in de Bugentasken un siä: „Viele Glück mien Herz vuller Freuden, viiele Glück mien Herz vuller Freuden.“ „Wat, du insamste Junge,“ siäen de Naubers, „fröwwet di dat, dat Huus brennt? Du schaft het woll ansticket hebben!“, darbie döppeden see'n sau af, dat he nog so ewen gaun kom, un vertellen siene Nulken dat, woart em nu gaun harre. Dee siä: „Die is nig to helpen, diene Dummheit is too graut! Schoft doch'n Emmer vull Waater nuamen hebben und

geeiten het Füüer uut, dat harr sich schicket in sonnen Falle.“
 Uulenspeegel neim siinen Sack un göng wier loß. Do kweim
 he bie'n Inker vorbie, de just ant Honniguntpressen wöör,
 sau esse Uulenspeegel dat seig, nam her nen Emmer vull
 Waater uutten mudderigen Grawen un gööt dat in den Inker
 sienen grauten Honnigpott. De Minske wöört doch, es hee
 dat seig, sau unwirs, hee lööt alles staun un liggen un
 langede sich den Jungen, verhaude em unn brennede em nen
 Coek düürt Oar, doarmit hee'n jümmer wier kennen konn.

Uulenspeegel gung hölkend und huulend noar Huus un
 vertellde sien Moor, woot em gauen harre, de siäe: „Schost
 doch seggt hebben: Vor mie'n Biesken, vor miene Moor 'n
 Bietken, denn harre wie Honnig upt Braut iäten konnt
 un spoaren de Botter.“ Esse Uulenspeegel dat nu olle sau
 vör sich hen rööp, kweim hee an'n Huus vorbie, door wöören
 just twee Kääls an'n gange und schiärpenden de Brautmöln,
 esse dee dat hörden, rööpen se Uulenspeegel, un de eene
 Kääl höllt em de Tasken enbieten los, un de annere gaut em
 mit'n grauten Schleef dar wat in. Uulenspeegel göng singend
 un flöötend na Huus un rööp: „O Moor, ick hewwe wat!
 Ick hewwe wat!“ Esse sien Moor nu neiger kweim, höölt
 se schnell de Keesen tu un siä: „Junge, wat stinkst du ja
 fürchterlich, wau kumst dat?“ Teleste kweim se dar achter,
 un wenn Uulenspeegel noch niene Prügel kriegen harre, dann
 kreig he se nu. De Uulste was ganz uter sich un höwwe
 sau lange up emme herumme, esse seei sich rängen konn, un
 dau siä se tou em: „Maak, datte mie uut'n Huuse kummt;
 mit dii Schlüngel is nix to beginnen.“

Uulenspeegel rüümte het Huus un göng in de Welt,
 un wat he doar vor Streiche un Leegigkeiten begaun het, is
 bekannt.



Quellen, literarische Nachweise und Anmerkungen.

1. Frei nach H. Weichelt, Hannoversche Geschichten u. Sagen. II. Norden o. S. Die Sage erzählt bereits H. Heine in seinen „Göttern im Exil“; er sah in der Gestalt des Fremden den Römerngott Merkur. Mundartlich bei Frommann, Deutsche Mundarten VI (1859) S. 517 f. und Sundermann, Der Apstalsboom I (1921) S. 34 ff.
2. Zeitschrift des hist. Vereins für Niedersachsen 1877, S. 95 f.
3. R. Seifart, Sagen, Märchen, Schwänke und Gebräuche von Hildesheim² (1889) S. 35. — Pagelskirchhof = Friedhof der Paulskirche in Hildesheim.
4. Am Urdsbrunnen II 72 f.; aus Nienhagen bei Mohringen.
5. Mündlich von Lehrer Zobel in Salzgitter.
6. Mündlich von demselben.
7. H. Harrhs, Volksagen, Märchen und Legenden Niedersachsens. I 58 f.
8. Weddigen = Hartmann, Der Sagenschatz Westfalens (1884) S. 375 f.
9. Mündlich von Lehrer Zobel in Salzgitter.
10. I. H. Strackerjahn, Aberglaube und Sagen aus dem Herzogtum Oldenburg² I 285.
11. I. Firmenich, Germaniens Völkerstimmen I 206, aus Scheuen bei Celle.
II. H. Harrhs I 35 f.
12. Mündlich von Lehrer Zobel in Salzgitter.
13. H. Harrhs I 36 ff. aus der Lüneburger Heide.
14. Nach Weichelt IV 84 f.
15. Zeitschrift des historischen Vereins für Niedersachsen 1877, S. 96 f.
16. Nach Spiels Vaterländischem Archiv II (Hannover 1820) S. 251 ff. Sagen, „von denen der Einsender versichern kann, sie an den bezeichneten Orten gehört zu haben.“
17. Ruhn = Schwarz, Norddeutsche Sagen, Sitten und Gebräuche (1848), S. 280 f. Auch bei Grimm, Deutsche Sagen No. 547. Die älteste Monographie über die Sage von J. J. Winkelmann, Bremen 1684. Verse, die unter einem die Sage darstellenden Bilde im Gasthaus auf dem Damme (Besitzer Cord Herzog) standen: Jahrbuch für die

- Geschichte des Herzogtums Oldenburg II (1893) S. 14. Vgl. außerdem Am Urquell IV 208, V 34, VI 153 ff.
18. Nach Spiel's Vaterländischem Archiv II (1820) S. 250 f. Vgl. die Notiz zu Nr. 16.
 19. Beilage zum Hannoverschen Tageblatt 4. IX. 1912, No. 71.
 20. Mündlich von Lehrer Zobel in Salzgitter.
 21. Mündlich von Museumsdirektor Th. Benecke in Harburg; vgl. Niederdeutsches Volkstum 3. VIII. 1924. Der Falkenberg liegt bei Harburg.
 22. Mündlich von Lehrer Zobel in Salzgitter.
 23. Firmenich, Germaniens Völkerstimmen I 205 f. aus Gassen bei Celle.
ans he sik to Halve kift = als er sich umsieht; Eniebarge = Schneeberge, verlesen = verlieren, forens = sofort, Meß = Messer, Halve = Seite.
 24. Firmenich I 206 aus der Gegend von Celle.
eboön = geboten, Spauk = Spuk, Lestien = Lebzeiten, Späukeding = Gespenst.
 25. Korrespondenzblatt des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung XXII (1901) S. 9 aus Wiedensahl.
 26. Seifart, Sagen u. s. w. aus Hildesheim² S. 17 f.
 27. Mündlich von Lehrer H. W. Ottens in Gilbese.
 28. Nach Weichelt IV 81 f.
 29. Nach Weichelt II 115 ff.
 30. Mündlich von Dr. H. Vorwahl in Elze. Vgl. Niederjächsische Post, Oktober 1917.
 31. Mündlich von demselben.
 32. Nach Weichelt IV 202 f.
 33. Nach G. Schambach u. W. Müller, Niederjächsische Sagen und Märchen (1855) S. 189 f.
 34. Nach Weichelt IV 202 f.
 35. Mündlich von Lehrer Zobel in Salzgitter.
 36. Nach Weichelt IV 44.
 37. Ruhn-Schwarz, Norddeutsche Sagen.
 38. Bock-Letter, Heimatbuch S. 80 f.
 39. Nach: Mitteilungen des historischen Vereins zu Osnabrück VII (1864) S. 379.
 40. Nach Weichelt II 179 f.
 41. Niederjachsen IV 383.
 42. Nach A. Freudenthal, Heidefahrten I (Bremen 1870) S. 25. ff.
 43. Korrespondenzblatt des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung XXII (1901) S. 9 aus Wiedensahl.
 44. Nach: Alt Hildesheim V 9.
 45. Nach: Frisia 1845 No. 29—30. Vgl. Sundermann, Der Apstalsboom S. 98.
 46. Mitteilungen des historischen Vereins zu Osnabrück. III 39 f.
 47. H. Harrys I 82. Vgl. Vogell, Geschichte der Grafen von Spiegelberg. Hannover 1812.

48. Schambach = Müller, Niedersächsische Sagen. No. 233; aus dem Hannöverschen.
49. Weddigen = Hartmann, Der Sagenschatz Westfalens. (1884) S. 328 f.
50. Nach Weichelt II 233.
51. Zeitschrift des historischen Vereins für Niedersachsen. 1877, S. 82.
52. Niedersachsen VI (1901) 221.
53. Nach Weichelt IV 117.
54. Nach A. Freudenthal, Heidefahrten II (1892) S. 118 f.
55. Zeitschrift des historischen Vereins für Niedersachsen 1877, S. 82.
56. H. Harrys I 33.
57. Nach Weichelt II 120 f.
58. Hannoverland 1915, S. 14.
59. Nach Weichelt II 184 f.
60. Strackerjahn² I 239.
61. J. G. Kohl, Nordwestdeutsche Skizzen. Fahrten zu Wasser und zu Lande in den unteren Gegenden der Weser, Elbe und Ems. I (1864) S. 228 ff.
62. Nach H. Lönz in: Niedersachsen XVIII (1913) S. 446.
63. I. Hannoverland 1908, S. 272 f.
II. L. Frahm, Norddeutsche Sagen (1890) 95.
64. Nach L. Frahm, Norddeutsche Sagen (1890) S. 207.
65. H. Harrys I 83.
66. Mündlich durch cand. med. vet. Entjer aus Obhusener Hamrich.
67. I. Strackerjahn² I 467.
II. ebda. groter Knecht = Großknecht, is = einst, einmal, narrend's = nirgend, vernacht = vergangene Nacht, aisch = etwas.
III. Nach Sundermann, Upstalsboom I 83. Kleer = Kleider.
IV. Weddigen = Hartmann S. 379.
68. Bock = Letter, Heimatbuch S. 6 f.
69. I. Firmenich, Germaniens Völkerstimmen I 212 ff. aus Sittensen.
Schaapfaven = Schafstall, faven = oft, greeßig = grauslich, Buermeister = Bauermeister, fast = fest, blangen = aus Planken, kreenen = kriechen, Hüßsel = Häusling, Höhren = Ecke, se wörrn wies = wurden gewahr, ins = einmal, Bööhnen = Boden, beestig = mächtig, drapen = treffen, tweireeten = entzweigerissen, bälken = schreien.
II. H. Harrys I 43 ff.
70. H. Harrys I 45.
71. I. A. Rühn, Sagen u. f. w. aus Westfalen. No. 49, aus der Gegend von Venne.
II. Am Urds-Brunnen II (Jahrgang III) Heft 4, S. 76, aus Uslar.

72. Nach Weichelt II 73 ff.
73. I. Ruhn = Schwarzh, Norddeutsche Sagen.
II. Schambach = Müller, Niedersächsische Sagen (1855) S. 342, Anm. zu No. 90.
74. Firmenich, Germaniens Völkerstimmen I 207 f.
Kolk = Teich, Flatt = Teich, mortich = mordsmäßig, sehr,
Loch = Loch, Keep = Reif, Kähtel = Kessel, Bössen =
Brüste, Stehrt = Schwanz, uutschillen = ausschelten, jich-
hens = jemals, gähl = gelb, bestört = verstört, bestürzt.
75. Zeitschrift des historischen Vereins für Niedersachsen 1851,
S. 180, aus Neuhaus.
76. Ruhn, Sagen u. s. w. aus Westfalen No. 334.
77. Nach A. Freudenthal, Heidesfahrten III (1894) S. 172.
78. Hannoverland 1914, S. 178 f.
Wanfent = hin und her.
79. I. Mündlich von Lehrer H. W. Ottens in Gilbese (aus
Mardorf).
II. Quickborn III 20 f.
III. Mündlich von Lehrer H. Voigt in Wenden.
Trahlen = Wagen Spuren.
80. Mitteilungen des hist. Vereins zu Osnabrück II (1850) S.
397 f., aus der Gegend von Lemförde.
81. Korrespondenzblatt für niederdeutsche Sprachforschung XXII
(1901) S. 16, aus Wiedensahl.
82. R. Seifart, Sagen u. s. w. von Hildesheim.² S. 25 f.
83. I. W. Busch, Ut oder Welt S. 126 f.
II. Nach Schambach = Müller, Niedersächsische Sagen
(1855) S. 186.
84. R. Seifart, Sagen u. s. w. von Hildesheim.² S. 26 f.
85. I. Firmenich, Germaniens Völkerstimmen I 246, aus der
Gegend von Osnabrück.
Feild = Feld, upbühren = aufheben, buoben = über, sieg-
nen = segnen, droft = gedurft, stur = starr, stier, Lees =
Leides.
II. Vaterländisches Archiv des hist. Vereins für Niedersachsen
1842 S. 120.
schlie = leise, heimlich, spiede = spie, Knick = Genick.
86. Schambach = Müller, Niedersächs. Sagen (1855) No. 182,
aus Hannover.
87. Straderjahn² I 294 f.
88. ebda.² II 259.
89. Nach Weichelt II 39.
90. Jahrbuch für die Geschichte des Herzogtums Oldenburg X
(1901) S. 66. Dieselbe Sage aus Osnabrück: Niedersachsen I
1895 S. 74.
aul = alt, griis = grau, floar = fertig, liä = legte, Düür-
hecke = Pforte, fiddelde = reizte, vergrellde = zornig, nien
= fein.

91. Nach Hamelmanns Oldenburgischer Chronik (1599 S. 21) in Spiels Vaterländischem Archiv III (1820) S. 157 f.; S. 158 Literaturangaben für das 17. und 18. Jahrhundert.
92. Mündlich von A. H. Grimme in Deinstedt nach der Erzählung eines Landmannes aus Bliederstorf.
93. Zeitschrift des historischen Vereins für Niedersachsen 1854, aus Seelze.
94. Am Urquell IV 226 f. aus Hillerse.
Arften = Erbsen, Kwade = böse, schetten = geschissen, Rann = Rand.
95. H. Harrys I 24 f.
96. Grimm, Deutsche Sagen No. 43.
97. Grimm, Deutsche Mythologie⁴ I 385 f. aus Bühnde bei Göttingen.
Arftenstück = Erbsenfeld, Sel = Seil, dorkruppen = durchkriechen, Mette = Metze (Maß).
98. I. H. H. Harrys I 16 ff.
99. Weddigen = Hartmann, Der Sagenschatz Westfalens S. 307.
100. W. Busch, Ut oder Welt (1910) S. 126.
101. Nach Sundermann, Der Upstalsboom S. 79.
102. Korrespondenzblatt für niederdeutsche Sprachforschung. XXII (1901) S. 12 aus Wiedensahl.
103. I. Weddigen = Hartmann S. 72.
II. Nach Weichelt II 115.
104. Hannoverland 1910, S. 69.
105. I. Hannoverland 1913, S. 164.
II. Mündlich von Lehrer H. Voigt in Wenden.
106. I. Nach Weichelt IV 28.
II. Mündlich von Lehrer H. Voigt in Wenden.
107. Mündlich von Lehrer H. Voigt in Wenden. Risch = Ried.
108. I. Seifart S. 58 f.
II. Nach Weichelt IV 36 f.
109. I. Nach Grimm, Deutsche Sagen No. 76 bei W. Menzel, Deutsche Dichtung I (1858) S. 110 f.
II—IV Aus Grimm No. 76.
110. Grimm, Deutsche Sagen No. 78.
111. L. Frahm, Norddeutsche Sagen (1890) S. 227 f.
112. I. ebda. S. 222.
II. Nach Weichelt IV 20.
III. Nach Weichelt IV 21.
113. I. Strackerjahn² I 154.
II. ebda. I 277.
III. Bock = Letter, Heimatbuch S. 37 f.
114. Nach ten Doornkaat Roelman, Wörterbuch der ostfries. Sprache III 47; vgl. Ostfries. Monatsblätter V 553 ff. Knoc = Spitze des Emsigerlandes bei Emden.
115. Mündlich von Lehrer H. Voigt aus Wenden. Vgl. H. W. Otten's, Hannöversches Tageblatt vom 15. VII. 1924 aus dem Kreise Neustadt.

116. I. Niedersachsens Sagenborn⁴ I No. 106.
 II. Grimm, Deutsche Sagen No. 172.
117. Weddigen = Hartmann S. 371.
118. I. II. Seifart S. 6 ff.
 III. L. Frahm, Norddeutsche Sagen S. 289 f.
 IV. Am Urdsbrunnen II (Jahrgang 3), Heft 5, S. 95.
119. Nach einer von Karl Scheibe in „Niedersachsen“ aus Neuhaus aufgezeichneten Sage.
120. Niedersachsens Sagenborn⁴ I No. 132; dasf. bei Grimm, Deutsche Sagen No. 245. Zur Literatur vgl. bes. Müller, Die Sage von dem unglücklichen Auszuge der hämelschen Kinder. Vaterländisches Archiv des hist. Vereins für Niedersachsen 1843, S. 83 ff.; F. Jostes, Der Rattenfänger von Hameln. Ein Beitrag zur Sagenkunde. Bonn 1895; F. Meißel, Die Sage vom Rattenfänger von Hameln² 1913; zur Stellung Leibniz' zu der Sage vgl. E. Bodemann in der Zeitschrift des hist. Vereins f. Niedersachsen 1881, S. 148 ff.
121. Spiels Vaterländisches Archiv II (1820) S. 13.
122. Ruhn, Sagen u. s. w. aus Westfalen No. 112.
123. Nach H. Weichelt II 124 f.
124. Nach Weichelt IV 82 f.
125. Nach Weichelt II 67.
126. Seifart S. 68 f.
127. Nach Weichelt II 136 f.
128. Ruhn = Schwark, Norddeutsche Sagen S. 300.
129. Nach Weichelt IV 169.
130. Ruhn = Schwark S. 315.
131. H. W. Ottens im Hannöverschen Tageblatt 8. I. 1922
132. I. Nach Sundermann, Der Upstalsboom I 185 aus Meerhusen, Brunn, Hasselt, Langholt.
 Miegamelbült = Ameisenhaufen.
 II. Seifart S. 82 f.
133. Zeitschrift des hist. Vereins für Niedersachsen 1877, S. 89, vom Solling.
134. Bod = Letter, Heimatbuch S. 73 f.
135. Nach Weichelt II 96.
136. Grimm, Deutsche Sagen No. 294.
137. Upstalsboomblätter VIII 44 f.
138. H. Harrys I 79 f.
139. H. Harrys I 34.
140. Seifart S. 35 f.
141. Altsachsen 1915, No. 1. S. 88.
142. I. Strackerjahn² I 157.
 II. Nach Weichelt IV 83. Die Sage knüpft sich an die Person des Oberpfarrherrn Fridericus Abelinus.
 III. Mündlich von cand. med. vet. Entjer aus Obhusener Hamrich.
143. Bod = Letter, Heimatbuch S. 3 aus Benthe.
144. H. W. Ottens im Hannöverschen Tageblatt vom 8. I. 1922.

145. Mündlich von Lehrer Zobel aus Salzgitter.
146. W. Busch, Ut öler Welt S. 137.
147. Nach Weichelt IV 210 f.
148. Mündlich von Museumsdirektor Th. Benede aus Harburg; vgl. Niederdeutsches Volkstum 3. VIII. 1924.
149. J. M. Firmenich, Germaniens Völkerstimmen I 206. Gedierte = Getier, Fösse = Füchse, Spaikerie = Spukerei.
150. I. Grimm, Deutsche Sagen No. 205.
II. Mündlich von Lehrer Zobel in Salzgitter.
151. Nach Weichelt IV 111 aus Salze bei Ankum. sünnede = sonnte, oventluert = gemerkt, man = aber, Saug = Zweig, Kräpel = Krüppel.
152. Nach Weichelt IV 169 f.
153. Nach: Niedersachsen, Hildesheimnummer (1912) S. 104. In Wirklichkeit handelt es sich um einen Totschlag beim Scho-
dubellopen 1428; vgl. Niedersachsen VIII S. 161, 194; Sei-
fart S. 10 f.
154. Sundermann, Der Apstalsboom S. 50. bosen Maten = über Maß, tofrä = zufrieden, sturder = stärker, Knütt = Knoten.
155. Nach Ruhn = Schwarz, Nordd. Sagen No. 348 bei W. Menzel, Deutsche Dichtung I (1858) 76 f.
156. Spiels Waterländisches Archiv II (1820) 108 ff.
157. I. Gorch Fock im Quickborn IV 117. Kortjens = Karten, ober to = dazu, foortjen = Karten spielen, kinnt = gefannt, pett = getreten, Klebereisch = Kreuzfuß.
II. Mündlich von Museumsdirektor Th. Benede aus Harburg; vgl. Niederdeutsches Volkstum vom 22. X. 1924.
158. Nach Weichelt II 71 ff.
159. Niedersachsen V 287.
160. Nach L. Frahm, Norddeutsche Sagen (1890) S. 162.
161. Grimm, Deutsche Sagen No. 192.
162. Bock = Letter, Heimatbuch S. 69 f.
163. Korrespondenzblatt für niederdeutsche Sprachforschung XXII (1901) S. 11.
164. Nach: Apstalsboombblätter IV 25.
165. Aus der Dorfchronik von Bisquard. Apstalsboombblätter VIII 36.
166. Mündlich von cand. med. vet. J. Entjer aus Obhusener Hamrich.
167. Nach H. Weichelt, Hannoversche Geschichten und Sagen II 62 f.
168. Mündlich von stud. phil. Warnede aus Dudenzen.
169. Korrespondenzblatt für niederdeutsche Sprachforschung XXII (1901) S. 10 aus Wiedensahl.
170. Seifart, Sagen von Hildesheim² S. 78.
171. Mündlich von Museumsdirektor Th. Benede aus Harburg. Val. zum hist. Hintergrund: Niederdeutsches Volkstum 22. X. 1924.

172. Mitteilungen des hist. Vereins f. Osnabrück VII (1864) S. 86.
173. Nach S. G. Kohl, Nordwestdeutsche Skizzen (1864) I 360 ff.
174. Niedersachsens Sagenborn⁴ I No. 72.
175. Frei nach den Berjen von G. Frh. Vincke, Sagen und Bilder aus Westfalen. Berlin 1884. S. 75 ff.
176. v. d. Lehen, Deutsches Sagenbuch III 2, S. 90.
177. A. Ruhn, Sagen u. s. w. aus Westfalen No. 376.
178. Strackerjahn² I 101 f.
179. Hannoverland 1911, S. 120.
180. Nach H. Weichelt II 37 f.
181. L. Frahm, Norddeutsche Sagen S. 253 f.
182. Mündlich von Lehrer Zobel aus Salzgitter.
183. Weddigen-Hartmann S. 376 f.
184. A. Freudenthal, Heidefahrten IV (1897) 109; „ein altes Bäuerlein“ erzählt. Den Stoff von der goldenen Wiege hat H. Lönz in zwei Liedern verwertet.
Dewer = Ufer, von Molken = von Malkan, likevål = gleichviel, Reege = Reihe, gegen en Backaben is slimm an-jahnen = Sprichwort: gegen einen Backofen ist schlecht an-gähnen.
185. Mündlich von Museumsdirektor Th. Benecke aus Harburg.
186. Nach Weichelt IV 27 f.
187. Hannoverland 1910, S. 115 f.
188. Mündlich von Lehrer Zobel aus Salzgitter
189. Nach Weichelt IV 111 f.
190. Niedersachsen IV 382.
191. Hannoverland 1911, S. 288.
192. Mündlich von Lehrer Zobel aus Salzgitter.
193. Mündlich von stud. phil. Warnecke aus Dudenfen.
194. Mitteilungen des hist. Vereins zu Osnabrück I (1848) 268.
195. Niedersachsens Sagenborn.⁴ No. 62. Vgl. Grimm, Deutsche Sagen No. 463.
196. A. Freudenthal, Heidefahrten II (1812) 51. Die Sage knüpft an ein Bild in einem Kreuzgangfenster, das einen Esel mit einem Mehlsack auf dem Rücken, der unter dem aufgehobenen rechten Vorderfuß ein silbernes Hufeisen zeigt, darstellt.
197. H. Harhs I 72.
198. Weichelt IV 137 f.
199. Weichelt II 131 f.
200. Strackerjahn² I 128.
201. Schambach-Müller, Niedersächsische Sagen No. 36.
202. Hannoverscher Anzeiger vom 19. 7. 1916.
203. I. II. Zeitschrift des hist. Vereins f. Niedersachsen 1851, 177 ff. aus Aarich.
204. Ruhn-Schwarz, Norddeutsche Sagen S. 293.
205. Nach Weichelt II 233 ff.; vgl. Upstalsboomblätter III 39, IV 10 ff.
206. Grimm, Deutsche Sagen No. 132.

207. Nach Weichelt IV 88 f.
208. I. Am Urdsbrunnen II (Jahrgang 3, Heft 4) S. 72 f. aus Nienhagen bei Mohringen.
II. Mündlich von cand. med. vet. J. Entjer aus Obhusener Hamrich.
209. I. Strackerjahn² II 23.
II. Apstalsboomblätter II (1912 f.) 94 f.
210. Mündlich von Dr. H. Vorwahl in Elze.
211. Nach Weichelt IV 110. Dieselbe Sage auch in Gumersum.
212. Strackerjahn² I 46.
213. Nach J. G. Kobl, Nordwestdeutsche Skizzen I (1864) 86 f.
214. Niedersachsen X 232.
215. Nach A. Freudenthal, Heidefahrten II 222.
216. Mündlich durch stud. phil. Warnecke in Dudenzen.
217. Nach Weichelt IV 157.
218. Nach Lothar, Volkssagen und Märchen S. 101 f.
219. Nach A. Freudenthal, Heidefahrten II (1892) S. 18.
220. Nach Weichelt IV 59.
221. Nach Widukind von Corvey. Vgl. H. Allmers, Marschenbuch⁵ 343 ff.
222. H. Harriß, Die Posaune 1840, No. 1.
223. Nach A. Freudenthal, Heidefahrten I 44 f.
224. Morgenblatt 1854 No. 41, S. 984.
225. Strackerjahn² II 401. holten = hölzern.
226. A. Freudenthal, Heidefahrten I 70. Die Sage knüpft an ein Meßgewand, das in einer Nische der Kirche zu Bisselhövede aufgehängt ist, an.
227. ebda. S. 85. Behr † 1585.
228. Mündlich durch Lehrer H. W. Ottens in Gilbese.
229. Mündlich durch stud. phil. Warnecke in Dudenzen.
230. Mündlich durch denselben aus Ehrhorn.
231. Nach Weichelt IV 177 f.
232. Nach Weichelt II 69 ff.
233. Ruhn = Schwarz, Norddeutsche Sagen S. 304 f.
234. ebenda S. 311. Vgl. ferner zu dieser und den folgenden Karlssteinsagen die ältere Literatur im Hannöverschen Magazin 1751, S. 823; 1759, S. 1306, 1554; Spiel's Vaterländisches Archiv II 13 ff.; ferner neuerdings E. Rück, Die Zelle der deutschen Mundart. Hamburg 1924, S. 35 f.
235. Am Urds-Brunnen II (Jahrgang 3), Heft 4, S. 74.
236. I. II. Hannoverland 1910, S. 115.
237. A. Freudenthal, Heidefahrten IV (1897) S. 129. „ein hochbetagter pensionierter Lehrer“ erzählt.
238. Hannoverland 1910, S. 44 f.
239. I. Niedersachsen IX 359; vgl. Ruhn = Schwarz, Norddeutsche Sagen 253 f.
II. Hannoverland 1913, S. 117 aus Benthe b. Hannover.
240. Niedersachsen IV (1899) S. 270 f.
241. H. Harriß I 53 f.
242. Niedersachsen IV S. 48.

243. Nach Niedersachsen X 24.
 244. Nach Weichel t II 134.
 245. Nach Weichel t II 46 f. Es handelt sich um das Denkmal des Generals Christians IV. Obentraut († 1625); vgl. A. Freudenthal, Aus dem Kalenburger Lande S. 14 ff.
 246. Nach Weichel t IV 234.
 247. Hannoverland 1914, S. 113.
 248. Bock-Letter, Heimatbuch S. 81.
 249. Nach Weichel t IV 46 f.
 250. H. Harrys, Die Posaune 1840 I S. 2.
 251. Mündlich von Museumsdirektor Th. Benede in Harburg.
 252. Mündlich von Dr. phil. Teske in Heidelberg.
 253. Mündlich von Lehrer Zobel in Salzgitter.
 254. Seifart, Sagen u. s. w. von Hildesheim S. 106.
 255. Strackerjahn² II 319.
 256. Mündlich von Lehrer H. W. Ottens in Silbese, vgl. Chr. U. Grupens, Origines et antiquitates Hanoverenses (Göttingen 1740), der von „Dörffern ausser dem Aegidien Thor“ spricht. Noch heute heißt ein Wulferoder Flurname „Das Debberoder Feld“.
 257. Nach Weichel t II 142 f.
 258. A. Freudenthal, Heidefahrten IV (1897) S. 116.
 259. Upstalsboomblätter II 95.
 260. Upstalsboomblätter VII 44.
 261. Vaterländisches Archiv des hist. Vereins für Niedersachsen 1836, S. 159.
 262. Hannoverland 1914, S. 179 f.
 263. Schambach-Müller, Niedersächsische Sagen No. 26. Vgl. zu diesen und den folgenden Sagen die vom Marienläuten in Iever: Jahrbuch für die Geschichte des Herzogtums Oldenburg V 136 ff.
 264. Schambach-Müller No. 32.
 265. Mündlich von Lehrer H. W. Ottens in Silbese.
 266. Nach Weichel t IV 109 f.
 267. I. II. Nach Sundermann, Der Upstalsboom S. 93 f.
 268. Mündlich von Museumsdirektor Th. Benede in Harburg; vgl. Nd. Volkstum 3. VIII. 1924.
 269. H. Harrys I 83 ff.
 270. Zeitschrift des hist. Vereins für Niedersachsen 1850, S. 166; ausführlicher bei A. Freudenthal, Heidefahrten I 55 ff.
 271. Zeitschrift des hist. Vereins für Niedersachsen 1851, S. 180.
 272. Mündlich von Museumsdirektor Th. Benede in Harburg; vgl. Nd. Volkstum 3. VIII. 1924.
 273. Nach Weichel t II 188 ff., aus Nelpo und Nollen.
 274. Am Urds-Brunnen II (Jahrgang 3), Heft 4, S. 78.
 275. Mündlich von stud. phil. Warnecke in Dudenfen.
 276. Mündlich von Museumsdirektor Th. Benede in Harburg.
 277. Zeitschrift des hist. Vereins f. Niedersachsen 1850, S. 165.
 278. Mündlich aus Büren durch stud. phil. Warnecke in Dudenfen.

279. *Strackerjahn*² II 316 aus Goldenstedt.
280. Nach *Weichel*t II 89 f.
281. Grimm, *Deutsche Sagen* No. 548.
282. W. Busch, *Urtöler Welt* S. 131.
283. U. Kühn, *Sagen u. s. w.* aus Westfalen No. 115.
284. *Derf.* No. 113.
285. Am Urdsbrunnen I (1. Jahrgang), Heft 5, S. 17.
286. Niedersachsens *Sagenborn*.⁴ No. 68.
287. Nach Eggerik *Beninga*, *Chronik für Ostfriesland*; vgl. *Sundermann*, *Der Apstalsboom* S. 113.
288. U. Kühn, *Sagen u. s. w.* aus Westfalen No. 374.
289. *Strackerjahn*² II 242.
290. I. II. Korrespondenzblatt des Vereins für nd. Sprachforschung XXII (1901) S. 8 f.
291. Hannoverland 1909, S. 238.
292. R. Eikart, Aus Kurhessen. *Rassel* 1917, S. 195.
293. Hannoverland 1907, S. 141. Vgl. Zeitschrift des hist. Vereins für Niedersachsen 1878, S. 97. Familiengeschichte der Freiherrn von Uslar=Gleichen. S. 7, 397, Reg. 218; *Göttinger Zeitung* 1896, No. 10 286; 1907, No. 14 193.
294. Am Urdsbrunnen II (Jahrgang 3), Heft 5, S. 94.
295. Gorch Fock im Quickborn IV 118.
Stod = Stade, Räukerfoot = Räucherfate, Schummeree = Dämmerstunde.
296. U. Freudenthal, *Heidefahrten* II (1892) S. 149.
297. *Stacker* Pletter, *Heimatbuch* S. 28 f.
298. *Strackerjahn*² II 256 aus Bekhausen.
299. *Ruhn*=Schwarz, *Norddeutsche Sagen* S. 273 f.
300. *Weddigen*=Hartmann, *Sagenschatz Westfalens* S. 380.
301. Mündlich von Lehrer H. W. Ottens in Gilvese. Die erste urkundliche Erwähnung des Ortes gibt die Lautform Eluese: *Calenberger Urkundenbuch* III No. 247. (Lodumer Archiv).
302. Nach *Sundermann*, *Der Apstalsboom* I 96 f.
303. Grimm, *Deutsche Sagen* No. 462.
304. Nach Eggerik *Beninga*, *Ostfriesische Chronik*; vgl. *Weichel*t IV 184 f.
305. Mündlich von Museumsdirektor Th. Benede in Harburg.
306. Hannoverland 1911, 280.
307. Nach: *Norddeutsche Monatshefte* V 144.
308. Nach U. Freudenthal, *Heidefahrten* II (1892) S. 13.
309. Nach *Weichel*t IV 177.
310. Nach *Weichel*t IV 18 f.
311. U. Kühn, *Sagen usw.* aus Westfalen No. 373.
312. Nach *Weichel*t II 82.
313. *Weddigen*=Hartmann, *Sagenschatz Westfalens* S. 381.
314. H. Ullmers, *Marschenbuch*⁵ S. 216.
315. Gorch Fock im Quickborn IV 117.
Moorborg = Moorburg b. Harburg, deepdinken = tief=sinnig, Ilw = Elbe.
316. Hannoverland 1909 S. 45 f. aus Alten=Celle.

317. Mündlich von stud. phil. Warnecke aus Dudenfen.
 318. Hannoverland 1909, S. 118.
 319. Hannoverland 1914, S. 179.
 320. Niedersachsens Sagenborn⁴ No. 104.
 321. Hannoverland 1907, S. 160.
 322. Niedersachsens Sagenborn⁴ No. 79.
 323. I. Dem Eulenspiegelvolksbuch (1515, Hist. 25) nacherzählt;
 Hist. 26 bietet dazu eine Variante.
 II. ebso. Hist. 37.
 III. ebso. Hist. 44.
 IV. Jahrbuch für die Geschichte des Herzogtums Oldenburg
 VIII 125 ff., aus Hude (gekürzt).
 Moor = Mutter, Büül = Beutel, Brautmial = Brotmehl,
 trock he sid dat an = bezog das auf sich, Knick = Genick,
 Rue = Rude, Hund, Aulsken = Altchen, Mutter, mudderig
 = modrig, Brautmiohn = Abort.



Register.

(Die Ziffern bedeuten die Sagennummern).

1. Sachregister.

- Mal 203 II, 204, 206
Abendmahl 177, 203 II, 204
Abgaben 220, 232, 288 ff
Abgabefreiheit 277, 279
Abwehrmittel 218, 248
Abwehropfer 319
Alp 143, vgl. Walriderske
Alraun 132
Alter Mann 262, a. Weib 68
Auge ausgestochen 249
ausgelohnt 99
- Bär 310
Basilisk 84
Baum als Erinnerungszeichen 119,
als Galgen 70, als Unschuld-
zeuge 29, 124, Menschen in B.
verwandelt 175, Bänderbaum
319; vgl. Eiche, Holunder, Kreuz-
dorn, Linde, Pappel, Weide
- Bauopfer 92, 129, 200
Beigabe s. Kreuzpfennig
Berg, glühender 2
Bergteufel 156
Bergverrückung 8, 17, 137
Besen 162, 163
Betrüger 49, 59
Bibel 157 I
Bildsage 122
Billunger 223
blind und stumm 118 I, 120
Blume, grüne 28
Blut 62, 152, 313
Blutrache 285
Blutshande 206
Brautpfad 318
Brotkrumen 33
Brüder, die sich nie zanken 185
- Brudermord 241, 245
Brückengespenst 10 I
Brunnen 136, 190, 194, 202
Burggeist 12, 35
Bulle vgl. Stier
- Cäsar 308
Christabend 118 III, 146
Christnacht 4, 121, 166, 180, 187, 208
Christentum 217, 235, 237
- Dämmerung 27
Damoklesschwert 100
Dänen 220
Denkmalsagen s. auch 28, 42, 153,
158, 161, 193, 196; vgl. Bild-
sage
Diebstahl 246
Diebszauber 127
Donnerstag 85 II
Dorf versinkt 203 ff
Drak 85, 86
Dreizahl 50, 53, drei Uhr mittags 208
Dreißigjähriger Krieg 41, 62, 236 II,
228 f, 256, 263, 305; vgl. Tilly
Dudelsack 285
- Egge 149, 162
Ei 198, goldenes Ei 180
Eiche 79 I, 319
Eichhörnchen 265
Eid, falscher 212, 239 II
Einmauerung als Strafe 207, 251
Elbengeschenk 91, 101; vgl. Kohlen,
Hobelspäne
Elster 271
Endschlacht 136, 137
England 67 I, III
Ente 72

- Entführung 145, 276
 entsehen 128
 Erbschlüssel 118 I
 Erlösung 5, 8, 16, 24, 25, 33, 55, 57
 Ermordeter geht wieder 65
 Esel 38, 196
 Eule 192, 322
 Eulenspiegel 323
 Examenfragen 81
 Exorzismus 15, 39, 43, 49, 53, 54,
 60, 80, 126, 172
- Fährmann für d. Seelen 1
 Fastnacht 149
 Feierabend 150 I
 Feldfrevel 238
 festbannen 131
 feuriger Geist 118 II, Feuer s. Schak-
 sagen
 Fisch s. Aal
 Flamme 58, blaue Fl. 47, 274
 Fledermaus 126
 Fluch 200, fluchen 210
 Folter 171
 Franzosenzeit 52, 113 III; vgl. Napoleon
 Frauen als Ketter 266
 Freiheit 280
 Freikugel 33, 270
 Freischütz 62, 177
 Friedrich Rotbart 314
 Frondienst 306
 Fuchs 31, 189
 Furt 224
 Fußspurzauber 127
- Galgen 9, 26, 227; vgl. Baum
 Galgenberg 52
 Gans 187, 189
 Gebet 61
 Geisterbannung s. Exorzismus
 Geister Schlacht 63
 Geizhals 58
 Gelübde 263, 265, gebrochen 5
 Gerichtsbarkeit 279
 Gerichtsstätte 239 I
 Gespenst s. auch 115, 126, 243, 269,
 graues G. 16, feuriges 19, 20,
 118 II, weibliches 18, 21, ohne
 Kopf 22, 27, 29, 45, 58, Ge-
 richtete als G. 22, vgl. Rab,
- Brückengespenst, Burggeist, feurig,
 Geist, Hucup, Voltergeist, Wasser-
 gespenst
 Gespensterschiff 64, vgl. Holländer
 Gewitter 114, 116 I, 244, 258, 263
 Glocke 137, 150 I, 205, 254 ff; vgl.
 Klöppel
 Gnade, letzte 227
 Gödecke Michels 21, 268
 Gottesgericht 158, 169, 281
 Gotteslästerung 40
 Göge 122, 123
 Grab im Bach 213, Licht am G. 241
 Grabruhe 7
 Grabstein 28
 Grenzbestimmung durch Ruf 69 I
 Grenzfrevel 115
 Grenzverrückung 55
 Gustav Adolf 236 II
- Haar 67 III, der Zwergkinder 90;
 vgl. rot
 Hahn 34, 74, 174, Henne 293; vgl.
 schwarz
 Hahnschrei 121, 159, 192
 Hahnreiter 187
 Hakenmann 73 II
 Harke, Frau H. (Harfe) 119
 Hase 135, 139
 Haus versinkt 41, 61, 198
 Hausgeister 108 ff., vgl. Draak, Kla-
 baueremann
 Heimweh 9, 72
 Heinrich der Löwe 218, 224
 Hekemann 133
 Heketaler 132 II
 Herdumgang 188
 Herodes 117
 Heu, Puck in H. verwandelt 111
 Here 14 29, 145, 162 ff, 282,
 Frömmigkeit d. H. 169
 Herenfest 164
 Herrenmeister 157 I, 158, 174
 Herentanz 167
 Herenverbrennung 171
 Himmelfahrt 209 II, 318
 Hinrichtung 274, 275, 276, 280, 295,
 302; als Spuk 26
 Hirsch vgl. weiß
 Hobelspäne zu Gold 100; vgl. Kohlen

Hochgericht 118 II
Hochzeit 244, vgl. Brautpfad
Hölle 217, 286
Höllenzwang 144
Holland 67 IV, fliegender Holländer 137
Holunder 144
Hubertus 253
Hufeisen 236 I
Huckup 78, 79
Hund 9, 28, 40, 41, 273, 316, Welt-
hund 37, blauer H. 294, schwarzer
93, als Grabwächter 116 II, als
Drahtstier 142 III, des wilden
Jägers 117; vgl. schwarz
hundert Jahre 184
Hüne 233, Hünengrab 103 II, 104

Irrkäfer 35
Irrlicht 3

Jäger, wilder 116 ff; vgl. Hubertus
Johannisnacht 22, 132 I, 184, 188,
237, 258
Johannistag 120, 132 I
Jude 29
Judica 293
Jungfrau v. Hildesheim 263, eiserne
J. 283, drei Jungfern 130, nackte
J. 29; vgl. Kranz

Käfer 35
Kalb 163
Kaninchen vgl. weiß
Kapuziner 126
Karfreitag 242, 253
Karl d. Große 214, 215, 217, 234 f,
296, 313
Kartenspiel 157
Käse 166, 172
Kegelspiel 22
Kiebitz 272
Kinderherkunft 125
Kindsmörderin 26
Kirchenbau von Niesen gehindert 105 I,
vgl. Zwerg
Klabautermann 112
Klageweib 138
Klöppel anhalten 254
Kloster untergegangen 71 II

Kohlen werden Gold 93, 148; vgl.
Hobelspäne
König 69 I
Krähe 229
Kranz der Jungfrau 263 •
Kreis 172
Kreuz 40, 42, 145, 151, 162, 181, 197,
202; vgl. Holunder, Sühnekreuz
Kreuzdorn 36
Kreuzpfennig als Beigabe 2
Kreuzritter 57
Kreuzweg 28, 108 II, 162, 319
Kreuzzug 184
Kriechen 168
Krone 82, 83
Kröte 134
Krüppel s. blind, stumm
Kutsche 150 II

Lamm 202
Land abgepflügt 51, 56
Landnahme 221
Landesverweisung 323 I
Legende vgl. auch 303
Leiche verweist nicht 211
Liebeszauber 57
Linde 305, 320
Löwe 281, 304, 313
Luftreise 118 II

Mai, erster 162
Märchenaufgaben 294
Marder 109 I, II
Margarethentag 145
Marienbild 303; vgl. Mutter Gottes
Martenehe 67 III
Maß, richtiges 286
Meerweib 150 I
Meineid s. Eid
Menschenfresserei 163
Menschenopferung 122
Mittag 1, 34, 68, 69 II, 132 I
Mitternacht 4, 5, 6, 10 II, 18, 22,
34, 47, 49, 61, 63 I, 67 I, 97,
127, 162, 179, 182, 184, 188,
208 I, 258, 291, 295
Morenhand als Geschenk des Helljägers
118 IV
Mohrenkönig 213

- Mönch 32, 39, 43, 49, 53, 71 II,
 158, 226; vgl. Kapuziner
 Mondnacht 186, 268; vgl. Neumond,
 Vollmond
 Mord 32, 47, 52, 222, 231, 253,
 261, 280, 285, 295; vgl. Bruder-
 mord
 Morgenrot 158
 Morgensegen 128
 Mühle 9, 127
 Münzname 287
 Musik des Teufels 147, Musikant als
 Gespenst 60
 Mutter Gottes 263; vgl. Marienbild

 Nachbarspott 322
 Nacktheit 218; vgl. Jungfrau
 Namenssage 120; vgl. Volksetymologie
 Napoleon 229; vgl. Franzosenzeit
 Nebelkappe s. Tarnkappe
 Neumond 294
 neunundneunzig Jahre 180
 Notzucht 206

 Oblate 177
 Ochse 224; vgl. weiß
 Opfer 118 III, 168; vgl. Abwehropfer,
 Bauopfer, Menschenopferung
 Opferstein 121, 122, 235
 Orakel vgl. Hund, Todesorakel
 Ostern 123, 242, 245
 Otto I. 223

 Pappel 136
 Pastor, evang. 13, 15, 43, 54, 58,
 60, 85 II, 100, 108 I, 157 I,
 170; kathol. 54, 129; vgl. Mönch
 Pest als blaue Wolfe 88
 Pfähle, vier 323 I
 Pferd 201, als Gespenst 28, mit gol-
 denen Eisen 186, rotes 210, vgl.
 schwarz
 Poltergeist 126
 Prophezeiung 178
 protestantisch werden 234; vgl. Re-
 formation
 Puck s. Hausgeist

 Quelle 107

 Rabe 36, 62, 141, 144, 169, 170,
 vgl. schwarz
 Rächer 243
 Rad, feuriges 27, 62; vgl. Wagenrad
 Raddod 114, 217
 Rätzel 282
 Ratten 112, Rattenfänger 120
 Räuber 27, 184, 185, 266 ff
 Raubritter 21, 227, 266 ff
 Raufsch 319
 Rauscherlebnis als Sagenhintergrund
 12, 19, 38, 66, 78, 118 II, 131,
 158, 230
 Rechtsagen 39, 51, 55, 56, 103 I,
 212, 279 ff.; vgl. Abgaben, Baum,
 Betrüger, Blutrache, Diebstahl,
 Diebszauber, Eid, Einmauerung,
 Feldfrevel, Folter, Freiheit, Fron-
 dienst, Galgen, Gelübde, Gericht,
 Gnade, Grenzbestimmung, Grenz-
 frevel, Grenzverrückung, Heren-
 verbrennung, Hinrichtung, Hoch-
 gericht, Kindsmörderin, Land ab-
 gepflügt, Landnahme, Landesver-
 weisung, Maß, Mord, Münzen-
 name, Notzucht, Pfahl, Schenkung,
 Sittlichkeitsverbrechen, Umritt,
 Veme, Vermächtnis, Vertrag,
 Wasserprobe, Wette, Zweikampf
 Reformation 226, vgl. protestantisch
 Reh 33, 62
 Reichsadler 314
 Riese 103 ff, 118 II, 119, 297, vgl.
 Hüne
 Ritterschlag 304
 Roboluswagen 114
 Römer vgl. Cäsar
 Rose 195, ohne Dorn 294
 Rosenkranz 198
 rote Blume 98 I, r. Heide 240, rote
 Fahne 272, rothhaarig 171, 182,
 roter Rock 194; vgl. Pferd
 rückwärts 142 III, 144
 Rumpelstilzchenmotiv 98 I

 Sarg, dreifacher 213
 Säule, goldene 179
 Schaf 287; vgl. schwarz
 Schak 149, 151, 156, 179 ff., 267 II f.
 Schakfeuer s. auch 93, 191

- Schakjungfrau 7, 8
 Schaktraum 181
 Schakschiff 183
 Schenkung 263, 278, 290 I
 Schiff, gläsernes 125; vgl. Gespensterschiff, Schakschiff
 Schimmel 67 II, 77, 78, 99, 146, 198
 Schimmelreiter 113 ff
 Schinder 323 II
 Schlacht 63 I
 Schlange 82, 83, 109 I, II, 206
 Schloß versunken 72, 77
 Schmied 71 I
 Schnee, heiliger 195, 303
 Schneider 185
 Schornstein 126
 Schwankmotive 103 I, 320 ff
 schwarzes Gespenst 10, 23, 28, 59, schw. Huhn 180, schw. Hund 37, 39, 46, 127, 150 I, 180, 181, 183, Pferd 150 I, II, 227, 269, Rabe 191, Schaf 149, Vogel 32, 132 I, Ziegenbock 188; vgl. Gustav Schwedenzeit 22, 245; vgl. Gustav Adolf
 Schweigen 127, 163, 164, 182, 184, 187, 189, 190, 256, 258, 319
 Schwein 203 II, 204, 219, 312
 Schwelle 61
 Seelenüberfahrt 1
 Seelenvogel 32
 Seeräuber 45, 266 ff; vgl. Gödecke Michels
 Selbstmord 6, 32, 50, 62, 178
 Selbstverfluchung 116 I
 Sieb 67 IV
 sieben 22, 57, 235
 Siebenbürgen 120*
 Silvester 185
 Sittlichkeitsverbrechen 52, 53
 Sonnenaufgang 77, 97, 243
 Sonnenuntergang 98 I, 117, 118 II
 Sonnenwende s. Winter Sonnenwende
 Sonntag 205, 209 I
 Sonntagskind 192, 256
 Sonntagshändung 242 f.
 Spinnstube 15, 147
 Sprengepyl 46
 Springwurz 130
 Stein blutet 240
 Steinsagen 233 ff.
 Sterngucker 178
 Stier 75, 76, 187, Stierkampf 230
 Stiftung 281, 303
 Storch 109 I
 Störtebeker 45, 267, 272
 stumm und taub 194
 Sühnekreuz 284
 Sumpf 41
 Tanz der Teufel 237
 Tarnkappe 94, 95, 97, 98 II, 102
 Taube 200, 293
 Taufe 3, 217
 Teufel 10 I, 44, 46, 86, 132 I, 143 ff., 160, 191, 227, 231, 237, 246, 258, 264, 268, 272; vgl. Hölle
 Teufelspakt 150 II, 152 ff., 173
 Thüringen 221
 Tiersprache 206
 Tilly 229
 Todes- und Unglücksorakel 138, 139, 140, 141, 142 II, III; vgl. Hund, Worspuk
 Todesurteil 124, 226, 227
 Totenbeigabe 2, Totenberg 2,
 Toter spricht 42, Totenkirche 4, 142 II
 Totenschädel 18
 Tracht der Gespenster 1, 6, 15, 22, 26, 27
 Tränen um Tote 48
 Traum 116 I; vgl. Schaktraum
 Umschreitung, dreimalige 125, 180, 319; vgl. Herdumgang
 Umkehren 23
 Umritt 236 I
 umsehen 2, 53
 ungeweiht 45
 unsterblich, ungeboren 266
 Vaterunser 29, 180
 Veme 283, 284
 Venezianer 186
 Verfluchung 45, 51, 90, 187
 Verleumdung 207
 Vermächtnis 263 ff.
 Verrat 225
 verschwören 23, 61, 160, 238, 239, 240
 versprechen 81, 120

- Versteinering 242 ff.
 Vertrag 221; vgl. Blut
 Vermunschen 14, 40, 63 I
 Vogel, goldgelber 205; vgl. Elster,
 Ente, Eule, Gans, Kiebitz, Krähe,
 Kabe, schwarz, Storch, weiß
 Volksetymologie 97, 105 II, 106 I,
 296 ff
 Vollmond 182
 Vorspuß 87, 91
- Wagenrad als Gespenst 87
 Walriderske 67
 Wallfahrt 40
 Walpurgis 162
 Wappensage 263, 310, 312 ff.
 Warner 225
 Wassergespent 74, 80
 Wasserprobe 169
 Weide 19, 20, 22
 Weihnachten s. Christnacht
 Weihwasser 274; vgl. ungeweiht
 weißer Berg 28, w. Frau 6 ff., 142 I,
 186, 251, w. Gans 29, 30, w.
 Geist 13 ff., Hirsch 195, Kaninchen
 29, Kind 11, Ochse 258, Ritter 47
 Wenden 258
 Werwolf 69
- Wette 61
 Wiedergänger s. auch 2, 5, 286, 317;
 vgl. Ermordeter
 Wiege, goldene 184 f.
 Wiese auf dem Grunde des Sees 150 I
 Wilddieb 253
 Winterdämon 75
 Wintersonnenwende 1
 Wittekind 216, 235, 313
 Wolf 319, Wolfsgürtel 69
 Wunderzeichen 235 ff
 Würfelspiel 145
- Zauberei 189, s. Diebeszauber, ent-
 sehen, festbannen, Freifugel, Frei-
 schüge, Fußspurzauber, Liebeszauber
 Zauberer 173 ff, 176; vgl. Herenmeister
 Zaubersformel 132 I, 190
 Zaubersrank 17
 Zauberszeichen 57
 Zigeuner 178
 Zweikampf 28, 115, 235, 241
 zweites Gesicht 142
 zweiundzwanzig Feinde erschlagen 252
 Zwerg 81, 89 ff., 105 I, II, 294; vgl.
 Haar
 Zwergüberfahrt 94, 95
 Zwölften 117

2. Ortsregister.

- Achim 269
 Aexen 29, 241
 Ahlem 104, 297
 Alfeld 36
 Altencelle 316
 Altenhagen 65, 103 II
 Ankum 39
 Amelinghausen 270
 Arbergen 54
 Ardorf 209 II
 Aurich 203 I, II, 260, 271, 318
- Banteln 198
 Bardowik 224
 Barghorn 298
 Barlissen 181
 Barsinghausen 16
 Barspel 67 I, 87
 Bassum 50
 Bederkesa 299
 Behmke 237
 Benthe 143
 Bentheim 122, 161, 232, 283, 284

Bleerßum 257
Bliedersdorf 92
Boitshagen 207, 236
Bollensen 55
Börger 233
Borkum 266, 267 II
Böfinghausen 139
Bramsche 71 II, 235
Brathövede 277
Bremenlehe 200
Brenneckenbrück 62
Brokeloh 79 I
Bümmersted 96
Bunde 57
Büren 278
Burtshude 176

Calenberg 110
Celle 24, 70, 149, 186, 323 I

Damme 214
Dannenbergr 269
Dassel 58, 73 II, 150 I, 285
Dedenfen 38
Dielingdorf 49
Diepholz 300, 313
Dinklage 10 I
Dornum 211
Dreibergen 66
Dudensen 115, 193, 317
Dümmer 72

Eberhausen 147
Egelsheim 323 II
Egestorf 16
Ehra 236 I, 242
Ehrhorn 230
Eilvese 27, 228, 256, 301
Einbeck 63 I, 73 II, 116 II
Elveshausen 18
Emden 1, 64, 307
Emstel 113 II
Engelbostel 37
Engerode 35
Eskerde 32
Eshershausen 15
Esens 164, 310

Falkenberg 148
Febderloh 77
Fehnhusen 63 II

Fischbed 292
Franeke 287
Freden 36, 254
Frielingen 131
Funnir 257

Ganderkesen 87
Gandesbergen (Hoya) 179
Garßenhof 6
Gassen 23
Gehrden 68
Gellersen 34
Giffhorn 62
Gitter 9, 112
Goldenstedt 279
Göttingen 98, 160, 206, 231
Grifede 88
Großen-Verfel 29
Großmahner 20

Hadeln 221
Hage 142 II, 167
Hagen 27
Hagenburg 238
Halbmühlen 215, 302
Halte 273
Hameln 7, 103 I, 120
Hannover 86, 247, 249
Hanstedt 258
Harburg 21, 185, 251, 268, 272
Hardeggen 52
Harenberg 134
Harpstedt 168, 229
Haste 234
Heppens 204
Herkendorf 56
Hildesheim 3, 26, 44, 79 II, 82, 84,
89, 106 I, 126, 132 II, 140, 153,
174, 177, 180, 195, 197, 199,
201, 250, 263, 280, 286, 303,
320, 323 I
Hillerse 94
Hinnenkamp 90
Höckelheim 63 I
Hohenrode 9
Hollenstedt 63 I
Hollinde 305
Hoya 91
Hüllstede 87
St. Hülse 59
Hudenmühlen 109

Zburg 99
Zugeln 265

Zamel 222
Zesteburg 157 II, 171
Züne 97

Karrenzien 306
Kirchdorf 117, 248, 260
Kirchwehren 38
Kleinmahner 5
Knesebeck 78, 319
Kniefedt 150 II
Krukenburg 2

Lachendorf 69 II
Lamspringe 202
Landolfshausen 123
Langen 118 IV
Langreder 162
Lauenstein 47
Leer 159
Leerhafen 295
Lemförde 80
Lettar 104
Leuthorst 150 I
Leveste 162
Liebenburg 12
Loccum 53
Lohe 79 III
Lübbow 121
Lüchow 240
Lüne 196
Lüneburg 218, 219, 252, 308
Lüneburger Heide 13

Mackenrode 123
Mackensen 33, 83 II
Mansin 87
Mardorf 79 I
Marschendorf 212
Marienhafte 45, 267 I
Marke 18
Meerhusen 132 I
Mehnen 130
Mekelfeld 276
Melle 158
Melzingen 76
Merxhausen 141
Mesmerode 238

Mesmerfeld 1
Miehle 31
Mienower 2
Minzenburg 108 II
Miren 156
Moorausmoor 135
Moorburg 315
Müllingen 265
Münden 264, 309

Menndorf 239
Nesserland 125
Neuenkrüge 209 I
Neuhaus 75, 116 I, 119
Neustadt-Gödens 14
Neustadt a/Rübenberg 129, 131, 275
Niederinstöcken 187
Nienhagen 208 I
Norden 112 I, 114, 220
Nordgoltern 113 III
Nordmoor 128
Nörten 288, 311, 312
Northheim 63 I
Nortrup 39

Oberdorf-Möringen 4
Obhusener Hamrich 143 III, 166,
208 II
Offensen 95
Oldenburg 17, 113 I, 281, 289
Oldenstadt 184
Osenberg 17
Osnabrück 61, 71 I, 85 I, 137, 190,
194, 294
Osselse 265
Ostenholz 118 III, 127
Ostereifstedt 243
Ostermünzel 38
Osternburg 10 II
Ostfriesland (ohne Näheres) 112 II,
III, 154
Ottenbergen 40

Papenburg 113 I
Peine 170, 322
Peze 118 I
Poththoltensen 108 I

Quanthof 30

- Nade 261 f
 Nammelsburg 291
 Namsloh 113 I
 Nehburg 213
 Neher 152
 Nehorn 87
 Rheden 28, 67 IV
 Riegen bei Hameln 7
 Robbedissen 136
 Rodewald 144
 Rotenburg 73 I
- Salzgitter 12, 22, 35, 118 II, 145,
 182, 188
 Sandhorst 124
 Scharnbeck 157 I
 Scharrel 233
 Scheuen 11
 Schlarpe 55
 Seelze 93, 191, 245
 Sehlde 253
 Sehmünden 65
 Selsingen 243
 Selzen 29
 Sievershausen 33, 58, 69 I
 Sohlingen 51
 Solling 133
 Soltau 42, 74
 Springe 65
 Stade 295, 323 III
 Steierberg 8, 183
 Stellichte 227
 Stöckse 105 I
 Stölzenau 8
 Strücklingen 60, 113 I
- Stübeckshorn 223
 Suttorf 19
- Talge 151
 Torum 125
- Ülzen 111
 Uyen 9
 Uygant 63 II
 Uslar 15, 116 II, 274, 293
- Verden 246
- Waake 123
 Weene 205
 Wenden 105 II, 106 II, 107, 115
 Wendenborstel 79 III
 Wendhausen 118 II
 Werdum 164
 Werlte 155, 233
 Wetschen 28
 Wetschenhardt 28, 59
 Wiedenfahl 25, 43, 81, 83 I, 100,
 146, 163, 169, 282, 290
- Wildeshausen 216
 Wilsum 321
 Winzlar 213
 Wiffelhövede 226
 Wittenburg 31
 Wittingen 261, 262
 Wittlage 172
 Woltersdorf 244
 Wölpe 105 I
 Wursten 173, 314
-

Eichblatts Deutscher Sagenschatz in Einzeldarstellungen.

Nach Landschaften bearbeitet von heimischen Kennern.

Bisher sind erschienen:

- Band 1: **Pommersche Sagen** von Prof. Dr. A. Haas, 3. vermehrte Auflage.
Band 2: **Märkische Sagen** von Prof. Dr. H. Lohre.
Band 3: **Sagen der Provinz Posen** von Prof. D. Knoop.
Band 4: **Sagen aus Schlessien** von Prof. Dr. R. Kühnau, 2. vermehrte Auflage.
Band 5: **Sagen aus Hessen und Nassau** von Karl Wehrhan.
Band 6: **Sagen des Rheinlandes** von Otto Schell.
Band 7: **Niedersächsische Sagen I** (Prov. Sachsen, Braunschweig, Anhalt) von Dr. G. Kahlo.
Band 8: **Niedersächsische Sagen II** (Hannover, Oldenburg) von Dr. L. Mackensen.
Band 9: **Sagen des Harzes** von Dr. G. Kahlo.
Band 10: **Badische Sagen** von Dr. Joh. Rünzиг.
Band 11: **Ostpreussische Sagen** von Dr. Karl Plenzat.
Band 12: **Niederösterreichische Sagen** von Anton Mailly.
Band 13: **Hanseatische Sagen** von Dr. L. Mackensen.

Weitere Bände sind in Vorbereitung.

Jeder Band (mit Bildtafeln) gut gebunden zwischen 3.— Mk. bis 5.— Mk.

Ferner erschien:

Deutsches Land im deutschen Liede.

Band 1: **Pommern im deutschen Liede** von Dr. Hans Benzmann.
Eine Sammlung von Gedichten in fünf Kreisen.

1. Natur und Jahreszeiten, Lieder, Stimmungen, Visionen und Sagen.
2. Hochdeutsche und plattdeutsche Volkslieder Pommerns.
3. Plattdeutsche Dichter Pommerns.
4. Pommerns Geschichte im deutschen und Deutschlands Geschichte im pommerschen Liede.
5. Pommerns Dichter, Stil, Persönlichkeit und Weltanschauung. Balladen.
— In einem Band gebd. 4.— Mk. —

Das Werk füllt eine Lücke!

Der Name des Herausgebers bürgt für künstlerischen und gewählten Inhalt.

In Vorbereitung sind hier:

Die Mark im deutschen Liede. — Hessen und Nassau im deutschen Liede.
Ostpreußen im deutschen Liede. — Niedersachsen im deutschen Liede usw.

Hermann Eichblatt Verlag * Leipzig-Gohlis

Litauische Geschichten

von Ernst Wichert.

Auch jene ferne Ecke — das Memelland — ist deutsches Land, ist unser, bleibt unser! Es ist ein zähes Geschlecht, eigenwillig und hart, das dort oben wurzelt. Diese Erzählungen lassen vor uns die Bewohner jenes Landes lebenswahr und ungekünstelt erstehen. — Preis gebd. 4.— Mk.

Unser Masuren in Forschung und Dichtung

von H. Schumann — 4.—7. Auflage. —

Mit 24 Bildern und Beiträgen v. H. Sudermann, E. Bulcke, A. Miegel, den Skowronnefs u. a.

So mancher, der Deutschland bereiste und dann auch mehr zufällig als gesucht jenen äußersten Winkel des deutschen Vaterlandes kennen lernte, wurde überrascht von der verträumten Schönheit masurischer Wälder und Seen und mußte es gestehen, daß man fern im Reiche viel zu wenig davon wußte.

— Preis gebd. 4.— Mk. —

Eichblatt Bücher.

1. Elßäffisch Haus von O. Becker.

Gedichte und Federzeichnungen. Das Vorwort schrieb F. Lienhard.
Künstlerband gebd. 1.60 Mk.

2. Stille Helden von Carl Worms.

Dieses Bändchen Novellen gehört zu den reifsten Arbeiten des baltischen Dichters.
Preis in Geschenkband 2.40 Mk.

3. Berliner Nächte von L. Schneider.

Kulturhistorische Schilderungen aus der Geschichte Berlins.
— Preis gebd. 1.80 Mk. —

Der Väter Land.

Der deutschen Jugend zur Erinnerung an die verlorenen Heimatgebiete

herausgegeben von Gustav Schlipfötter und Fritz Pferdenges

mit zahlreichen Gedichten, Erzählungen und Auffsägen deutscher Männer und Frauen, u. a. lieferten Beiträge von Hindenburg, Ludendorff, Rudolf Herzog, Franz Lüdtke, Friedrich Lienhard, Frieda Jung, von Hoefler, Paul Keller und viele andere.

Mit Titelbild „Der Väter Land“ von Prof. Ludwig Fahrenfroh und einer Reihe Federzeichnungen auf Kunstdruckpapier von O. Becker.

— Preis in $\frac{1}{2}$ Leinen 4.— Mk. —

Hohenzollernsagen

von Dr. Hermann Kügler.

(Vierte, vollständig umgearbeitete, mit Anmerkungen versehene Auflage von Schwebels Sagen der Hohenzollern).

Dem Buch ist als Titelbild Kampf „Friedrich der Große in der Schloßkirche zu Charlottenburg nach dem Siebenjährigen Kriege“ beigegeben.

— Preis: $\frac{1}{2}$ Leinen 3.60 Mk. — $\frac{1}{2}$ Leder 6.— Mk. —

Hermann Eichblatt Verlag * Leipzig = Gohlis

Luise, Königin von Preußen

Ein Lebensbild in Briefen und Aufzeichnungen der Königin und ihrer Zeitgenossen — herausgegeben von der Literarischen Vereinigung des Berliner Lehrervereins (zusammengestellt von P. Gärtner und P. Samuleit). — 3. Auflage.

Wer auf den Gabentisch heranwachsender Töchter ein gehaltvolles Buch legen will, wähle dieses Werk.

„— Auch Königin Luise hat vorbildlich gelebt. Wenn das fast vergessen war in den Tagen deutschen Glücks, so wird es um so deutlicher in dem unermeßlichen Schmerz, an dem heute das deutsche Volk trägt. Die Schlussworte aus dem Sonett von Heinrich Kleist sind wieder Wahrheit geworden:

„Du bist der Stern, der voller Pracht erst flimmert,
Wenn er durch finst're Wetterwolken bricht —“ (Zagl. Rundschau).

— Preis: gut gebunden 3,30 Mk. —

Sonne im Land

8 Aquarelle von R. Preuß e.

Diese Aquarelle sind leuchtende, farbenfrohe Motive und so recht geschaffen, in unsere Zeit Licht und Sonne zu bringen.

Inhalt:

Frühlingsstimmung — Thüringer Wald — Nach dem Gewitter — Aus Queblin-
burg — Abendsonne — In der Heide — Hünengrab auf Rügen — Winterstimmung.

Preis im Umschlag mit Titelbild, die Blätter mit Kordel gehalten 5. — Mk.

Das deutsche Dorf

Mit 70 Federzeichnungen bekannter Künstler nebst erläuternden Aufsätzen von Dr. Theodor Heuß, Prof. Rob. Mielke, D. R. Hesselbacher u. a.

— Preis Ganzleinen 6,50 Mk. —

Die Schönheit der deutschen Landschaft.

30 Federzeichnungen zeitgenössischer Künstler
mit Einführungsaufsatz von Adolf Grütner.

— In Ganzleinen gebd. 4. — Mk. —

Deutsches Lehrerblatt: Aus allen Gegenden unseres Vaterlandes sind Zeichnungen vorhanden. Sowohl der, der sein Vaterland bereist hat und seine Schönheiten mit eigenen Augen gesehen hat, als auch der, der nur nach diesen Bildern sich in die Wirklichkeit einzuleben versucht, wird das Buch schätzen und lieben.

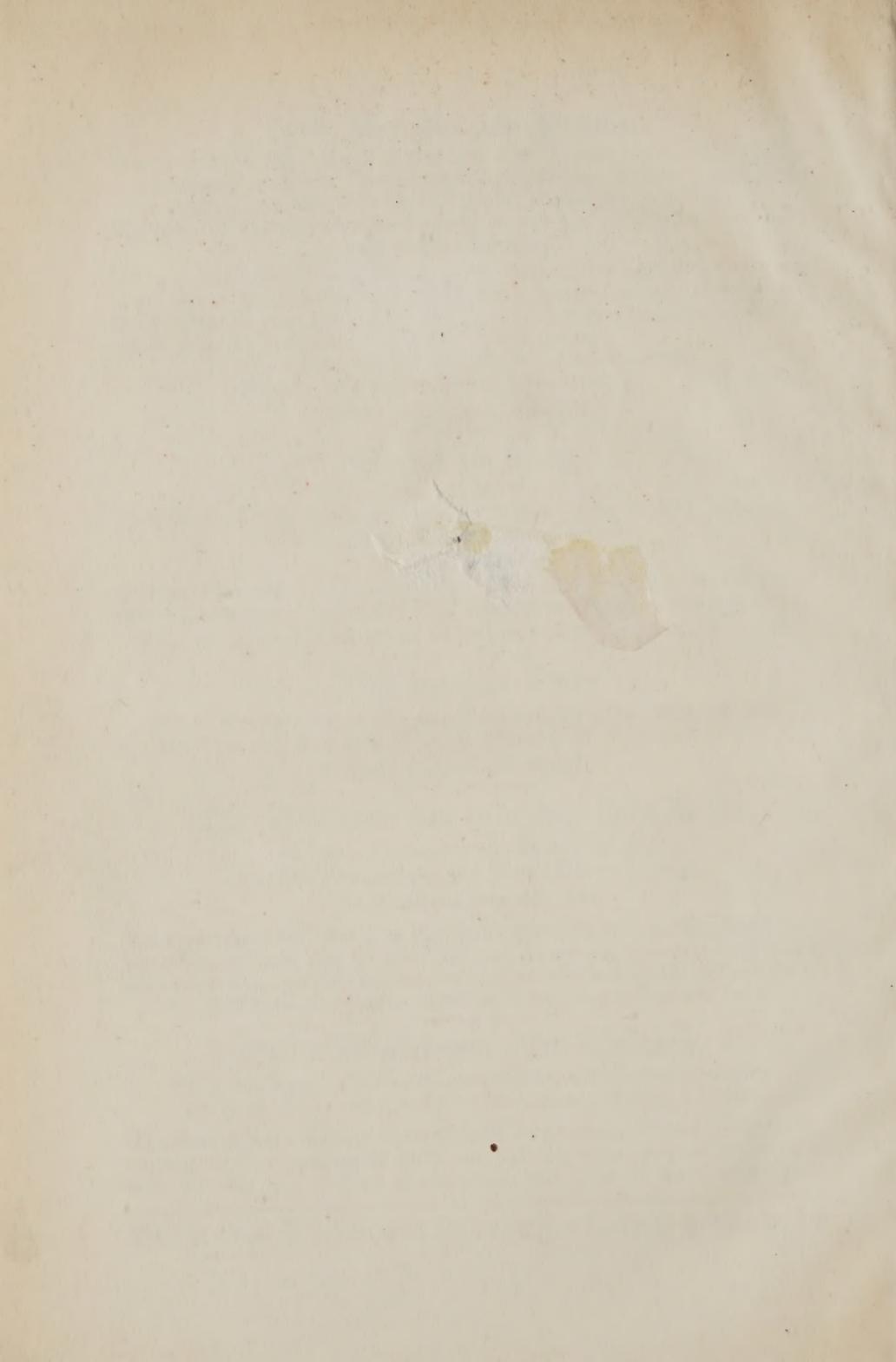
Stille Winkel aus alten Städten.

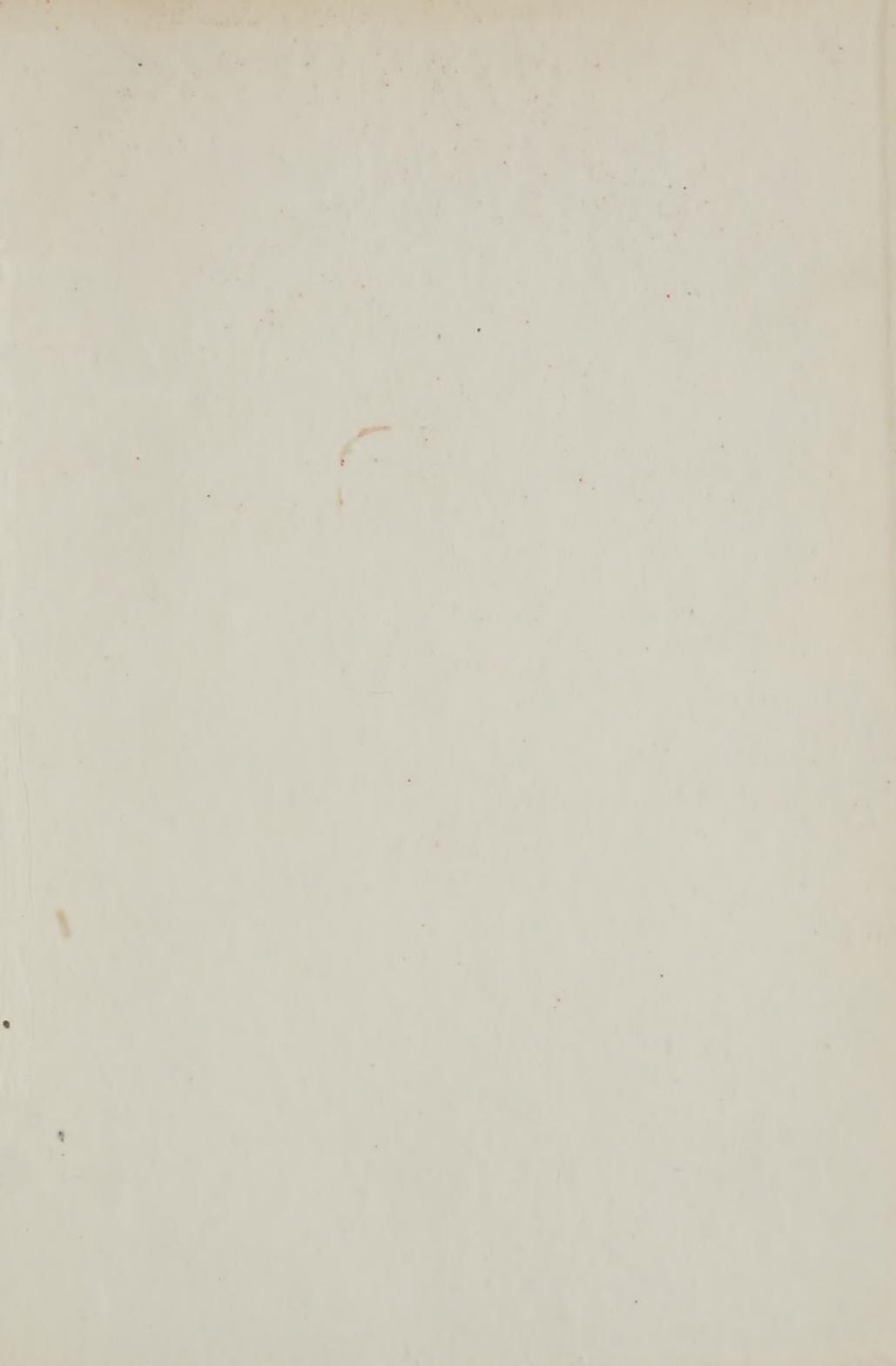
32 Federzeichnungen zeitgenössischer Künstler, mit Einführungsaufsatz von Prof. Franz Goerke. — In vornehmer Mappe 3,75 Mk.

Schaffende Arbeit und Kunst in der Schule: Es wird wenig Bücher und Sammelwerke geben, die so eindringlich zeigen, wie schön die alten deutschen Städte auch heute noch sind. . . . Jeder Heimatfreund wird über die Gabe entzückt sein.

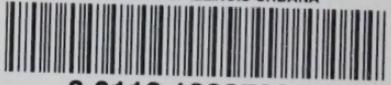
Hermann Eichblatt Verlag * Leipzig = Gohlis







UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA



3 0112 122879262